

Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit



Institut für deutsche Sprache
Jahrbuch 1998



Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit

Herausgegeben von
Gerhard Stickel



Walter de Gruyter • Berlin • New York
1999

Redaktion: Franz Josef Berens

☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die
US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Institut für Deutsche Sprache <Mannheim>:

Jahrbuch ... / Institut für Deutsche Sprache. – Berlin ; New York :
de Gruyter.

Früher Schriftenreihe

ISSN 0537-7900

1998. Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. – 1999

Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit / hrsg. von

Gerhard Stickel. – Berlin ; New York : de Gruyter, 1999

(Jahrbuch ... / Institut für Deutsche Sprache ; 1998)

ISBN 3-11-016490-6

© Copyright 1999 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und buchbinderische Verarbeitung: WB-Druck, Rieden

Inhalt

Gerhard Stickel: Vorwort	VII
Friedhelm Debus: Eröffnung der Jahrestagung 1998	1
Werner Welzig: <i>Was trägst Du unter der Schürze?</i> Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht	4
Gerhard Stickel: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage	16
Rudolf Gerhardt: „Kreative Sprachführung“ oder: Von der Macht, die Begriffe zu besetzen	45
Cathrine Fabricius-Hansen: Welchen besonderen Bedarf hat die Auslandsgermanistik?	59
Gerhard Voigt: Die strukturbedingte Wissenschaftsferne des schulischen Sprachunterrichts	73
Florian Langenscheidt: Was erwarten die Verlage?	85
Helmut Henne: Gesellschaftliche Bezüge im Selbstverständnis der neueren Sprachwissenschaft. Drei Stationen auf dem Weg in die linguistische Moderne	88
Gerd Antos/Heike Tietz/Tilo Weber: Linguistik in der Öffentlichkeit? Ergebnisse einer Umfrage unter LinguistInnen zum Forschungstransfer	100
Peter Eisenberg: Für wen schreiben wir Grammatiken?	121
Matthias Jung/Martin Wengeler: Wörter – Argumente – Diskurse. Was die Öffentlichkeit bewegt und was die Linguistik dazu sagen kann	143
Michael Becker-Mrotzek/Gisela Brünner: Gesprächsforschung für die Praxis: Ziele, Methoden, Ergebnisse	172
Werner Eroms: Die Rechtschreibreform in der öffentlichen Meinung	194
Gisela Schoenthal: Wirkungen der feministischen Sprachkritik in der Öffentlichkeit	225
Ludwig Jäger: Linguistik und Öffentlichkeit. Aspekte eines schwierigen Verhältnisses	243
Podiumsdiskussion: Was nun? Wie kann man das Verhältnis Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit verbessern?	262
Anschriften der Autoren	283
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1998	287

Vorwort

Seit Jahren produziert die Sprachwissenschaft, besonders die germanistische Linguistik, eine kaum abnehmende Flut von Veröffentlichungen, von denen in Deutschland aber nur ein kleiner Teil öffentlich wahrgenommen, also auch außerhalb der linguistischen Fachszene rezipiert wird. Dabei geht es der Linguistik kaum anders als einer Reihe weiterer Wissenschaften und ihren Spezialdisziplinen, deren Themen und Resultate in der Öffentlichkeit nur selten Beachtung finden.

Der geringen öffentlichen Anteilnahme an aktuellen Forschungsfragen und Ergebnissen der Linguistik steht jedoch hierzulande ein durchaus verbreitetes Interesse an Sprache und Sprachlichem gegenüber, das sich unter anderem in regem Absatz von Wörterbüchern und populären Sprachratgebern, in Leserbriefen und Zeitungsglossen zu sprachlichen Themen und in einer Vielzahl von Anfragen an Sprachberatungsstellen manifestiert. Sprachinteresse und -bewusstsein äußern sich auch in der politischen Diskussion, etwa durch öffentliche Kritik am Sprachgebrauch des jeweiligen politischen Gegners oder in Klagen über einen Verfall der deutschen Sprache und der Forderung nach besserer Spracherziehung. Öffentliches Interesse an Sprache und öffentliche Meinung über Sprache liegen schon deshalb nahe, weil Öffentlichkeit sich vor allem sprachlich konstituiert und auch Politik im Wesentlichen sprachliches Handeln ist.

Das Dreiecksverhältnis zwischen Sprache, Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit wurde bei der 34. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache (IDS) vom 10. bis 12. März 1998 behandelt. Für die beteiligten Linguisten ging es dabei vor allem um Fragen der Abstimmung der innerfachlichen Forschungsinteressen mit außerfachlichen Erwartungen an die Sprachwissenschaft. Das Tagungskonzept war von einem Vorbereitungsausschuss entworfen worden, dem die Germanisten Gerd Antos (Univ. Halle-Wittenberg), Walther Dieckmann (FU Berlin), Annette Trabold und Gerhard Stickel vom IDS angehörten. Den eingeladenen Referenten wurden vier Leitfragen zur Anregung und Orientierung gestellt:

1. Wie sieht die Öffentlichkeit Sprache, und was erwartet sie von der Linguistik (falls sie etwas erwartet)?
2. Wie sieht die Linguistik ihre Forschungen im Hinblick auf die Öffentlichkeit?

3. Welche Wirkungen hat die neuere Linguistik in der Öffentlichkeit gezeitigt?
4. Wie und wie weit kann der Gegensatz zwischen öffentlichem Bedarf an praxisrelevanter Sprachforschung und den Bedenken vieler Linguisten gegenüber vorschnellen Verwertungserwartungen überwunden werden?

Der vorliegende Band versammelt die Texte der Vorträge, die bei der Tagung gehalten wurden, und die Beiträge zur abschließenden Podiumsdiskussion. Angesichts des Themas lag es nahe, dass die Linguisten nicht unter sich bleiben konnten und wollten. Neben den Vorträgen der beteiligten Sprachwissenschaftler finden sich deshalb auch Beiträge von Fachleuten aus Literaturwissenschaft (Welzig), Schule (Voigt), Journalismus (Gerhardt), Verlagswesen (Langenscheidt), Politik (Kuhn) und Werbewirtschaft (Struchholz).

Eine Umsetzung der vielen Vorschläge und Anregungen, die bei der Tagung vermittelt wurden, in die Forschungspraxis des IDS war verständlicherweise nicht 'aus dem Stand' möglich, zumal sich das Institut auf größere, längerfristige Vorhaben konzentriert. Der Bericht über die Arbeiten des IDS im Jahr 1998, der wie stets das Jahrbuch abschließt, lässt aber hoffentlich erkennen, dass einige der schon laufenden Projekte und mehrere der Veranstaltungen und Aktivitäten im Berichtsjahr den Bezug zur sprachinteressierten Öffentlichkeit suchen und ihn auch dann finden, wenn es nicht gerade um die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung geht.

Gerhard Stickel

FRIEDHELM DEBUS

Eröffnung der Jahrestagung 1998

Als Vorsitzender des nach der Umstrukturierung des IDS geschaffenen vorläufigen „Wissenschaftlichen Beirats“ und als der bis dahin amtierende Präsident des Instituts möchte ich Sie alle begrüßen und herzlich willkommen heißen. Sie sind in großer Zahl gegenwärtig, um sich mit einer besonders wichtigen Thematik zu beschäftigen. Möge dies in einer fruchtbaren und zukunftsweisenden Art geschehen!

Der „Wissenschaftliche Beirat“, dessen Funktion im „Jahresbericht 1997“ beschrieben ist, hat als wesentlich unabhängiges wissenschaftliches Gremium und zugleich als Organ des IDS sehr wichtige Aufgaben wahrzunehmen. Diese werden sozusagen durch drei große B.s beschrieben, nämlich: *Beratung* und *Bestätigung* der Forschungs- und Entwicklungsplanungen des Instituts, dazu die *Bewertung* (modern: die Evaluierung) aller Leistungen der Abteilungen und Arbeitsstellen des IDS. Dabei hat der Beirat ebenso zu bewerten, wie die wohl zu erwartenden Ergebnisse dieser Tagung künftig umgesetzt werden – dies aber mit kritischem Blick auf die eigene Tätigkeit; denn das Tagungsthema geht uns alle an, die Institutionen und jeden einzelnen, die Sprachwissenschaft und auch die Öffentlichkeit.

Natürlich sind schon bisher unsere Tagungen öffentlich gewesen: Sie standen jedem offen, und die Medien haben auch dankenswerterweise darüber berichtet. Doch in diesem Frühjahr ist die Lage anders. Das Thema hat nunmehr – die Liste der Tagungsteilnehmer deutet es an – die Öffentlichkeit oder besser: Vertreter der sogenannten Öffentlichkeit mit der Sprachwissenschaft oder genauer: mit Vertretern der Sprachwissenschaft direkter zusammengeführt; nicht blockartig einander gegenübergestellt, sondern – wie es die alphabetisch geordnete Teilnehmerliste schön dokumentiert – bunt durchmischt. Wir wollen ja miteinander, nicht gegeneinander reden. Wir wollen hier Fragen stellen und Antworten suchen – und das gemeinsam aus verschiedenen Perspektiven. Fragen stellen sich ja schon längst, genug und von selbst. Die zentrale Frage ist die: Wie kommt es, daß zwar in der Öffentlichkeit ein nicht geringes Interesse an Sprache, ihrem Gebrauch und ihrer Pflege besteht, daß aber die Ergebnisse der zuständigen Fachwissenschaft so wenig oder zu wenig oder gar nicht zur

Kenntnis genommen werden? Liegt es an der Wissenschaft, weil sie zu esoterisch, zu spezialisiert, zu schwer verständlich ist? Liegt es an den Wissenschaftlern, die zu isoliert, zu arrogant oder schlicht unfähig sind, ihre Erkenntnisse verständlich zu vermitteln? Liegt es an der Öffentlichkeit, die nicht bereitwillig-aufgeschlossen-neugierig genug ist, um sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse und Problemstellungen verständlich aufzunehmen? Dabei gibt es inzwischen genügend linguistische Themenbereiche, die Brücken zwischen beiden Seiten zu schlagen bestens geeignet sind. Ich nenne nur die Textlinguistik mit ihren Verzweigungen, die Übersetzungswissenschaft, die Sozio- oder Psycholinguistik. Gerade solche Gegenstandsbereiche haben nicht nur eine heilsame interne Wirkung – dergestalt, daß die zur Abkapselung neigenden Teildisziplinen, also die Sprach- und Literaturwissenschaft, wieder zusammengeführt werden, sozusagen eine innerfachliche (intradisziplinäre) Öffentlichkeit wiederhergestellt wird; ganz zu schweigen von der schwächlichen fachübergreifenden (interdisziplinären) Öffentlichkeit –, solche Gegenstandsbereiche sind durch ihre stark anwendungsorientierte Ausrichtung auch bestens geeignet, eine breitere Öffentlichkeit zu interessieren, ihr Gewinn zu bringen und den gesellschaftlichen Nutzen der Geisteswissenschaften zu dokumentieren.

Nun sollte man meinen, in unserer modernen Welt mit ihren technischen Möglichkeiten zur Information sei die beklagte Situation entschärft. Wir sind ja, wie es so schön heißt, eine „Informationsgesellschaft“ oder – wie es z. B. Minister Rüttgers letzters sagte – eine „Wissensgesellschaft“. Doch sind wir das wirklich oder besteht Hoffnung darauf, eine solche zu werden? Zweifel sind angebracht. Wir werden überfüttert mit Daten und Nachrichten aller Art. Wir sind gerade durch diese Fülle eher unterinformiert oder gar desinformiert, weil wir die Sachverhalte nicht mehr abwägend zu werten wissen oder nur das wahrnehmen, was wir wahrnehmen oder wahrhaben wollen. Ist es richtig, was einer der großen, besonders sprachsensiblen Dichter der jüngeren Gegenwart formuliert hat? Ich gebe diese Aussage hier bewußt am Anfang unserer Tagung wieder, weil sie in ihrer provozierenden Absolutheit geeignet erscheint, sich daran zu reiben:

„Ich begriff, daß Menschen zwar zueinander sprechen, aber sich nicht verstehen; daß ihre Worte Stöße sind, die an den Worten der anderen abprallen; daß es keine größere Illusion gibt als die Meinung, Sprache sei ein Mittel der Kommunikation zwischen Menschen. Man spricht zum andern, aber so, daß er einen nicht versteht. Man spricht weiter, und er versteht noch weniger. Man schreit, er schreit zurück [...]. Wie Bälle springen die Aufrufe hin und her, erteilen ihre Stöße und fallen zu Boden. Selten dringt etwas in den anderen ein, und wenn es doch geschieht, dann etwas Verkehrtes.“

Es war Elias Canetti, der dies im Jahre 1965 formulierte – in dem Essay „Karl Kraus. Schule des Widerstands“, erschienen in seinem Sammelband

mit dem Titel „Das Gewissen der Worte“.¹ Canetti und Kraus: beide lebten und wirkten in Wien, wenigstens teilweise. Mit dieser Feststellung habe ich zugleich eine Überleitung zu unserem ersten Referenten des heutigen Vormittags; denn auch er kommt aus Wien. Ich darf Ihnen nun den Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vorstellen, der zu uns sprechen wird über das interesseweckende Thema: „*Was trägst du unter der Schürze?* Oder: Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht.“ Herr Welzig, wir sind gespannt auf Ihren Vortrag.

¹ „Essays“. München, Wien o. J., S. 39–49, Zitat S. 45.

WERNER WELZIG

Was trägst du unter der Schürze?

Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht

Sehr geehrte Damen und Herren!

Gestatten Sie, daß ich dem Referat, das man an die Spitze dieser 34. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache gestellt hat, eine zweiteilige Bemerkung vorausschicke.

Zunächst ein Wort des Dankes: Die Veranstalter haben zu diesem einleitenden Vortrag jemanden eingeladen, der nicht zur Riege der hier vornehmlich vertretenen, der hier vertretenen vornehmen Fachleute gehört. Zwar würde ich nicht protestieren, wollte man mir einiges Interesse an Worten und Wendungen attestieren. Im Hause der Geisteswissenschaften, das wir gemeinsam bewohnen, fehlt mir aber der Schlüssel für jenes dem Zeitgeist besonders aufgeschlossene und mit vielen internationalen Anschlüssen versehene Appartement, dessen grundbücherlicher Eigentümer die „Sprachwissenschaft“ ist.

Das zweite Anliegen ist delikater. Man hat mich eingeladen, hier zu sprechen. Man hat mich aber nicht nur eingeladen, man hat mir auch gleich vorgegeben, was zu tun sei. „Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht“ lautet der an mich ergangene Redeauftrag. Zwar ist es reichlich spät, doch zumindest heute muß ich mein Versagen bekennen: Ich war schwach, zu schwach jedenfalls, mir und den Einladenden einzugestehen, daß ich diesem Thema nicht gewachsen sein würde. Die Tatsache, als Österreicher bei einer Tagung sprechen zu dürfen, bei der ein anderer Österreicher den „Duden“-Preis erhält, hat mich geblendet.

„Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht“. Wir sollten schauen lernen. Jedes der sinntragenden Worte dieser thematischen Vorgabe ist ein Stolperstein. Und selbst die unscheinbare Kopula entpuppt sich als ein heimtückischer Arrangeur von Perspektiven.

„Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht“. Meine Zivilcourage hat sich, als diese Einladung an mich ergan-

gen ist, darauf beschränkt, dem Auftrag der Veranstalter ein Märchenwort beizugeben, jene Frage eben, die auf Ihrem Programm den Obertitel meines Referates bildet: „Was trägst du unter der Schürze?“ Gestatten Sie, daß ich mich im folgenden an den zitathaft aufgerufenen Text halte. Lesen wir, so lade ich Sie ein, gemeinsam das Märchen vom „Rotkäppchen“, das „Rotkäppchen“, so wie die Brüder Grimm es uns überliefert haben. „Märchen sagt: – Es war einmal.“ So heißt es „Auf dem Vorgebirg“ im 2. Teil von Goethes „Faust“. „Märchen sagt: – Es war einmal.“ Seien wir couragiert! Lassen wir uns nicht auf das „Es war einmal“ fixieren! Versuchen wir der Geschichte dessen, was einmal war, einen „Sinn“ für heute „abzugewinnen“! Der Auftrag, den man mir erteilt hat, soll dabei nicht ganz verloren gehen, nicht „verlorener“ jedenfalls als jener Auftrag, mit dem das „Rotkäppchen“ sich zur Großmutter aufmacht.

Noch ehe wir uns dem Grimmschen Märchen zuwenden, wollen wir uns aber bei Jacob Grimm und Wilhelm Grimm nach den Elementarteilchen erkundigen, aus denen sich der Auftrag der Mannheimer Veranstalter zusammensetzt. „Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie ihn die Öffentlichkeit sieht“. „Geisteswissenschaften“, so erfährt man im „Deutschen Wörterbuch“ genau hundert Jahre vor diesem Auftrag, ist etwas, das es erst „neuerdings“ gibt und das, wie es 1897 heißt, „im gegensatz zu den naturwissenschaften“ steht. Die schillernde Frage nach dem „Nutzen“, die man mir gestellt hat, mag mit diesem längst hinfälligen, aber immer noch wirksamen Gegensatz zu tun haben, den das Wörterbuch behauptet. Zu einem Vortrag über den Nutzen der Naturwissenschaften und wie ich ihn sehe, hat man mich jedenfalls noch nie eingeladen, obwohl dabei über mehr Geld nachzudenken wäre, als für unsere Gastgeber zur Disposition steht. Die Legitimationsbedürfnisse der wissenschaftlichen Disziplinen scheinen unterschiedlich gelagert zu sein. Die „Geisteswissenschaften“ verspüren jedenfalls immer wieder das Bedürfnis, ihren „Nutzen“ zur Diskussion zu stellen. An diesem Drang, bestätigt zu werden, mag in unserer „globalisierenden“ Epoche auch die Tatsache einen Anteil haben, daß anders als die Naturwissenschaften die „Geisteswissenschaften“ einem Nicht-Deutsch-Sprechenden kaum auszudeutschen sind. Man kann sie ebenso schwer übersetzen wie die „kleine süße Dirne“ des „Rotkäppchen“, die im „dear little girl“ der englischen Fassung kaum wiederzuerkennen ist.

Wie steht es mit der „Öffentlichkeit“? In dem von einem Landsmann von mir betreuten 7. Band des „Deutschen Wörterbuchs“ erfahren wir 1889 zwischen „N“ und „Quurren“, in der Nähe von „predigen“ und „Predigt“, daß „Öffentlichkeit“ ist oder hat, „was öffentlich ist oder geschieht“. Die lexikographische Definitionskunst scheint hier noch nicht auf ihrem Höhepunkt zu sein. Und die vom „Grimm“ im ausgehenden 19. Jahrhundert zu dem, was „Öffentlichkeit“ ist, beigegebenen fünf Belege haben mit der Themenstellung dieser Tagung am Ende des 20. Jahrhunderts wenig

zu tun. Respektgebietender ist – ob hilfreicher mag offenbleiben –, was ein Mannheimer Wörterbuch unserer Tage anzubieten hat: Die „Öffentlichkeit“, erfahren wir im großen „Duden“, ist ein „als Gesamtheit gesehener Bereich von Menschen, in welchem etwas allgemein bekannt (geworden) und allen zugänglich ist“.

Zum „Nutzen“ auch noch lexikographische Auskünfte zu sammeln, wollen wir uns, der Wörterbücher ein wenig überdrüssig geworden, ersparen. Begnügen wir uns mit dem alten Dichterwort, daß Beifall verdient, wer Angenehmes und Nützliches zusammenbringt. „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“ (Ars poetica, 343).

„Komm, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und wird sich daran laben.“ Auch uns wird solche Labung guttun, gerade wenn wir Großväter sind und nicht schwach sein wollen. Zuvor aber wollen wir gemeinsam das „Rotkäppchen“ auf seinem Weg begleiten. Das Ziel liegt, wie uns das Märchen sagt, „draußen im Wald“, „eine halbe Stunde vom Dorf“. Der Mannheimer Redeauftrag soll uns auf diesem Weg weg vom Dorf begleiten.

Die Voraussetzungen unserer Wanderung sind rasch benannt. Die „kleine süße Dirne, die jedermann lieb hatte, der sie nur ansah“ – es geht gar nicht anders, in dieser Figur müssen die Geisteswissenschaften sich selbst imaginieren. „Mutter“, „Großmutter“ und rettender „Jäger“ – darin hätten wir gerne die „Öffentlichkeit“ repräsentiert gesehen. Doch mit der zitierten Mannheimer Entscheidung, daß „Öffentlichkeit“ ein „als Gesamtheit gesehener Bereich (...) ist, in welchem etwas allgemein bekannt geworden und allen zugänglich ist“ läßt sich dieses Vorhaben nicht vereinen. So bleibt nur der Wolf, den wir dank unserer Sprache nicht nur ob seiner Verkleidungskunst schätzen, sondern der uns auch bewegt, mit ihm zu heulen. Daß er darüber hinaus, im Märchen vom „Rotkäppchen“ jedenfalls, präzise Vorstellungen vom „Nutzen“ hat, steht außer Zweifel. Er soll uns der Repräsentant für das sein, was im Jargon einer zu Ende gehenden Ära als „Öffentlichkeit“ beschworen wird.

Soweit die Prämissen unserer Lektüre. In fünf Abschnitten wollen wir diese Lektüre zu entwickeln versuchen. Wir überschreiben sie mit 1. „Guck nicht erst in alle Ecken herum“, 2. „Warum guckst du dich nicht um“, 3. „Rotkäppchen schlug die Augen auf“, 4. „Was hast du für große Augen?“ und 5. „Wie die alte Frau schnarcht“. Dem fünften und letzten Abschnitt wird ein Exkurs vorangehen. Und dort schließlich, wo das Auditorium schnarcht, wird eine Schlußbemerkung stehen.

1. „Guck nicht erst in alle Ecken herum“. Die Märchenformel „Es war einmal“, die Beschreibung der Titelfigur und die Begründung des Namens der Titelfigur eröffnen die Geschichte. Von den Figuren sind die „kleine süße Dirne“ und die Großmutter schon im ersten Satz präsent. Im dritten Satz tritt die Mutter in die Erzählung. Von dem Auftrag, den sie dem Rot-

käppchen erteilt, geht die Handlung aus. Mehreres fällt an diesem Auftrag auf. Zunächst einmal: Was das Rotkäppchen unternimmt, soll jemand anderem wohl tun. Die Großmutter wird sich an Kuchen und Wein „laben“. Dann: das Rotkäppchen muß, um diese Wohltat zu erweisen, weg von Zuhause, es muß, wie es knapp hintereinander gleich zweimal heißt, „hinaus“, hinaus zur Großmutter. Das Auffälligste aber ist der moralische Rahmen der Aktion. Das Dekor um nimmt weit mehr Platz ein als die Botschaft selbst. „Hübsch sittsam“ soll das „Rotkäppchen“ gehen und „vom Weg“ soll es nicht abweichen. Diese beiden Angaben sind offenkundig keine Wiederholung. Sie sind nicht synonym. Sie ergänzen einander. Am rechten Weg bleiben ist eines, „hübsch sittsam“ gehen etwas anderes, in unseren Tagen gar nicht mehr leicht Vorzustellendes. Die nachfolgenden, noch auffälligeren Vorschriften, wie das Rotkäppchen sich dann bei der Großmutter zu benehmen hat, geben einen Hinweis, woran gedacht ist. Was die Aufführung bei der Großmutter betrifft, so ist zunächst vom Grüßen die Rede: Das „Rotkäppchen“ soll nicht vergessen, „guten Morgen zu sagen“. Darüber hinaus mahnt die Mutter: „guck nicht erst in alle Ecken herum“. Die Tugend des eingezogenen Blickes wird eingefordert. Eben das ist es, was wir uns unter „hübsch sittsam“ vorzustellen haben, auch wenn der englische Übersetzer mit „nicely and quietly“ dieses „hübsch sittsam“ ziemlich entstellt hat.

2. „Warum guckst du dich nicht um?“ Mit dem Versprechen, Gebote und Verbote der Mutter gegenwärtig zu halten, macht das „Rotkäppchen“ sich auf den Weg. „Ich will schon alles gut machen“ und erheblich strenger und stärker gegenstandsbezogen im Englischen: „I will take great care“. Als das Rotkäppchen in den Wald kommt, „begegnet ihm der Wolf“. „A wolf met her“ heißt es mit einer deutlichen Verschiebung im Englischen. Dieser Wolf, „der Wolf“, ist für uns die wichtigste Figur des Ganzen, obschon er nur in 9 von den 56 Sätzen als Subjekt auftritt. Es entfaltet sich ein Gespräch zwischen dem Rotkäppchen und dem Wolf, der erste der zwei Dialoge mit dem Wolf in diesem Märchen, das insgesamt zu einem wesentlichen Teil aus Anrede, Wechselrede und Selbstgespräch aufgebaut ist. Introduction und Schluß dieses ersten Dialogs verdienen unsere Aufmerksamkeit.

Ehe er einsetzt, gibt der Erzähler Auskunft, was die Titelfigur bei der Begegnung empfindet. „Rotkäppchen (...) wußte nicht“, heißt es, „was das für ein böses Tier war und fürchtete sich nicht.“ Es ist eine Wendung von biblischem Gewicht, auf die wir da stoßen: „und fürchtete sich nicht“. Zugleich aber ist es eine gewichtlose Aussage. Daß das Rotkäppchen sich nicht fürchtet, ist ein Produkt puren Unwissens oder besser: Nicht-Wissens.

Es wäre zu simpel, von hier zu transponieren, wie es uns mit der „Öffentlichkeit“ ergeht. Die eingangs angedeutete Suche in den Wörterbüchern von einst und jetzt könnte uns aber anregen, darüber nachzudenken,

was wir überhaupt im Kopfe haben, wenn wir beschwörend von „Öffentlichkeit“ reden. Im Unterschied zum Rotkäppchen führt uns kein Zufall mit dem Wolf zusammen. Ob er nun ein „böses Tier“ ist oder nicht – unser innigstes Bestreben ist, ihm zu begegnen. Soweit die Vorbereitung.

Eine artige Grußszene eröffnet den Dialog. Sie und die folgenden Fragen und Antworten brauchen uns nicht weiter zu beschäftigen. Erwähnt sei allenfalls, daß die Frage des Wolfes: „Was trägst du unter der Schürze“ im Englischen entzweideutigt wird: „What have you got in your apron?“. Daß der Wolf im Zuge dieses Gespräches den Entschluß faßt, „die Alte“, die Großmutter also, und auch das Rotkäppchen, das „junge zarte Ding“, zu „erschnappen“, ist jedermann bekannt. Daß er weiß, daß er „listig“ sein muß, um das zustande zu bringen, wissen wir auch. Worin diese „List“ besteht, verdient Aufmerksamkeit.

Nach der Wechselrede geht der Wolf zunächst einmal neben dem Mädchen einher. Ein „Weilchen“ schweigen die beiden. Dann kommt die entscheidende, den Weg des Rotkäppchen verändernde, in sein Schicksal eingreifende Anrede. Sie besteht aus zwei Fragesätzen und einem Aussagesatz. (1) „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen, warum guckst du dich nicht um?“ (2) „Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen?“ (3) „Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist ja so lustig haßen in dem Wald.“

Diese drei Sätze sind eine nicht nur der Aufmerksamkeit von Kindern würdige Szene. Sie sind, so behaupte ich, eine große Verführungsszene der Weltliteratur. „Warum guckst du dich nicht um?“ Diese erste Frage rührt an die Erziehung des Rotkäppchens. Sie nimmt jenes Gebot auf, mit dem die Mutter das Mädchen entlassen hat. Die Frage ist durchaus geeignet, in uns, die wir dieses Märchen von heute her lesen, Zweifel an Rotkäppchens Erziehung zu wecken. Die Regeln des Benehmens und die sinnliche Wahrnehmung geraten in Konflikt miteinander. Wer wollte nicht annehmen, daß ärmer ist, wer die „schönen Blumen“ nicht sieht, die „ringsumher“ stehen? Vom Schauen geht es zum Hören. In der nächsten Frage unterstellt der Wolf dem Rotkäppchen, das er mit seiner Rede verführt, taub zu sein. Weder mit den Augen noch mit den Ohren, so seine Behauptung, nimmt es die Welt wahr. Es kann gar nicht hören, „wie die Vöglein so lieblich singen“. Der dritte Satz schließlich faßt zusammen. Das Rotkäppchen muß sich sagen lassen, daß es sich aufführt, als wenn es „zur Schule ginge, und ist ja so lustig haßen in dem Wald.“ Das „haußen“, über das das Grimmsche Wörterbuch 1877 weit mehr zu erzählen weiß, als es zehn Jahre später über die „Öffentlichkeit“ zu sagen hat, erinnert uns, daß wir einen älteren Text vor uns haben. Um exakt zu sein: Der Artikel „öffentlichkeit“ im „Grimm“ umfaßt 13 Zeilen, der Artikel „hausen“ hingegen: ich laße Sie raten: 20, 30 oder vielleicht gar 40 Zeilen? Nein: 136.

Trotz des altertümlichen „haußen“: Die Situation, die in der Bemerkung des Wolfes mahnend evoziert wird, ist eine elementare und aktuelle Lebenssituation. Dort, wo es „lustig“ ist, sich so zu gebärden, als wenn man zur Schule ginge – ein giftigerer und wirksamerer Vorwurf an einen jungen Menschen ist nicht denkbar. Aber auch die Umkehrung ist uns geläufig. „Lustige“ Schulmeister zu Hauf erinnern uns, daß wir uns der Schule recht herzlich schämen. Wenn wir den Ort des Unterrichts schon nicht abschaffen, wenn wir die Schulzimmer schon nicht ganz vermeiden können, so tun wir doch zumindest so, als würden wir uns „haußen in dem Wald“ herumtreiben.

3. „Rotkäppchen schlug die Augen auf“. Es ist wiederum ein Satz mit biblischem Anklang, der die Reaktion des Rotkäppchens auf die Worte seines Begleiters angibt. „Rotkäppchen schlug die Augen auf“. Der „Knabe (...) schlug die Augen auf“ übersetzt die „Zürcher Bibel“ das „Buch der Könige“ bei der Beschreibung der Wundertaten des Propheten Elisa (2 Kö 4,35); puer opernit oculos. Im Märchen ist dieses Aufschlagen der Augen sinngemäß allerdings einer anderen biblischen Stelle näher, der Rede vom „Aufgehen“ der Augen in der Beschreibung des Sündenfalls, in der im übrigen auch ein „listiges“ Tier am Werk ist (Gn 3). Das Rotkäppchen vergißt die Gebote, mit denen es ausgezogen ist. Es läuft „vom Weg ab in den Wald hinein“. Blumensuchend gerät es „immer tiefer in den Wald hinein“. Was hier vor sich geht, wird kontrastiv markiert durch den Weg, den der Wolf nimmt. Er geht „geradeswegs nach dem Haus der Großmutter“. Das Geschehen dort ist uns allen bekannt. Der Wolf, der als Rotkäppchen Einlaß begehrt hat, verschlingt die Großmutter, „er tut“ daraufhin, wie es heißt, „ihre Kleidern an“, legt sich in das Bett der Großmutter und zieht die Vorhänge vor. Kein Wolf im Schafspelz, ein Wolf im Großmuttergewand.

4. „Was hast du für große Augen!“ Als das Rotkäppchen soviel Blumen beisammen hat, daß es keine mehr tragen kann, macht es sich endlich zur Großmutter auf, zu jener Großmutter, der es, mit den Blumen zusätzliche Freude zu machen glaubt, deren Unheil es aber inzwischen gerade dadurch herbeigeführt hat. Als es in die Stube der Großmutter tritt, hat es an diesem Ort ganz andere Empfindungen als bisher, es ist ihm „ängstlich (...) zumut“. Es kommt zum zweiten Dialog. Die Fragen und Antworten dieser Gesprächspartie sind in den deutschen Zitatenschatz eingegangen. Sie schließen an jene Sinne an, von denen zuvor, in der Verführungsszene, schon die Rede war. Wovon gerade noch Verlockung ausgegangen ist, das ist jetzt aber Anlaß zur Beklemmung: „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!“, „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!“ Die dritte Frage bereitet die kommende Handlung vor: „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!“ Die Rede von den Händen führt zur Handlung. Und schließlich: „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ Die Antwort darauf, die letzte Antwort des Wolfes: „Daß ich dich

besser fressen kann“. „Kaum hatte der Wolf das gesagt“, fährt der Erzähler fort, „so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.“

Diese Partie des Märchens böte Material für einen die Gelehrsamkeit ebenso wie die Unterhaltung befördernden komparatistischen Exkurs. Das französische Vorbild des deutschen „Rotkäppchen“ von 1697 gestaltet die Szene signifikant anders. „Viens te coucher avec moi“ fordert der französische Wolf. „Le petit chaperon rouge se deshabilille, et va se mettre dans le lit“. Das Erstaunen des Mädchens über das, was es da im Bett findet, führt zu mehr und zu anderen Fragen als bei den Brüdern Grimm. Daß in der französischen Fassung die großen Beine das Interesse des Mädchens erregen, ist wohl erotisch korrekter als anatomisch.

Doch hüten wir uns, gegenüber französischer Lüsternheit deutsche Sittenstrenge zu entfalten. Perrault schließt unmittelbar an diese Szene die Lehre an, die er aus der Geschichte gezogen sehen will, seine „moralité“. Im Grimmschen Märchen erfahren wir, daß der Wolf mit oder bei oder an dem Rotkäppchen „sein Gelüsten gestillt“ hat. Und daß er in der deutschen Fassung daraufhin gleich „überlaut zu schnarchen“ anfängt, ist auch schwerlich als Restitution moralischer Werte zu lesen.

Lassen wir diese Vergleiche. Unterbrechen wir exkursorisch unsere Lektüre. Die Wechselrede zwischen Wolf und Rotkäppchen, die dem Verderben des letzteren vorangeht, fordert zu einer Anmerkung ganz anderer Art heraus, zu einer Anmerkung, die eines Ernstes bedarf, von dem wir trotz unseres durchaus ernsthaften Bemühens bisher weit entfernt gewesen sind.

Der Versuch, das Märchengeschehen und die Märchenfigur des „Rotkäppchen“ als Denkhilfe für das mir vorgegebene Thema zu nützen, ist nicht der erste Versuch dieser Art. Schon Charles Perrault unternimmt mit seiner moralisierenden Auslegung einen solchen Versuch. Und André Glucksmann hat in unseren Tagen an der deutschen und der französischen Fassung des „Rotkäppchen“ Deutschland und Frankreich miteinander verglichen (*Le Bien et le Mal. Lettres immorales d'Allemagne et de France*). Die deutsche Literatur hat einen viel aufregenderen Versuch der angewandten Deutung unternommen. Das Rotkäppchen ist in unserer Literatur eine für die Geschichte Deutschlands und Österreichs entscheidende, eine ebenso wichtige wie unverständlicherweise fast unbekannte Gleichnisfigur.

Die Verwunderung des Rotkäppchens über das „entsetzlich große Maul“ dessen, der da im Bett liegt, ist, das sei vorerst einmal festgehalten, eine Stelle mehr, die uns in diesem Märchen an biblische Bilder und Formeln erinnert. In der „Geheimen Offenbarung“ ist von dem Tier die Rede, dem „ein Maul“ gegeben war, „große Worte“ zu sprechen, und Macht, wie es dort heißt, „es zweiundvierzig Monate lang so zu treiben“ (Offb 13, 5). Doch nicht um diese apokalyptische Erinnerung geht es uns. Sie ist lediglich die mitzudenkende Voraussetzung für etwas anderes, für

die Aufnahme des Märchens in einen großen Text der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts, in die, so wage ich zu sagen, wichtigste zeitgenössische Darstellung des Nationalsozialismus. In der „Dritten Walpurgisnacht“, in der Karl Kraus sich 1933/1934 mit dem aktuellen politischen Geschehen auseinandersetzt, spielt das Verhalten der österreichischen Sozialdemokratie gegenüber Hitler eine entscheidende Rolle. Der Vorwurf des Karl Kraus lautet, daß die österreichischen Sozialdemokraten den blutigen Ernst dessen, was in Deutschland sich anbahnt, nicht erkennen, daß sie glauben, „daß der auch nur Phrasen macht wie wir“ (249). Von diesem Vorwurf nimmt Kraus auch die Deutschen nicht aus. Das „Berliner Tageblatt“ führt er als Beispiel an, als eindrucksvolles „Gedenkblatt“ für die politische Denkfähigkeit deutscher Zeitgenossen. Als der damals staatenlose Adolf Hitler, um deutscher Staatsbürger zu werden und so bei der Wahl zum Reichspräsidenten im März 1932 gegen Hindenburg antreten zu können, im Februar dieses Jahres pro forma braunschweigischer Regierungsrat wird und dafür den Eid auf die Weimarer Verfassung leistet, wird das im „Berliner Tageblatt“ dahin gedeutet, daß Hitler sich damit festgelegt hätte. Ein „Drittes Reich“ sei nun keine reale Gefahr mehr.

„Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul?“ „Daß ich dich besser fressen kann!“ Frage und Antwort des Grimmschen Märchens führen zur Lehre der „Dritten Walpurgisnacht“. Wir wollen diese Lehre zitieren und uns dabei nochmals daran erinnern, daß diese Sätze in Österreich zeitgleich mit Hitlers Machtergreifung niedergeschrieben wurden: „Eine künftige Kindheit, falls Hitler und die Folgen sie aufkommen lassen, wird dem „Rotkäppchen“ erst seinen Sinn abgewinnen. (Auch der Pointe der Großmutter.) Die Sozialdemokratie hat Blumen im Wald gesucht, und die unsrige wird von Glück sagen zu können, wenn der Jäger kommt, sie zu retten“ (DW 250).

Das Rotkäppchen und der Wolf und auch die anderen Figuren des Grimmschen Märchens sind für Karl Kraus analytische Instrumente. Sie helfen ihm, die politische Bedrängnis der Gegenwart zu erfassen. Frage des Rotkäppchens und Antwort des Wolfes führen ins Zentrum jenes Phänomens, für das der Herausgeber der „Fackel“ das Wort von der „Revindikation des Phraseninhalts“ geprägt hat. Das Wörterbuch der „Fackel“, an dem ich mit einigen Mitarbeitern zur Zeit arbeite und dessen erster Teil den Redensarten gilt, wird die Eindringlichkeit kenntlich machen müssen, mit der Kraus an vielen Stellen anhand der Entmetaphorisierung des Idiomatischen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft darstellt. „Mit einem blauen Aug davongekommen“, „wie die Faust aufs Aug passen“, „aus jemandem ein Gulasch machen“, „Salz in offene Wunden streuen“ sind einige Beispiele hiefür. Der Dialog des Grimmschen Märchens deutet in eben diese Richtung der „Revindikation“ einer Phrase. Ein „großes Maul“, so lehrt uns das Märchen, kann mehr sein als die „derbe“ Kenn-

zeichnung „großsprecherischer, prahlerischer“ Rede, wie der „Duden“ uns sagt. Ein „großes Maul“ kann ganz unerwartet auch dazu dienen, daß jemand vertilgt wird. Die Antwort des Wolfes ist die Rückführung des redensartlichen Wortes auf die undenkbar gewordene Tat. „Daß ich dich besser fressen kann. Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.“ Die französische Fassung wäre für eine solche interpretatorische Nutzung nicht geeignet. Nicht von einem „großen Maul“ ist da die Rede, sondern von großen Zähnen.

Kehren wir zu unserer bescheideneren Ambition zurück, dem „Rotkäppchen“ von dem uns vorgegebenen Thema her einen Sinn abzugewinnen. Eine besondere Lehre, die wir durch das „Rotkäppchen“ in der „Dritten Walpurgisnacht“ erhalten, wagen wir zuvor aber zu formulieren: Das aus der eigenen Gegenwart entspringende deklarierte „Interesse“, mit dem wir die Lektüre eines alten Textes begründen und an dem wir sie ausrichten, scheint weit abzuführen von dem, was in der Öffentlichkeit als Wissenschaft gilt. Es ist aber, behaupte ich, ein viel strengeres und auch ein besser überprüfbares Unternehmen, als manche Deutung, die im Gewande approbierter Interpretationsmethoden daherkommt.

5. „Wie die alte Frau schnarcht“. Der Schluß des Märchens ist rasch rekapituliert. Drei Stichworte genügen: Rettung des Rotkäppchens und der Großmutter, Untergang des Wolfes, allgemeine Freude.

Die Rettung von Großmutter und Rotkäppchen, das sei zu diesen bekannten Geschehenselementen angemerkt, das glückliche Ende also, ist nichts, worauf wir, im Rotkäppchen unser eigenes Schicksal prüfend, unsere Hoffnung bauen können. Diese Rettung ist Werk eines märchenhaften Zufalls. Um das Rotkäppchen hätte sich niemand mehr gekümmert. Der Jäger, der „eben“ vorbeikommt, wird lediglich durch das laute Schnarchen veranlaßt, ins Haus der Großmutter zu schauen. Als er den „alten Sünder“, wie er den Wolf nennt, im Bett sieht, hofft er, die Großmutter vielleicht noch retten zu können. Vom Rotkäppchen weiß er nichts. Die „kleine süße Dirne“ hat ihre Wiedergeburt der „Alten“ zu verdanken.

Am Ende des Märchens steht die im Selbstgespräch erneuerte Sittenlehre des Eingangs. „Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.““

Wir sind am Ende unserer Lektüre angelangt. Sie, sehr geehrte Damen und Herren, werden sich nun wahrscheinlich fragen, oder besser: Sie werden den Vortragenden fragen: Was hat uns das gebracht? Was ist der Nutzen von alledem? Was ist der Nutzen des Märchens, wie der Vortragende ihn sieht? Einer solchen Frage, so muß ich leider replizieren, kann keine weitere Antwort zuteil werden. Wir würden das Grimmsche Märchen verunstalten, wenn wir ihm, wie das bei seiner französischen Vorlage der Fall ist, eine Moralität anhängen wollten. Der ernste Wille, diesem deutschen

Märchen für hier und heute einen „Sinn abzugewinnen“, kann nur in der Lektüre selbst gelegen sein, in der Bereitschaft, aus der Erfahrung unserer Tage in der Geschichte von einst uns umzuschauen, auf ihre Worte und Wendungen zu hören, ihre Figuren und die Sequenzen ihres Geschehens zu beachten.

Dennoch: Aus dem schon Beobachteten will ich drei Dinge nochmals hervorheben.

1. Unser leidenschaftliches Gerede über „Öffentlichkeit“ täuscht darüber hinweg, daß wir gar keine rechte Vorstellung haben, wovon wir reden, wenn wir von „Öffentlichkeit“ reden. Keine Moral, aber ein Plädoyer sei mir in diesem Zusammenhang gestattet: Wir sollten die „kleinen“ Öffentlichkeiten wieder ernst nehmen. Die Öffentlichkeit beispielsweise derer, die am selben Gang oder im selben Stockwerk oder im selben Haus arbeiten wie wir. Mein Eindruck ist, daß die Inbrust, uns in den Medien wiederzuentdecken, zu einer rigorosen Fastenpraxis bezüglich des Gespräches mit den institutionellen Nachbarn geführt hat. Sie leben für uns, wenn Sie die Erinnerung an ein altes Wortspiel erlauben, sehr oft wirklich „jenseits des Ganges“. Über die fatale Konsequenz solcher Praxis ist hier nicht zu handeln. Sie ist an unseren Universitäten allenthalben zu sehen und zu spüren. Die Additionssysteme gut besuchter internationaler Tagungen täuschen über diesen Zustand nur hinweg.

2. Das Rotkäppchen überbringt jemandem etwas. Auch auf die Gefahr hin, mich einem spöttischen Lächeln auszusetzen, sage ich, daß ich keine tiefere Beispielhaftigkeit geisteswissenschaftlicher Arbeit sehe als eben dieses: daß einer sich auf den Weg macht, um einem anderen etwas zu überbringen. Ob der andere sich an dem Überbrachten tatsächlich zu „laben“ vermag, ist nicht entscheidend. In der Intention des Übergebens oder Weitergebens liegt das Entscheidende. Sie können, wenn Ihnen der ökonomische Beigeschmack Freude macht, dafür auch das Wort vom „Nutzen“ einsetzen. Es geht jedoch um mehr als um diesen.

Wir haben den Wolf des Märchens als Repräsentanten der „Öffentlichkeit“ gewählt. Wir wollen diesen Ansatz nicht im Nachhinein rechtfertigen. Im Lichte unseres diffusen Verständnisses von „Öffentlichkeit“ wollen wir uns aber noch einmal vor Augen führen, was das Grimmsche Märchen über den Wolf zu sagen weiß. Ich begnüge mich mit zwei Angaben. Zunächst: der Vorwurf gegenüber der Schule. Daß einer zur Schule geht und nicht merkt, wie „lustig“ es „haußen“ ist – das ist die irritierende und einschüchternde Bemerkung des Märchens, die alles Weitere in Gang setzt. Und dann: Der Wolf, der so verführerisch über das „lustige“ Leben und über die Freuden der Sinne zu sprechen weiß, ist ein recht plumper, fast könnte man sagen ein sehr „unsinnlicher“ Geselle. Die „kleine süße Dirne“, der er im Walde begegnet, ist ihm redensartlich gespro-

chen ein „gefundenes Fressen“, aber nicht mehr als das. Ein Feinschmecker ist der Wolf nicht. Das „junge zarte Ding“ ist für ihn ein „fetter Bissen“, der ihm „noch besser“ schmecken wird als die Alte. Daß alles sehr rasch geht bei ihm, „geradeswegs“ gewissermaßen auch auf dem Weg zum Konsum, und daß er, unmittelbar nachdem er sein „Gelüsten“ gestillt hat, „überlaut zu schnarchen“ anfängt, haben wir schon hervorgehoben. Die Voraussetzung für die letztendliche Rettung der Märchenfigur könnte uns allerdings Anlaß zu weiterer Nachdenklichkeit sein. Der Wolf „verschluckt“ und „verschlingt“. In seiner Gier unterscheidet er kaum und verarbeitet nichts.

„Vom Nutzen der Geisteswissenschaften und wie die Öffentlichkeit ihn sieht“. Vielleicht ist die Nummer 26 der Grimmschen Märchen unserer Wirklichkeit näher als die Vorgabe, die ich für die Einführung zu dieser Tagung erhalten habe. Gestatten Sie, daß ich, nachdem ich mit einem Geständnis begonnen habe, auch ein Geständnis ans Ende stelle: Ich halte es für unerträglich, daß wir, statt unsere Arbeit vorzuführen, uns über deren „Nutzen“ auslassen, daß wir, von Unsicherheit gepeinigt permanent einen „Nutzen“ thematisieren. Dreizehn Zeilen über die „Öffentlichkeit“, 136 über das Wörtchen „haußen“. Das Mißverhältnis wird nicht besser, wenn wir dem eine Rede über den „Nutzen“ von Wörterbüchern voranstellen. Aber vielleicht war das zu diesem Zeitpunkt gar kein Mißverhältnis, und ist damit für uns heute eine wichtige historische Auskunft.

Beschwörend und zugleich in einem sehr unbestimmten Sinne reden wir von „Öffentlichkeit“ und fragen nach deren Vorstellung vom „Nutzen“ unseres Tuns. Auf diese Weise hoffen wir zu kaschieren, daß wir selbst gar nicht mehr wissen, was wir tun sollen und tun wollen. „Hochverehrtes Publikum, was willst du, daß wir sollen tun?“ Die Geburt der Arbeitsvorhaben aus dem Geiste der Meinungsumfrage, so lautet das Losungswort unserer Tage. Doch ich verliere mich im Walde der Affekte – und ist gar nicht „lustig haußen“ in diesem Walde.

Kehren wir ein letztes Mal zum „Rotkäppchen“ zurück. Wir verdanken den Brüdern Grimm eine zweite Fassung dieses Märchens. „Es wird auch erzählt“ beginnt sie. Auch an diese Fassung sollte man sich in unserem Zusammenhang erinnern. Diesmal läßt das Rotkäppchen sich durch den Wolf nicht vom Wege abbringen. Es geht zur Großmutter und die beiden verschließen die Tür. Der Wolf jedoch schleicht dem Rotkäppchen nach und springt bei der Großmutter aufs Dach. Dort will er abwarten, bis das Mädchen abends nach Hause geht. In der Dunkelheit will er dann an sein Ziel kommen. Doch die Großmutter merkt, was der Wolf im Schilde führt. Sie hat gerade Würste gekocht. Vor dem Hause steht ein großer Steintrog, ein „großer, großer Trog“, wie es heißt. In diesen muß das Rotkäppchen das Wasser tragen, in dem die Würste gekocht worden waren, so lange, „bis der große, große Trog ganz voll war“. Wie ergeht es dem Wolf in die-

ser Fassung? Der Geruch der Würste steigt ihm in die Nase, „the smell of the saussages reached the wolf“. Der aufs Rotkäppchen aus ist, wird plötzlich durch einen anderen Fleischesgeruch verlockt. Auf seinem Beobachtungsposten macht der Wolf den Hals lang, so lang, daß er sich, wie es im Märchen heißt „nicht mehr halten konnte und anfang zu rutschen“. Der Wolf rutscht in den Trog und ertrinkt.

Die Moralität, die wir uns vorhin versagt haben – bei dieser schlichten und etwas merkwürdig proportionierten Fassung sei sie uns erlaubt: Der Reiz eines „jungen, zarten Dings“ und der Geruch gekochter Würste machen in manchen Öffentlichkeiten offensichtlich nicht viel Unterschied. Einen Wolf, so sehen wir, kann beides ins Rutschen bringen.

Wir sind am Ende unserer Ausführungen angelangt. Das eine aber sollte nicht verloren gehen: Zwischen einer „süßen Dirne“ und einer gekochten Wurst unterscheiden zu können und unterscheiden zu lehren, – das wird auch morgen zu unseren Aufgaben gehören, „haußen“ wie in der Schule.

GERHARD STICKEL

Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage

Abstract

Vorge stellt und diskutiert werden Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung, mit der im Herbst/Winter 1997 Meinungen und Einstellungen der Deutschen zu ihrer eigenen Sprache erfragt wurden, und zwar zu den fünf Themenbereichen: Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache, regionale Varianz des Deutschen, sprachliches Ost-West-Verhältnis, Deutsch und andere Sprachen im Inland, Deutsch im Verhältnis zu anderen Sprachen der Europäischen Union. Neben wenig überraschenden quantitativen Verteilungen von Meinungen etwa in der Bewertung der allgemeinen Sprachentwicklung ergeben sich überraschende Ergebnisse u. a. bei den Einschätzungen der regionalen Varianz des Deutschen und des in-nerdeutschen sprachlichen Ost-West-Verhältnisses.

1. Einleitung und Vorgeschichte

Bei einer Pressekonferenz anlässlich unseres 25-jährigen Institutsjubiläums vor neun Jahren fragten uns Journalisten besorgt nach dem Zustand der deutschen Sprache. Mein damaliger Vorstandskollege Rainer Wimmer antwortete fröhlich: „Die deutsche Sprache ist gut in Schuss“. In Zeitungsartikeln und einer Vielzahl von Zuschriften wurde uns daraufhin vorgehalten, schon die Form dieser Äußerung sei kennzeichnend für die schlechte Verfassung des Deutschen.¹

Offensichtlich besteht oder bestand damals ein starkes Bedürfnis, die deutsche Sprache und ihre Entwicklung zu bewerten. Linguisten, die sich in erster Linie als beschreibende Grammatiker, Lexikologen oder Phonetiker verstehen, macht dieses Bedürfnis unsicher; sie reagieren ärgerlich oder ironisch.² Sprache ist für sie, was sich an konkreten Texten und Äußerungen beobachten und an Eigenschaften aus dem beobachteten Ge-

¹ Eine Kritik aus linguistischer Sicht schrieb Ulrich Ammon (1990).

² Zu einer linguistischen Auseinandersetzung mit Sprachverfallsorgen siehe Wolfgang Klein (1986).

brauch ermitteln lässt. Eigenschaften wie 'schön' und 'hässlich' oder 'angenehm' und 'unangenehm' gehören nicht dazu. Die seit Jahren andauernde Diskussion darüber, inwieweit linguistische Sprachkritik möglich ist und ob nicht sorgfältig zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik zu unterscheiden sei, ist kennzeichnend für das schwierige Verhältnis vieler Linguisten zu Sprachbewertungen.

Mit den respektablen Skrupeln der oft so genannten Systemlinguistik will ich mich aber nicht auseinandersetzen. Sie sind durch neuere Entwicklungen der Soziolinguistik und Sprachpragmatik zumindest relativiert worden. Sprache kann demnach nicht nur als das gesehen werden, was sprachlich geschehen ist, geschieht und nach den grammatischen Regeln geschehen könnte. Zu einer Sprache gehört auch, was Menschen, die sie gebrauchen, von ihr meinen, was sie von ihrem eigenen Sprachgebrauch und dem anderer Menschen halten, kurzum ihre Spracheinstellungen.

Den Begriff der 'Einstellung' oder der meist synonym gebrauchten 'Attitüde' hat die Soziolinguistik bekanntlich aus der Sozialpsychologie entlehnt. Soweit ich das übersehe, spricht man in der deutschsprachigen Linguistik seit Anfang der 70er Jahre von 'Spracheinstellungen' und meint damit wertende Dispositionen, die einzelne Menschen oder soziale Gruppen gegenüber sprachlichen Erscheinungen haben. Spracheinstellungen sind besonders Haltungen gegenüber Sprachen, Sprachvarietäten oder Sprachverhalten anderer Individuen oder Gruppen, oft mit wertender Berücksichtigung der jeweils eigenen Sprache. Wie andere Einstellungen gelten Spracheinstellungen als erlernt, relativ beständig, wenn auch veränderbar.³

Die meisten der bisherigen Forschungen zu Spracheinstellungen beschränkten sich auf relativ überschaubare soziale Felder und Gruppen, die sich vergleichsweise leicht eingrenzen und durch Befragungen erschließen lassen. Abgesehen von staatlich veranlassten Sprachzensus in zumeist mehrsprachigen Ländern hat es m. W. ganze Staaten umfassende Erhebungen von Spracheinstellungen bisher nicht gegeben. Zu den wenigen Beispielen für großräumige Untersuchungen gehört die 1984 von Dieter Stellmacher initiierte Erhebung zur Lage des Niederdeutschen mit Hilfe einer Repräsentativumfrage, über die er in seiner Bestandsaufnahme „Wer spricht Platt?“ (1987) berichtet hat. Bei dieser Studie wurden unter anderem auch Einstellungen zum Niederdeutschen erhoben. Neun Jahre älter noch ist der Bayerische Dialektzensus von Kurt Rein (1975).

³ Einen Überblick über die neueren, vor allem englischsprachigen Forschungen zu Spracheinstellungen geben Fasolt (1985), Giles et al. (1987). Eine systematische Darstellung bietet Baker (1992). Die verschiedenen behaviouristischen und mentalistischen Einstellungskonzepte erörtert in knapper Form auch Schlieben-Lange (1991, S. 108–111).

„Was halten Sie vom heutigen Deutsch?“ war das Thema einer Zeitungsumfrage, über die ich auf unserer Jahrestagung vor elf Jahren vorgelesen habe. Zweck der Umfrage war es, Meinungen und Einstellungen zu erkunden, die außerhalb der linguistischen Fachszene vertreten werden. Die Umfrage war aber keine Repräsentativerhebung; d. h. die knapp 700 Beteiligten entsprachen nicht der demographischen Verteilung der Gesamtbevölkerung. Es waren Leser von zwei Zeitungen der hiesigen Region, die sich für die Fragen hinreichend interessierten, um den kleinen Fragebogen auszufüllen und abzuschicken. Plausibel ist deshalb wohl die Annahme, dass die Beteiligten vor allem zum sprachlich interessierten Bildungsbürgertum gehörten. Hierfür spricht auch der hohe Anteil von Lehrern. Über die Ergebnisse ist auch im Druck berichtet worden (s. Stickel 1987), so dass ich mich auf eine kurze Bemerkung beschränken kann.

Über 80% (83.7%) der Beteiligten waren der Meinung, die deutsche Sprache verändere sich zum Schlechten. Lediglich für 12.5 % bot das heutige Deutsch keinen Anlass zur Sorge. Von nur 4% wurde die Frage nach einer Gesamtbewertung der Sprachentwicklung als zu allgemein oder falsch gestellt zurückgewiesen.

Die überwiegende Mehrheit schloss sich auch einer Reihe von speziellen Einschätzungen an: u. a. dass die Fähigkeit zu angemessener mündlicher und schriftlicher Ausdrucksweise stark abgenommen habe, vor allem bei Jugendlichen, und dass zu viele Fremdwörter gebraucht würden. Diese und einige andere wertende Annahmen hatte ich mir nicht selbst ausgedacht. Sie waren bei einer Voruntersuchung aus rund 800 Sprachglossen und Leserbriefen, die in den drei Jahren zuvor in deutschsprachigen Zeitungen erschienen waren, ermittelt worden. Die Ergebnisse der kleinen Studie fanden ein nachhaltiges Interesse besonders in den Medien. Daneben gab es selbstverständlich sachlich-fachliche Kritik. Kritisiert wurde nicht nur die mangelnde Repräsentativität, die eine zuverlässige Verallgemeinerung ausschloss, sondern auch die Art der gestellten Fragen, von denen einige zweifellos suggestiv waren (s. Stickel 1986, S. 317 Anm. 16). Von mehreren Kollegen kam aber wiederholt die Anregung, die Untersuchung auszuweiten. Thematisch verwandt sind Untersuchungen zur Sprachverfallsfrage, die damals von Horst Sitta (1989) und von Rudolf Hoberg (1990) anhand anderer Materialien durchgeführt wurden. Anregungen boten und bieten auch Arbeiten zum öffentlichen Sprachbewusstsein in Deutschland von Matthias Jung (1993) und Eva Neuland (1993, 1996).

Die Jahrestagung 1998 des IDS bot den konkreten Anlass, den Einstellungen und Meinungen der Deutschen zu ihrer eigenen Sprache erneut nachzugehen, diesmal auf breiterer empirischer Basis mit Hilfe einer auf ganz Deutschland ausgedehnten Repräsentativumfrage. Deren erste Ergebnisse werden im Folgenden vorgestellt. Der alle gestellten Sprachfragen umfassende Ausschnitt aus dem Fragebogen erscheint zusammen mit

einer statistischen Grundausswertung aller Antworten und einer größeren Anzahl von statistischen Kreuztabellen und Datenlisten als gesonderte Publikation (Stickel/Volz, in Vorb.).

2. Fragethemen und Verfahren

Was die Deutschen von ihrer eigenen Sprache halten, lässt sich sinnvoll nur anhand einer Aufgliederung in Teilfragen ermitteln. Mit einer Ausnahme waren für die Wahl der Fragen wieder die Themen bestimmend, für die ein besonderes Interesse gerade auch bei linguistischen Laien angenommen werden kann. In Sprachglossen der Zeitungen, aber auch in Anfragen, die beim IDS, bei der Gesellschaft für deutsche Sprache und vermutlich auch bei anderen Sprachberatungsstellen eintreffen, dominieren weiterhin die Themen Fremdwörter, Sprachverfall, das Verhältnis von Hochsprache und Dialekt und leider immer noch die Rechtschreibung. Angesichts der derzeitigen, auch politisch aufgeheizten öffentlichen Diskussion über die Neuregelung der Schul- und Behördenorthographie in den deutschsprachigen Staaten, wollte ich dieses Thema aber lieber vermeiden. Es hätte nur von anderen, auch wichtigeren sprachlichen Fragen abgelenkt. Ganz gelungen ist der Vermeidungsversuch nicht, wie sich noch zeigen wird. Gewählt wurden schließlich fünf Themenkreise, zu denen Einstellungen und Meinungen erkundet werden sollten:

- die Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache
- die regionale Varianz des Deutschen
- das sprachliche Ost-West-Verhältnis
- Deutsch und andere Sprachen im Inland
- Deutsch im Verhältnis zu anderen Sprachen der Europäischen Union

Das Verhältnis der deutschen Sprache zu anderen europäischen Sprachen ist derzeit kein dominantes Thema in den Zeitungen oder von Anfragen an unser Institut. Ich habe dieses Thema einfach deshalb einbezogen, weil es mich interessiert, weil ich es für wichtig halte. Gerne gebe ich auch zu, dass ich damit nicht nur Meinungen erkunden, sondern auch Interesse wecken wollte.

Für das Vorhaben konnte der Rat von Kollegen gewonnen werden, die sich in den Methoden der empirische Sozialforschung besser auskennen als ich. Für gedulden Rat und tatkräftige Unterstützung habe ich besonders Dr. Michael Braun vom hiesigen Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) zu danken.⁴ Zur grafischen Umsetzung der Statistiken verhalf mir mein Institutskollege Robert Neumann. Die eigentliche

⁴ Mit ihm konnte ich die ersten Versionen des Fragebogens erörtern. Er half mit zudem bei der statistischen Auswertung der Daten, insbesondere bei der Anwendung des Statistikprogramms SPSS (Statistic Program for the Social Sciences).

Erhebung wurde von einem erfahrenen Meinungsforschungsunternehmen durchgeführt, der Gesellschaft für Marketing, Kommunikations- und Sozialforschung (GFM-GETAS) in Hamburg. Sie wirkte auch an der endgültigen Fassung des Fragebogens mit. Die Finanzierung der Umfrage habe ich der Fritz-Thyssen-Stiftung zu verdanken.

Meine Sprachfragen wurden in einen umfangreichen Fragebogen eingebettet, der auch Themen anderer Auftraggeber behandelte, darunter 'Wahlpräferenzen', 'Mietwohnungen', 'Schularten und Beruf', 'Essverhalten und Essstörungen' und andere. Die Erhebung war also eine Mehrthemenumfrage, ein sog. „Bus“, in dem die Sprachfragen mitgenommen wurden. Eine reine Sprachumfrage war zwar wünschenswert, wäre aber erheblich teurer gekommen. Zu den ökonomischen Vorteilen eines Umfrage-Busses gehört, dass die persönlichen Daten der Befragten wie Alter, Geschlecht, Wohnort, Ausbildung usw. nur einmal erfasst werden müssen, aber von allen Auftraggebern genutzt werden können.

Befragt wurden rund 2000 (genau 2025) Personen, und zwar je rund 1000 in den alten (1004) und in den neuen Bundesländern (1021). Angesichts der unterschiedlich großen Populationen – in Westdeutschland leben gut dreieinhalb mal soviele Menschen wie in Ostdeutschland – erscheinen diese Stichproben als unausgewogen. Da es aber jeweils um relative Anteile an den Stichproben geht, ergeben sich keine Disproportionen. Man kann allenfalls sagen, dass die Stichprobe aus den neuen Bundesländern eine größere Repräsentationsdichte hat. Bei den Berechnungen war lediglich darauf zu achten, dass bei gesamtdeutschen Prozentanteilen die ost- und westdeutschen Werte entsprechend gewichtet wurden. Die Verteilung der Probanden richtet sich nach einem bewährten statistischen Modell des Arbeitskreises Deutscher Marktforschungsinstitute (ADM-Master-Sample-System). Dabei handelt es sich um eine Flächenstichprobe, der die Flächeneinheiten entsprechen, die für die Stimmbezirke bei Bundestagswahlen festgelegt sind. Der Aufbau der Gesamtstichprobe nach Alter und Geschlecht entspricht der Verteilung der Wahlbevölkerung ab 18 Jahren. Wie bei nahezu allen Umfragen weist die soziale Auswahl einen leichten Mittelstandsüberhang auf. Arme Menschen und auch sehr wohlhabende sind eben für Befragungen nur schwer zu gewinnen.

3. Fragen und Antworten

Die Umfrage wurde erst vor kurzem, d. h. von Oktober bis Dezember 1997 durchgeführt. Die Antworten erhielt ich vor einigen Wochen als Datensatz und bei den offenen Fragen auch als Listen. Die vollständige Auswertung wird sich noch längere Zeit hinziehen. Eine Reihe von mitteilenswerten Resultaten hat sich aber schon ergeben. An der früheren Zeitungsumfrage hatten sich, wie erwähnt, vor allem Menschen mit besonderem sprach-

lichen Interesse beteiligt. Um eine entsprechende Prüfung der Antworten auf einige der anderen Fragen zu ermöglichen, wurden die Probanden diesmal ausdrücklich gefragt:

„Wie sehr interessieren Sie sich – ganz allgemein – für Fragen, die mit Sprache zu tun haben?“

Die Verteilung der Antworten ist in Tabelle 1 verzeichnet:

Tabelle 1

Interesse an Sprache (in %)	zusammen	West	Ost
sehr stark	3.6	3.4	4.1
stark	9.2	9.9	6.5
mittel	30.7	31.8	27.0
wenig	31.5	29.9	37.3
überhaupt nicht	25.0	25.0	25.2

Gut 40% (43.5%) der Gefragten bekunden ein sehr starkes bis mittleres Interesse; für sehr stark interessiert halten sich aber nur 3.6 %. Anscheinend hat man derzeit in Deutschland bei etwas mehr als der Hälfte (56.5%) der erwachsenen deutschsprachigen Bevölkerung mit geringem Interesse oder gar Desinteresse an sprachlichen Fragen zu rechnen. Mich überrascht dies nicht sehr; ich hatte einen noch höheren Anteil von sprachlich Desinteressierten erwartet. Die Interessenverteilung ist in den neuen und alten Bundesländern leicht verschieden. Etwas mehr Westdeutsche behaupten von sich ein starkes bis mittleres Interesse; dafür ist der Anteil der sprachlich sehr stark Interessierten in den neuen Bundesländern etwas größer. Das Alter der Gefragten ist für die Verteilung des Interesses nicht signifikant. Kurz noch zur Abhängigkeit des sprachlichen Interesses vom Geschlecht der Gefragten, die in der folgenden Tabelle angegeben ist:

Tabelle 2

Interesse an Sprache (in %)	Frauen	Männer
sehr stark	3.7	3.4
stark	44.6 { 9.9	42.3 { 8.3
mittel	31.0	30.6
wenig	55.5 { 30.3	57.6 { 32.9
überhaupt nicht	25.2	24.7

Der Anteil der sprachinteressierten Frauen ist offensichtlich etwas größer als der der Männer.

3.1 Einstellungen zur Sprachentwicklung

Zunächst nun die Einstellungen zur Entwicklung der Gegenwartssprache. Der Aufforderung zur generellen Einschätzung gingen Fragen nach auffälligen sprachlichen Veränderungen voraus, als erste:

„Sind Ihnen in den letzten etwa 5 bis 10 Jahren Veränderungen aufgefallen? Sind z. B. neue Wörter, andere Redewendungen aufgekommen? Ist Ihnen so etwas aufgefallen?“

Hierzu Tabelle 3:

Tabelle 3

Auffällige Sprachveränderungen?	zusammen	West	Ost
ja	46.6	45.2	51.9
nein	53.4	54.8	48.1

Wie Sie sehen, hat nur knapp die Hälfte der Befragten (46.6%) die Frage bejaht. Der Anteil der Ostdeutschen, die sprachliche Veränderungen bemerkt haben, ist hier übrigens mit 51.9% deutlich höher, was ohne weiteres plausibel ist, da sich bekanntlich auch die sprachlichen Symptome und Folgen der politischen 'Wende' stärker in den neuen als in den alten Bundesländern ausgewirkt haben.

Die Probanden, denen Veränderungen aufgefallen sind, wurden dann nach Beispielen gefragt. Die meisten von ihnen gaben eines oder mehrere Beispiele an. Dass die Bitte um Beispiele bei gut einem Viertel der Befragten unergiebig blieb, ist nicht ungewöhnlich.⁵ Wie mir erfahrene Meinungsforscher erklärten, werden in der latenten Stresssituation eines Interviews offene Fragen nur zum Teil ergiebig beantwortet. Nicht ungewöhnlich ist ja auch die Situation eines Linguisten, dem in einer lebhaften Diskussion partout kein passendes Beispiel einfallen will. Bezeichnenderweise wurden bei der Umfrage mehrere Male Äußerungen notiert wie „Weiß nicht so spontan“ oder „Fällt mir gerade nichts ein“. Keinesfalls vorenthalten möchte ich den Anfang der Häufigkeitsliste der genannten Beispiele. Zu unterscheiden ist zwischen objektsprachlichen Ausdrücken als Beispielen, meist Wörtern, und der allgemeinen Benennung sprachlicher Erscheinungen. In der Tabelle 4 sind beide Arten von Angaben zusammengefasst. Die objektsprachlichen Ausdrücke sind kursiv gesetzt.

⁵ Eine kleine Vergleichsumfrage unter den Mitarbeitern des IDS anhand von Fragebögen war bei den offenen Fragen erheblich ertragreicher.

Tabelle 4

Beispiele für sprachliche Neuerungen:	zusammen	West	Ost
Anglizismen/Anglismen/Amerikanismen	182	75	107
<i>geil/affengeil/oberaffengeil ...</i>	114	74	40
<i>cool (sein/bleiben)</i>	109	75	34
<i>Kids (statt) Kinder</i>	103	26	77
<i>okay/o. k.</i>	35	15	20
Rechtschreibreform (<i>Schiffahrt, dass ...</i>)	25	18	7
<i>Team</i>	25	–	25
<i>in (sein)</i>	23	12	11
<i>out</i>	23	14	9
<i>Internet</i>	23	13	10
<i>super</i>	21	5	16
<i>Ossi(s)</i>	18	4	14
<i>Wessi(s)</i>	18	4	14
<i>Shopping/shoppen</i>	17	3	14
Jugendsprache	17	13	4
Computersprache/Computerwörter	15	11	4
<i>Rentnerschwemme</i>	12	2	10
<i>Bock (Null Bock/keinen Bock haben)</i>	12	12	–
<i>mega-(gut/in/out ...)</i>	11	9	2
<i>Handy</i>	10	4	6
Wende-Deutsch	10	2	8
Fremdwörter	9	6	3
<i>Hallo (als Gruß)</i>	9	5	4
Ordinäre Sprache/Fäkalienwörter ...	9	7	2
<i>relaxen/relaxed</i>	9	3	6
<i>Scheiße</i>	9	8	1
<i>Elchtest</i>	8	4	4
<i>Mobbing</i>	8	4	4
<i>Peanuts</i>	8	3	5
<i>Shop</i>	8	3	5
<i>Power (haben)</i>	7	3	4
<i>Tschüß</i>	7	2	5

Hinzu kommen einige Hundert weitere Angaben, davon viele nur einmal. Die häufigen Nennungen ergeben leider keine Liste interessanter Neologismen. Wörter wie *geil*, *cool*, *kids*, die uns allen bekannt sind, sind eher als prototypisch für unliebsame sprachliche Neuerungen zu sehen. Bezeichnenderweise stammen sie aus dem Sprachgebrauch von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, der älteren Erwachsenen schon immer ein Ärgernis war. „Jugendsprache“ wird zudem in allgemeiner Form 17-mal als beachtenswerte Sprachveränderung genannt und gelegentlich kommentiert mit Bemerkungen wie „Die neue Sprache der Jugend ist furchtbar.“ (0026)⁶ Besonders deutlich hebt sich die generelle Ablehnung von Anglizismen heraus. Sie nehmen in der Häufigkeitsliste die erste Stelle ein. Auch viele der nachfolgenden Wörter in der Liste sind als Beispiele unliebsamer Anglizismen⁷ zu sehen. Dass damit durchweg unerfreuliche Neuerungen gemeint sind, folgt unter anderem aus einer Reihe von Kommentaren, die von den Interviewern glücklicherweise notiert worden sind, so unter anderem:

- „Cinema, easy, Meeting, Park-and-Ride, Science Fiction, BahnCard, Mountainbike: Wo bleibt die deutsche Sprache?“ (0063)
- „Neue Amerikanische Wörter gehören hier nicht hin“ (0220)
- „Zu viele englische Begriffe wie T-Shirt“ (0966)
- „Champion-League und andere alberne Begriffe“ (8616)
- „Im Prinzip werden deutsche Worte durch englische abgelöst und das meist schlechter. Beispiel: Freizeithose in Workout. Sinnlos!“ (8229)

Als sprachliche Neuerung wird wiederholt auch die Neuregelung der Rechtschreibung genannt, entweder mit Ausdrücken wie *Rechtschreibreform*, *neue Rechtschreibung* oder durch Beispiele neuer Schreibungen wie *Schiffahrt* mit drei *f* oder *dass* und *Fluss* mit zwei *s* statt *ß*. Dass mehrere der Gefragten über die Neuregelung nur schlecht informiert sind, ergibt sich aus einzelnen Kommentaren wie: „Groß- und Kleinschreibung fällt weg, man schreibt wie man spricht“ (0251). Deutliche Hinweise auf das quantitative Verhältnis von Zustimmung und Ablehnung lassen sich den Daten nicht entnehmen, zumal gezielte Fragen zu diesem Thema bewusst vermieden wurden. Anzunehmen, dass nur Befürworter die Rechtschreibreform als Beispiel einer wichtigen sprachlichen Änderung angegeben haben, wäre aber sicherlich eine Fehleinschätzung.

Kurz hinzuweisen ist noch auf ost-westdeutsche Asymmetrien bei einzelnen häufiger genannten Beispielen. *Team* wird von ostdeutschen Pro-

⁶ Die vierstelligen Ziffern nach den Zitaten sind die Fallnummern der jeweiligen Befragungen.

⁷ Neben *Anglisierung*, *Amerikanisierung* finden sich gelegentlich auch Ausdrücke wie *Verenglischung* und *Entdeutschung*.

banden allein 25-mal genannt, von westdeutschen dagegen gar nicht. Die Nennungen werden gelegentlich kommentiert mit Bemerkungen wie „*Team* statt *Brigade*, *Kollektiv*“. Andererseits werden die Ausdrücke *Null Bock* / *keinen Bock haben* nur von Westdeutschen als bemerkenswerte Neuerung genannt. Anscheinend sind diese westdeutschen jugendsprachlichen Ausdrücke in den neuen Bundesländern noch nicht über die jugendliche Szene hinaus virulent geworden. Ich komme auf lexikalische Ost- und Westspezifika im Zusammenhang mit einer anderen Frage zurück.

Die zusammenfassende Frage zur Einschätzung der generellen Sprachentwicklung lautete:

„Einmal alles zusammengekommen: Finden Sie die derzeitige Entwicklung der deutschen Sprache eher erfreulich oder eher besorgniserregend?“

Vorgesehen waren auch die Antworten „teils/teils“, „weder noch“ und „weiß nicht“. Hierzu die Tabelle 5:

Tabelle 5

Sprachentwicklung ist:	%
eher erfreulich	4.8
eher besorgniserregend	26.4
teils/teils	30.7
weder noch	26.4
weiß nicht	11.7

Neben den Probanden, die mit „Weiß nicht“ geantwortet haben, findet von den Gefragten ein gutes Viertel (26.4%) die derzeitige Sprachentwicklung besorgniserregend. Nur 4.8% finden sie erfreulich. Ein knappes Drittel (30.7%) meint „teils/teils“, bewertet also Teile der Entwicklung negativ. Ein Viertel (26.4%) meint wohl, dass sich die Sprachentwicklung nicht generell bewerten lässt. Interessant wird es, wenn die Korrelation dieser pauschalen Werte mit dem sprachlichen Interesse der Gefragten geprüft wird. Dann ergibt sich folgendes Bild (s. S. 26):

Deutlich zu erkennen ist, dass mit dem sprachlichen Interesse die Sorge um die Sprachentwicklung zunimmt. 44% (44.3%) der Gefragten mit starkem oder sehr starkem Interesse an der Sprache schätzen die derzeitige Sprachentwicklung als besorgniserregend ein und weitere rund 30% als teilweise negativ. Zu beachten ist aber auch, dass mit dem Interesse an der Sprache ebenfalls der Anteil derer zunimmt, welche die Sprachentwick-

Tabelle 6 (ohne „weiß nicht“ aus Tab. 5)

Sprachentwicklung / Interesse	(sehr stark)	mittel	wenig oder gar nicht
eher erfreulich	10.2	5.6	4.1
eher besorgniserregend	44.3	34.2	23.5
teils/teils	31.1	38.3	33.6
weder noch	14.3	21.8	38.9

lung für erfreulich halten: der Anteil der Sprachoptimisten steigt von 4.1% unter den Desinteressierten auf 10.2% bei den sehr Interessierten.

Ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so deutliches Ergebnis ergibt die Korrelation der Schulbildung mit der Bewertung der Sprachentwicklung. Unter den Gefragten mit Abitur ist der Anteil der Besorgten (34.4) höher als unter den Probanden mit Realschul-, Hauptschul- oder keinem Abschluss. Mit der Höhe des formalen Schulabschlusses wächst aber auch der Anteil der Sprachoptimisten (auf 7.3%).

Tabelle 7 (ohne „weiß nicht“ aus Tab. 5)

Sprachentwicklung/Schulabschluss	Grund- und Hauptschule	Mittel-/Realschule	Abitur u. ä.
eher erfreulich	4.8	5.7	7.3
eher besorgniserregend	27.3	32.	34.4
teils/teils	34.7	35.0	34.0
weder noch	33.3	27.2	24.3

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass mit der Zunahme an Schulbildung und sprachlichem Interesse die Sorgen um die derzeitige Sprachentwicklung zunehmen, aber auch – bei kleineren Bevölkerungsanteilen – die Freude an sprachlichen Neuerungen. Deutlich korreliert die Einschätzung der heutigen Sprachentwicklung auch mit dem Lebensalter.

Die Sprachsorgen wachsen mit dem Alter; ab 60 Jahren nimmt die positive Einschätzung der Sprachentwicklung erkennbar ab. Dass mit zunehmendem Lebensalter die Sorge um die Sprachentwicklung, die Befürchtung von Sprachverfall zunimmt, ist seit langem bekannt. Dies ergab auch die erwähnte Zeitungsumfrage.

Für wichtiger halte ich, dass der Eindruck, den diese frühere Zeitungsumfrage vermittelte, über 80% der Bevölkerung befürchteten einen Verfall der

Tabelle 8

Sprachentwicklung / Alter	18–39 J.	40–59 J.	60 J.
eher erfreulich	5.8	6.3	3.9
eher besorgniserregend	25.3	30.9	34.5
teils/teils	37.4	32.8	33.7
weder noch	31.5	29.9	27.9

deutschen Sprache, durch die aktuelle Repräsentativerhebung gerade nicht bestätigt worden ist. Aufgrund der neuen Zahlen kann man Sprachverfalls-sorgen nur bei etwa einem Viertel der erwachsenen Wahlbevölkerung annehmen. Hinzu kommt das schon erwähnte weitere knappe Drittel mit einer Teils-teils-Einschätzung. Da ein methodisch sauberer Vergleich nicht möglich ist, bleibt leider unentschieden, worin die Korrektur letztlich besteht: in der demographisch angemesseneren Stichprobe der neuen Erhebung oder auch darin, dass der Anteil der Sprachpessimisten in Deutschland im Verlauf der letzten zehn Jahre geringer geworden ist. Vielleicht trifft beides zu.

Der Frage nach der Einschätzung der generellen Sprachentwicklung folgte die Aufforderung anzugeben, welchen Einfluss bestimmte Institutionen, Gruppen oder Dinge nach Meinung der Gefragten auf den allgemeinen Sprachgebrauch in Deutschland haben, kurzum: Wer oder was beeinflusst unsere Sprache? Vorgegeben wurden Zeitungen, Radio, Fernsehen, Theater, Familie, Arbeitsstelle/Betrieb, Freunde/Bekannte, Kino, Schule/Universität, Wörterbücher, andere Bücher und Politik. In Tabelle 9 ist unter Auswertung mehrerer Detailtabellen eine Rangliste zusammengefasst (s. S. 28):

Dem Fernsehen wird also der bei weitem stärkste Einfluss auf den Sprachgebrauch zugeschrieben, danach den Bildungs- und Weiterbildungseinrichtungen. Dem Theater wird eine noch geringere Wirkung auf unsere Sprache zugemessen als dem Kino. Hier ist aber daran zu erinnern, dass die Umfrage nicht die tatsächlichen Einflüsse ermitteln sollte oder konnte. Es geht nur um die Einschätzungen der Sprachteilhaber, und die messen beim sprachlichen Einfluss dem Fernsehen eine größere Wirkung zu als etwa der Familie, Freunden, Bekannten oder der Buchlektüre. Es gibt leichte Unterschiede zwischen den Einschätzungen von Ost- und Westdeutschen. Die Gefragten aus den neuen Bundesländern schätzen den sprachlichen Einfluss von Zeitungen und Radio etwas höher ein als die Westdeutschen. Diese wiederum schätzen die Wirkung von Familie, Freunden und Arbeitsumgebung höher ein als die ostdeutschen Probanden. Die getrennten Ranglisten unterscheiden sich aber nur in einigen Positionen im Mittelbereich.

Tabelle 9 (Prozentangaben sind Mittelwerte):

Einfluss auf den allgemeinen Sprachgebrauch	(sehr) stark	wenig/ gar nicht
(1) Fernsehen	87.7	12.3
(2) Schule/Universität	82.7	17.3
(3) Radio	77.1	22.9
(4) Familie	75.2	24.8
(5) Zeitungen	75.1	24.9
(6) Arbeitsstelle/Betrieb	70.1	29.9
(7) Freunde/Bekannte	70.0	30.0
(8) Politik	53.0	47.0
(9) (andere) Bücher	49.3	50.7
(10) Wörterbücher	47.0	53.0
(11) Kino	40.6	59.4
(12) Theater	25.1	74.9

Im Hinblick auf die Menschen mit Sorgen um die derzeitige Sprachentwicklung lag es nahe zu fragen, wer sich um die künftige Entwicklung der deutschen Sprache kümmern solle. Neben den vorgegebenen Antwortmöglichkeiten „Schulen, Eltern, Politiker, Schriftsteller, Journalisten, Wissenschaftler“ war auch die offene Möglichkeit „andere, und zwar“ vorgesehen und ausdrücklich auch „niemand“. Für „niemand“, das heißt, das sprachliche Laisser-faire entschieden sich nur rund 5% der Gefragten, in einzelnen Fällen mit Kommentaren wie „Sprache entwickelt sich von selbst“(8927). Ansonsten ergibt sich eine klare Rangfolge (s. Tab. 10):

Bestätigt wird hiermit der herkömmliche sprachpädagogische Auftrag von Schule und Elternhaus. Unter den Wissenschaftlern sind vielleicht auch Sprachwissenschaftler zu verstehen. Dass Schriftstellern eine geringere Verantwortung für die künftige Sprachentwicklung als Journalisten eingeräumt wird, hängt zweifellos mit dem geringen Einfluss auf die Sprachentwicklung zusammen, der in den Antworten auf die vorausgegangene Frage Büchern und Theater zugemessen wurde.⁸

⁸ Für (1) bis (6) liegen die prozentualen Anteile in Ostdeutschland höher als in Westdeutschland, d. h. die Möglichkeiten zur Sprachpflege werden in den neuen Bundesländern etwas positiver gesehen.

Tabelle 10

Sprachpflege durch:	in %
(1) Schulen	83.6
(2) Eltern	62.8
(3) Wissenschaftler	24.4
(4) Politiker	23.1
(5) Journalisten	20.7
(6) Schriftsteller	18.8
(7) andere, und zwar ...	1.9
(8) niemand	5.2

Die offene Antwortmöglichkeit (7) wurde nur von wenigen genutzt. Wiederholt gibt es hier Nennungen wie *die Medien* und auch *wir alle, jeder, das Volk*. Leider werden hier so bedeutende Institutionen wie die Gesellschaft für deutsche Sprache, die Akademie für Sprache und Dichtung oder gar das Institut für deutsche Sprache kein einziges Mal erwähnt, lediglich einmal ein „Institut zur Reinhaltung der Sprache“. Aber wer von uns möchte schon zu einem solchen Institut gehören?

3.2 Einstellungen zu Dialekten

Die regionale Sprachvarianz war Thema unserer vorletzten Jahrestagung (s. Stickel 1997) und wurde danach besonders häufig in den Medien behandelt unter längst bekannten Schlagworten wie „Dialektrenaissance“ und „Mundartsterben“. Mit unserer Umfrage sollte nicht der tatsächliche Dialektgebrauch ermittelt werden, sondern in erster Linie Einstellungen zu den regionalen Varianten des Deutschen. Es lag aber nahe, diese Einstellungen in Verbindung mit der angenommenen eigenen Dialektkompetenz der Gefragten zu erkunden. Die naheliegende Ausgangsfrage war hier also:

„Können Sie Dialekt oder Platt sprechen wie z.B. Schwäbisch oder Mecklenburger Platt?“.

Antwortmöglichkeiten waren: ja, sehr gut, gut, ein wenig und nein, überhaupt nicht.

Von allen Gefragten gaben knapp die Hälfte (48.2%) an, über Dialektkenntnisse – zwischen sehr gut und ein wenig – zu verfügen. Deutliche

Tabelle 11

Dialekt sprechen können	zusammen	West	Ost
sehr gut	16.8	20.1	4.6
gut	15.6	16.6	12.2
ein wenig	15.8	15.2	18.3
überhaupt nicht	51.7	48.1	64.9

Unterschiede gibt es zwischen West- und Ostdeutschen. Während von den Westdeutschen mehr als die Hälfte (51.9%) meinen, Dialektkenntnisse zu haben (20.1 % sogar sehr gute), ist es in den neuen Bundesländern nur etwa ein Drittel (35.1%), und nur 4.6% dort schätzen ihre Dialektkenntnisse als sehr gut ein. Ergiebig war auch die Korrelation der eingeschätzten eigenen Dialektkenntnisse mit dem Alter, die der folgenden Tabelle zu entnehmen ist:

Tabelle 12

Dialekt sprechen / Alter	18–39 J.	40–59 J.	60 J.+
sehr gut / gut	27.1	31.0	41.4
ein wenig	15.4	18.9	13.1
überhaupt nicht	57.5	50.1	45.6

Sowohl in den neuen wie den alten Bundesländern ist unter den älteren Gefragten der Anteil derjenigen mit guten bis sehr guten Dialektkenntnissen – nach eigener Einschätzung – deutlich größer als unter den Jüngeren. Die oft geäußerte Meinung der älteren Generation, dass die jungen Leute die lokale oder regionale Mundart nicht mehr richtig können, dass sie nicht mehr anständig 'schwätzen', 'babbeln' oder 'snacken', findet hier ihren statistischen Ausdruck.

Neben den Unterschieden zwischen den alten und neuen Bundesländern ist noch der Zusammenhang zwischen den Dialektkenntnissen und der Nord-Süd-Dimension zu prüfen, was aber bisher noch nicht gemacht werden konnte.

Als wichtig erschien mir die Ermittlung der generellen Einstellung zu mundartlich überformtem Sprechen, das auch im öffentlichen Sprachge-

brauch in Deutschland (und in den anderen deutschsprachigen Staaten und Regionen) anzutreffen ist.⁹ Die Frage hierzu lautete:

„Vielen Menschen kann man ihre regionale Herkunft anhören, auch wenn sie nicht ausgesprochen Dialekt oder Platt sprechen. Finden Sie solche Sprechweisen störend? Würden Sie sagen: eigentlich immer, manchmal oder eigentlich nie?“

Hierzu die prozentuale Verteilung der Antworten:

Tabelle 13

Dialektal beeinflusstes Sprechen stört	%
eigentlich immer	4.5
manchmal	35.0
eigentlich nie	60.6

Dass fast zwei Drittel der Gefragten (60.6%) regional geprägten Sprachgebrauch uneingeschränkt akzeptieren und nur 4.5% ihn prinzipiell ablehnen, halte ich für eine deutliche Bestätigung der Toleranz und Offenheit der meisten Deutschen gegenüber regionalen Varietäten. Die Anteile sind hierbei in den alten und neuen Bundesländern nahezu gleich.¹⁰ Die Orthoepie einer Standardhochlautung hat offensichtlich in Deutschland weiterhin keine so dominante gesellschaftliche Bedeutung wie etwa in England oder Frankreich. Ein musterhaftes Präsidenten- oder Kanzlerdeutsch analog zum Queen's English ist hierzulande nach wie vor nur schwer vorstellbar.

Es lag nahe, in diesem Zusammenhang die emotionalen Einstellungen zu einzelnen Dialekten zu prüfen. Die Frage nach den Lieblingsmundarten ist nicht originell. Sie wurde schon einige Male gestellt, auch von Demoskopon. Oft zitiert worden ist die Beliebtheitsskala, die Hermann Bausinger in seinem „Deutsch für Deutsche“ (1984, S. 21) nach den Ergebnissen einer Repräsentativumfrage aus den 70er Jahren aufgestellt hat. Bei unserer Erhebung haben wir im Unterschied zu jener Umfrage keine feste Liste von Bezeichnungen regionaler oder städtischer Ausprägungen des Deutschen vorgegeben, sondern offen gefragt:

„Einmal abgesehen von der Mundart, die Sie selbst möglicherweise sprechen: Gibt es andere Arten von Dialekten oder Platt, die Sie sympathisch finden? Und wenn ja, welche sind das?“

⁹ Als beispielhaft hierfür ist die kleine, methodisch sorgfältige Studie von Markus Hundt (1992) zu nennen.

¹⁰ Die Korrelation mit dem Alter der Gefragten ergibt, dass die Toleranz gegenüber mundartlich geprägtem Sprechen bei der mittleren Gruppe (40–59J.) geringer ist als bei jungen und älteren Erwachsenen.

Hinzu kam die Komplementärfrage:

„Gibt es Arten von Dialekten oder Platt, die sie unsympathisch finden? Und wenn ja, welche sind das?“

Auf beide Fragen waren bis zu zwei Nennungen möglich. Sympathieerklärungen kamen von gut der Hälfte der Gefragten (50.3%). Antipathiebekundungen von 40%.¹¹ Die Tendenz, bestimmte Dialekte positiv einzuschätzen, ist demnach etwas größer als die Bereitschaft zu negativer Bewertung. Hier nun die Listen der häufigeren Nennungen:

Tabelle 14

„sympathische“ Dialekte	Zusammen	West	Ost
(1) Bayrisch	333	167	166
(2) Schwäbisch	184	87	97
(3) Plattdeutsch/Niederdeutsch	137	51	85
(4) Norddeutsch (allgem.)	131	50	81
(5) Sächsisch	84	30	54
(6) Berlinisch	83	32	51
(7) Kölsch	74	47	28
(8) Hessisch	75	42	33
(9) Mecklenburgisch	61	6	55
(10) Hamburgisch	52	26	26
(11) Rheinisch	51	26	25
(12) Küstenplatt (Nord/Ostsee ...)	58	28	30
(13) Fränkisch	36	24	12
(14) Thüringisch	38	5	33
(15) Österreichisch	26	10	16
(16) Wienerisch	22	6	16
(17) (Ober)Lausitzer Mundart	22	–	22
(18) Pfälzisch	20	18	2
(19) Hochdeutsch	20	4	16
(20) andere zus.	109		

¹¹ 60% (59.4%) der Gefragten benannten sympathische und/oder unsympathische Dialekte, 30% (30.1%) entweder sympathische oder unsympathische Dialekte.

Tabelle 15

„unsympathische“ Dialekte	Zusammen	West	Ost
(1) Sächsisch	425	222	203
(2) Bayrisch	219	77	142
(3) Berlinisch	112	27	85
(4) Schwäbisch	98	48	50
(5) Plattdeutsch	47	19	28
(6) Kölsch	41	23	18
(7) Hessisch	33	26	7
(8) Rheinisch	18	12	6
(9) andere zus.	137		

Die unter „andere“ zusammengefassten Antworten verteilen sich jeweils auf eine Vielzahl weiterer Varietäten. Zu den beiden Tabellen müssen Warnungen gegeben werden, damit sie nicht kritiklos als Hitlisten deutscher Dialekte gelesen werden. Anders als bei speziellen dialektologischen oder soziolinguistischen Studien wurden den Gefragten keine Mundartproben oder Beispiele dialektal geprägter Standardsprache vorgeführt.¹² Es wurden in erster Linie die Ausdrücke ermittelt, mit denen die Probanden die für sie sympathischen bzw. unsympathischen Dialekte bezeichnen. Ich habe bei der Auszählung unter anderem Antworten mit *Niederdeutsch*, *Plattdeutsch*, *Plattdütsch* und *norddeutsches Platt* zusammengefasst, *Platt* allein aber nur hinzugenommen, wenn ich vermuten konnte, dass damit niederdeutsche Varietäten gemeint waren. Bekanntlich wird auch in rheinfränkischen Gebieten der Ausdruck *Platt* gelegentlich auf eine lokale oder regionale Mundart angewendet, z. B. *Hessisch Platt* oder *Mannemer Platt*.

Nicht entscheidbar ist bei vielen Antworten, inwieweit ein ausgeprägter Dialekt gemeint ist oder nur eine dialektal mehr oder weniger stark gefärbte Art des Standarddeutschen. Zweifellos gibt es bei den Nennungen Überschneidungen, etwa zwischen Plattdeutsch und Norddeutsch, zumal bei dem letzteren nicht ersichtlich ist, ob damit jeweils eine Zusammenfassung verschiedener Arten des Niederdeutschen gemeint ist oder lediglich eine vom Niederdeutschen geprägte Form der in Norddeutschland gesprochenen Standardsprache. Sicherlich gibt es auch Überlappungen

¹² Wie etwa in der methodisch besonders sorgfältigen Untersuchung von Markus Hundt (1992), der bei seinen Befragungen eine modifizierte Matched-Guise-Technik einsetzte.

von Mecklenburgisch, Küstenplatt und Plattdeutsch oder auch von Kölsch und Rheinisch. Bei der Art der Befragung waren unscharfe Zuordnungen nicht zu vermeiden, zumal sich unter den Gefragten wohl nur wenige Dialektologen befanden. Wahrscheinlich gibt es auch einige echte Fehlbezeichnungen, wenn etwa einzelne Bayern ihre Sympathie oder Antipathie gegenüber „Preussisch“ oder „Ostfriesisch“ bekunden. Im ersten Fall sind vermutlich alle Varietäten nördlich des Mains gemeint, im zweiten wohl nicht die friesische Sprache, sondern irgendwelche Arten des Plattdeutschen.

Die bisherige Auswertung der Antworten zu den beiden Sympathiefragen ergibt nur ein grobes Bild von der quantitativen Verteilung stereotyper Einstellungen gegenüber bestimmten regionalen Ausprägungen des Deutschen. Dass Sächsisch die Negativliste anführt, ist nicht überraschend. Dieses Stereotyp hält sich offensichtlich besonders hartnäckig. Zu beachten ist aber auch, dass Sächsisch in der Positivliste immerhin Platz 5 einnimmt. Als Kuriosum ist zu vermerken, dass selbst einzelne Sachsen ihre Varietät des Deutschen unsympathisch finden, während ich andere Fälle von mundartlichem Autoodium bei der bisherigen Auswertung nicht gefunden habe.

Bemerkenswert finde ich die vielen positiven Stimmen zum Bayrischen. Gerade hierzu ist aber auch die große Anzahl von negativen Einstellungen beachtenswert. Hinzuweisen ist zudem auf die vielen positiven *und* negativen Einschätzungen des Schwäbischen und des Berlinischen. Bayrisch, Sächsisch, Schwäbisch und Berlinisch scheinen sich demnach stärker als andere regionale Varietäten des Deutschen für emotionale Bewertungen anzubieten. Über die historischen und zeitgeschichtlichen Gründe hierfür möchte ich hier nicht spekulieren. Ein differenzierteres Bild u. a. der Nord-Süd-Verteilung wird sich sicherlich noch ergeben, wenn die Art der Antworten mit den Eigenschaften derjenigen gekreuzt werden, die bestimmte Dialekte sympathisch oder unsympathisch finden.

3.3 Sprachliche Ost-West-Attitüden

In der öffentlichen Sprachdiskussion in Deutschland spielt das Thema der tatsächlichen oder vermeintlichen sprachlichen Differenzen zwischen den alten und den neuen Bundesländern nach wie vor eine große Rolle. Aus Sprachglossen, Leserbriefen und Gesprächen der letzten vier bis fünf Jahre hatte ich geschlossen, dass die Freude über die staatliche Wiedervereinigung und die Erfahrung, dass man sich trotz 40-jähriger Trennung gut verstehen kann, inzwischen einer zunehmenden wechselseitigen Sprachskepsis gewichen sei. In dem Maße, in dem die wirtschaftlichen Probleme in Ostdeutschland deutlich geworden sind und auch in Westdeutschland zugenommen haben, sind ja immer wieder Äußerungen zu hören und zu lesen: 'Wir verstehen uns eigentlich doch nicht.' Oder: 'Wir sprechen zwei Sprachen.' Damit werden zweifellos eher Verständigungs-

probleme als Verstehensschwierigkeiten benannt. Jedenfalls lag es nahe, im Rahmen der Repräsentativumfrage auch die wechselseitigen sprachlichen Ost-West-Einstellungen zu erkunden. Die erste Frage hierzu war:

„Meinen Sie, daß es deutliche sprachliche Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern gibt?“

Hierzu die Verteilung der Antworten:

Tabelle 16

Sprachliche Ost-West-Unterschiede?	zusammen	West	Ost
sehr viele	16.4	17.9	10.8
einige	40.4	40.5	40.1
keine bemerkenswerten	43.2	41.7	49.1

Erstaunlich finde ich, dass 43,2% der Gefragten keine bemerkenswerten Sprachdifferenzen sehen und nur 16,4% sehr viele. Der Anteil derjenigen, die viele Unterschiede sehen, ist in Westdeutschland etwas höher (17,9 vs. 10,8%). Entsprechend nehmen etwas mehr Menschen in den östlichen Bundesländern an, dass es keine bemerkenswerten Unterschiede gibt (49,1 vs. 41,7%). Die moderate Meinung, dass es einige Differenzen gibt, ist unter West- und Ostdeutschen mit rund 40% ziemlich gleich verbreitet. Diejenigen, die – viele oder einige – Unterschiede sehen, wurden dann gefragt, ob ihnen diese sprachlichen Ost-West-Differenzen als größer erscheinen als die Sprachunterschiede zwischen Nord- und Süddeutschen. Dies wurde von nur 28,4% der gefragten Teilgruppe, also weniger als 15% aller Beteiligten, bejaht. Hinzu kam die Frage an dieselbe Teilgruppe:

„Meinen Sie, dass die sprachlichen Unterschiede in Ost und West die Verständigung in Deutschland sehr stark, etwas oder gar nicht behindern?“

Bei der Verteilung der Antworten blieben die Probanden, die keine bemerkenswerten Sprachunterschiede sehen, von vornherein unberücksichtigt. Beachtenswert finde ich, dass nur 4,2% dieser Teilgruppe in den ost-west-deutschen Sprachdifferenzen ein starkes Verständigungshindernis sehen.

Tabelle 17

Behinderung der Verständigung?	zusammen	West	Ost
sehr stark	4.2	4.8	1.5
etwas	37.3	36.9	39.0
gar nicht	58.6	58.3	59.6

Bezogen auf die gesamte Stichprobe sind dies nur etwa 2.4%. Geradezu komplementär groß ist hierzu mit fast 60% (58.6%) der Teilgruppe der Anteil derjenigen, die keine sprachlich bedingten Verständigungshindernisse sehen. Da hierzu noch alle diejenigen zu berücksichtigen sind, die überhaupt keine bemerkenswerten sprachlichen Ost-West-Unterschiede sehen, können wir schließen, dass insgesamt gut drei Viertel (76.4%) aller Befragten keine sprachbedingten Verständigungsprobleme zwischen West- und Ostdeutschen annehmen. Die Vermutung einer verstärkten wechselseitigen Sprachskepsis von West- und Ostdeutschen, die auch ich hatte, wird also durch die Umfrage deutlich widerlegt. Zur Ost-West-Spezifität der vertretenen Meinungen lässt sich sagen, dass der kleine Anteil der Verständigungs-skeptiker in Westdeutschland etwa größer ist als in den neuen Bundesländern. Ich hatte das umgekehrte Verhältnis vermutet.

Die Teilgruppe derjenigen, die sprachliche Unterschiede sehen, wurde dann nach Beispielen für typische Wörter und Wendungen aus dem Sprachgebrauch der Menschen im jeweils anderen Landesteil gefragt, also nach typisch ostdeutschen bzw. typisch westdeutschen Ausdrücken. Wie schon bei der Neologismenfrage zeigte sich hier die erwähnte Beispielschwäche bei offenen Fragen.¹³ Es ergaben sich dennoch längere Listen, die ich aber nicht in Gänze wiedergebe, da sie wegen der vielen Einmalnennungen für eine quantitative Betrachtung unergiebig sind. Tabelle 18 enthält die häufigeren Nennungen, wobei die objektsprachlichen Beispiele (kursiv) auch hier mit den metasprachlichen Angaben zusammengefasst sind.

Tabelle 18

„typisch ostdeutsch“ (aus westdeutscher Sicht)	
<i>Broiler</i>	25
Sächsisch an sich/sächsischer Tonfall	11
<i>ick/icke</i>	9
<i>nu / nü / no</i> (statt <i>ja</i>)	7
<i>(ein-/Zwei-/Vier-)raumwohnung</i> (statt <i>zimmerwohnung</i>)	6
<i>Kaufhalle</i> (statt <i>Supermarkt</i>)	5
<i>Kollektiv</i>	5
<i>Plaste</i> (statt <i>Plastik</i>)	4
Zeitangaben (z. B. <i>Dreiviertel Vier</i>)	3

¹³ Die Testumfrage unter den Mitarbeitern des IDS, unter denen mehrere aus Ostdeutschland stammen, war auch bei dieser Frage ergiebiger.

Deutlich ist, dass bei diesen Angaben dialektale Besonderheiten etwa des Sächsischen und Berlinischen mit Beispielen für überregionale Spezifika der neuen Bundesländer durcheinander gehen. Tabelle 19 verzeichnet häufiger genannte Beispiele für typisch Westdeutsches aus ostdeutscher Sicht:

Tabelle 19

„typisch westdeutsch“ (aus ostdeutscher Sicht)	
<i>Super</i>	22
Zeitangabe (z. B. <i>Viertel nach Drei</i>)	18
<i>Ossi(s)</i>	9
<i>(Brat)Hähnchen</i> (statt <i>Broiler</i>)	9
Anglizismen / Amerikanismen / englische Wörter	8
<i>Schaun mer mal!</i>	7
<i>Cool</i>	6
<i>Grüß Gott</i>	6
<i>Kids</i>	6
<i>okay/o. k.</i>	6
<i>Shopping/Shoppen</i> (statt <i>Einkaufen</i>)	6
<i>Team</i> (statt <i>Kollektiv</i>)	6
<i>Flieger</i> (statt <i>Flugzeug</i>)	5
<i>außen vor lassen/bleiben</i>	4

Auch hier finden sich Regionalismen wie *Grüß Gott* und *Viertel nach Drei* neben überregionalen Spezifika, darunter dem häufigeren Anglizismengebrauch in den westlichen Bundesländern. Ein Kuriosum ist, dass die Bezeichnungen für gebratenes Geflügel geradezu Schibbolethfunktion für die sprachliche Ost-West-Wahrnehmung haben. Nebenbei sei erwähnt, dass die Liste der Westspezifika aus ostdeutscher Sicht merklich reichhaltiger ist als die Beispielliste aus umgekehrter Sicht. Wenngleich die Verständigungsskepsis in den ostdeutschen Ländern geringer ist, als ich vermutet hatte, ist anscheinend die sprachliche Aufmerksamkeit gegenüber Westdeutschen etwas größer als die in der Gegenrichtung.

Nun zu den Einstellungen gegenüber der innerdeutschen Mehrsprachigkeit.

3. 4 Einstellungen zur Mehrsprachigkeit in Deutschland

Schon wegen der Dialektfragen wurde die Auswertung auf Probanden mit Deutsch als Muttersprache beschränkt. Im Hinblick auf die faktische Mehrsprachigkeit in Deutschland lag es aber nahe, die Einstellung der deutschsprachigen Mehrheitsbevölkerung zu den Minderheitssprachen im eigenen Land anzusprechen. Die erste Frage hierzu lautete:

„In Deutschland gibt es neben alten Minderheitensprachen wie Sorbisch in der Lausitz oder Dänisch in Schleswig seit einigen Jahrzehnten auch Minderheitensprachen von z. T. großen Zuwanderergruppen, darunter Türkisch, Italienisch und Spanisch. Finden Sie diese Mehrsprachigkeit in Deutschland gut oder schlecht, oder ist sie Ihnen egal?“

Hier die Verteilung der Antworten:

Tabelle 20

Mehrsprachigkeit in Deutschland ist	zusammen	West	Ost
gut	25.5	25.6	25.0
schlecht	17.2	17.7	15.5
mir egal	57.2	56.7	59.5

Festzustellen ist, dass die ost- und westdeutschen Antworten auf diese Frage sehr ähnlich verteilt sind. Dass nur ein Viertel (25.5%) aller Gefragten zu der in Deutschland gegebenen Mehrsprachigkeit eine positive Einstellung hat, ist bedauerlich. Mit 17.2% ist der Anteil der negativ Eingestellten zwar merklich kleiner, aber doch beachtlich. Die Antwort „Ist mir egal“ der gleichgültigen Mehrheit relativiert den Anteil der Mehrsprachigkeitsgegner gerade nicht. Um ein deutlicheres Bild zu gewinnen, haben wir den Zusammenhang dieser Einstellungen mit Alter (Tab. 21) und formalem Schulabschluss (Tab. 22) geprüft.

Tabelle 21

Mehrsprachigkeit / Alter	18–39 J.	40–59 J.	60 J.+
gut	26.5%	25.7%	24.7%
schlecht	17.3%	17.7%	14.1%
mir egal	55.5%	56.6%	60.8%

Es zeigt sich, dass mit dem Lebensalter sowohl die positive als auch die negative Einstellung zur Mehrsprachigkeit in Deutschland abnimmt und

Tabelle 22

Mehrsprachigkeit / Bildung	Hauptschule u. o. Abschl.	Mittelschule	Abitur
gut	21.0%	25.5%	43.9%
schlecht	16.6%	15.4%	18.6%
mir egal	62.2%	58.5%	37.2%

dafür die Gleichgültigkeit zunimmt. Jüngere Menschen sind eher geneigt, die innerdeutsche Mehrsprachigkeit zu bewerten. Tabelle 22 zeigt, dass Menschen mit höherem Schulabschluss sich bemerkenswert positiver zu Mehrsprachigkeit verhalten; unter ihnen ist aber auch der Anteil der negativ Eingestellten etwas größer.

Angeschlossen wurde eine Frage nach staatlichen Förderungsmaßnahmen für die Sprachen der größeren Zuwanderergruppen.

Tabelle 23

Förderung der Zuwanderersprachen	%
ja	28.7
nein	70.6
keine Angabe	0.9

Dass eine deutliche Mehrheit (70.6) staatliche Förderungsmaßnahmen für die neuen Minderheitensprachen ablehnt, ist nach den Antworten auf die vorherige Frage nicht verwunderlich. Offensichtlich stimmen bei der Frage nach den Förderungsmaßnahmen die Gleichgültigen weitgehend mit den Mehrsprachigkeitsgegnern überein.

3.5 Meinungen zur sprachlichen Zukunft Europas

Nach der inneren Mehrsprachigkeit war die äußere Mehrsprachigkeit Fragesthema, speziell die Stellung des Deutschen in der vielsprachigen Europäischen Union. Eine sprachpolitische Frage, die außerhalb von Politik und Europäischen Behörden bisher nur selten erörtert wird, wurde in folgender Form gestellt:

„In der Europäischen Union gibt es 11 Amtssprachen, darunter Deutsch. Der alltägliche amtliche Sprachverkehr in den Europäischen Behörden erfolgt jedoch weitgehend in den zwei sogenannten Arbeitsspra-

chen Englisch und Französisch. Von manchen deutschen Politikern, aber auch von Vertretern anderer Staaten wird gefordert, in den Europäischen Behörden Deutsch als dritte Amtssprache neben Englisch und Französisch zu benutzen. Finden Sie diese Forderung gut?“

Als Antwortmöglichkeiten wurden neben *ja, finde ich gut* und *nein, finde ich nicht gut* auch *bin unentschieden* angeboten. Hier das Ergebnis:

Tabelle 24

Arbeitssprache Deutsch?	%
Ja, gut	55.0
Nein, nicht gut	15.8
Bin unentschieden	29.1

Die Mehrzahl der Gefragten (55%) meint demnach, die deutsche Sprache solle in der europäischen Politik mehr Gewicht bekommen. Fast 30% haben aber hierzu noch keine Meinung. Auch bei dieser Frage möchte ich die Antworten gerne noch nach einigen weiteren Variablen wie Alter und Bildung der Probanden untersuchen.

Meinungen zu wünschbaren künftigen Sprachverhältnissen zu erfragen, ist vermutlich ebenso riskant wie die Frage nach der Partei, die man wählen würde, falls gerade Wahltag wäre. Dennoch war mir wichtig, einen Eindruck von den derzeitigen Einstellungen zur sprachlichen Zukunft Europas zu gewinnen. Ich habe deshalb meine Fragenreihe mit einer generellen Frage zur künftigen Sprachensituation und einer speziellen zur möglichen Zukunft der deutschen Sprache abgeschlossen. Die erste lautet:

„Zur sprachlichen Zukunft Europas gibt es viele Überlegungen, Pläne und Meinungen. Drei Auffassungen stellen wir Ihnen hier auf der Liste vor. Welcher dieser Meinungen neigen Sie am ehesten zu?“

Die drei auf der Liste aufgeführten Auffassungen waren:

- Die Sprachenvielfalt in Europa muss erhalten bleiben.
- Es sollte möglichst eine gemeinsame Sprache eingeführt werden.
- Die bisherigen Sprachen sollen erhalten bleiben, aber es sollte eine Sprache als praktische Hilfs- und Verkehrssprache eingeführt werden.

Hinzu kam die Antwortmöglichkeit:

- Habe noch (keine) Meinung dazu.

Hier die Antworten:

Tabelle 25

Sprachen in Europa	%
Erhalt der Vielfalt	41.4
eine gemeinsame Sprache	8.3
Vielfalt, aber eine Verkehrssprache	29.1
(noch) keine Meinung	21.1

Deutlich ist der Wunsch nach Erhaltung der Mehrsprachigkeit mit einem Anteil von 41.4%. Aber auch der Anteil derjenigen, welche die Mehrsprachigkeit erhalten, aber deren praktische Probleme mit einer gemeinsamen Hilfssprache überwinden wollen, ist mit knapp 30% (29.2) beachtlich. Dagegen ist der Wunsch nach einer europäischen Einheitssprache mit einem Anteil von nur 8.3% nicht sehr verbreitet.

Zur Zukunft der deutschen Sprache wurde dann noch ein Szenario zur Einschätzung vorgelegt, das ich selbst für eine der durchaus möglichen Entwicklungen halte. Die Frage hierzu lautete:

„Einige meinen, das nach etwa zwei oder drei Generationen die meisten Menschen auch in Deutschland im Beruf und in der Öffentlichkeit eine „Europa-Sprache“, d. h. eine europäische Einheitssprache verwenden werden, die möglicherweise eine Art vereinfachtes Englisch ist. Deutsch würde zwar auch noch gebraucht, aber vorwiegend in der Freizeit, in der Familie und unter Freunden. Angenommen, es kommt dahin, finden Sie dann eine solche sprachliche Zukunftsaussicht: sehr gut, gut, teils/teils, schlecht, sehr schlecht.“

Hier die Verteilung der Antworten:

Tabelle 26

Euro-Sprache in Deutschland, Deutsch nur noch Freizeitsprache	%
sehr gut	2.3
gut	16.7
teils/teils	41.5
schlecht	23.6

Der Anteil der energischen Befürworter einer Euro-Sprache zu Lasten des Deutschen ist mit 2.3% sehr klein. Dass immerhin weitere 16.7%, also jeder sechste der Gefragten, eine solche Entwicklung gut findet, beunruhigt mich eher, zumal nur knapp 40% (39.3%) eine solche Entwicklung für schlecht oder sehr schlecht hält. Auch hier halte ich eine Überprüfung der Korrelation mit Alter und formaler Bildung der Gefragten für wichtig. Ich hoffe, auch dies demnächst nachliefern zu können (s. Stickel/Volz, in Vorber.).

4. Zusammenfassung

Ich fasse die deutlichsten Ergebnisse kurz und vereinfachend zusammen:

1. In Deutschland ist derzeit mit starkem bis mittlerem Interesse an sprachlichen Fragen bei knapp der Hälfte der erwachsenen Bevölkerung zu rechnen; gut die Hälfte erklärt sich für sprachlich wenig oder gar nicht interessiert.
2. Rund ein Viertel der Befragten hält die derzeitige Sprachentwicklung für besorgniserregend, ein weiteres knappes Drittel für teilweise bedenklich. Erfreulich finden die Sprachentwicklung nur 4.8%. Die Einstellung zur Sprachentwicklung hängt deutlich von Schulbildung, sprachlichem Interesse und Alter ab.
3. Unter den negativ bewerteten Erscheinungen der gegenwärtigen Sprachentwicklung fallen vor allem die Anglizismen auf.
4. Nach Meinung der Gefragten haben Fernsehen und die Bildungseinrichtungen einen starken Einfluss auf den allgemeinen Sprachgebrauch, Bücher, Kino und Theater nur einen vergleichsweise geringen. Im Meinungsfeld dazwischen liegen Radio, Familie, Zeitungen, Freunde, die Arbeitsumgebung und die Politik.
5. Eine besondere Verantwortung für die künftige Sprachentwicklung wird Schulen und Eltern zugesprochen. Es folgen Wissenschaftler, Politiker, Journalisten und erst danach Schriftsteller.
6. Die regionale Varianz der deutschen Sprache wird von der überwiegenden Mehrheit positiv bewertet. Mundartlich geprägter Sprachgebrauch wird von fast zwei Dritteln uneingeschränkt akzeptiert und nur von 4.5% prinzipiell abgelehnt.
7. Zu einzelnen Dialekten gibt es deutliche Sympathie- oder Antipathieeinstellungen, wobei die Tendenz zur positiven Bewertung etwas stärker ist. Bayrisch, Sächsisch, Schwäbisch, Berlinisch und Plattdeutsch sind für solche stereotype Bewertungen offensichtlich besonders geeignet.
8. Die wechselseitige sprachliche Wahrnehmung von Menschen aus den west- und ostdeutschen Bundesländern ist erheblich positiver als aus Meinungsäußerungen in Politik und Medien zu schließen war. Gut drei

- Viertel der Befragten sehen zwischen West- und Ostdeutschen keine sprachlich bedingten Verständigungshindernisse, und nur etwa 2.4% sehen in Sprachdifferenzen ein starkes Verständigungshindernis.
9. Die durch die sprachlichen Minderheiten in Deutschland gegebene Mehrsprachigkeit bewertet nur ein Viertel der Gefragten positiv, etwa 17% negativ. Die Mehrheit verhält sich zur Mehrsprachigkeit in Deutschland gleichgültig.
 10. Für die deutsche Sprache wünscht sich eine Mehrheit eine politisch stärkere Stellung innerhalb der Europäischen Union. Zu dieser Frage verhält sich aber auch fast ein Drittel (29.1%) der Gefragten unentschieden.
 11. Für das künftige Europa wünscht sich die überwiegende Mehrheit (70.6%) den Erhalt der Mehrsprachigkeit, wobei ein knappes Drittel sich daneben eine gemeinsame Hilfs- und Verkehrssprache vorstellen kann. Nur 8.3% wünschen eine einheitliche Europasprache.
 12. Was die erwünschte Stellung des Deutschen nach einigen Generationen angeht, ist das Meinungsbild nicht so deutlich. Beinahe jeder Fünfte (19%) kann sich für die Zukunft die öffentliche Kommunikation in Deutschland auch ohne Deutsch vorstellen, rund 40% sehen in einer solchen Entwicklung Vor- und Nachteile („teils/teils“), weitere 40% bewerten sie als schlecht bis sehr schlecht.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1990): Deutsch unter dem Druck der englischen Sprache. In: Sprachreport 2/90, S. 6–8.
- Baker, Colin (1992): Attitudes and Languages. Clevendon.
- Bausinger, Hermann (1984): Deutsch für Deutsche. Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Aktual. Neuauflage, Frankfurt/M.
- Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.) (1995): Bewertungskriterien der Sprachberatung (= Studien zu deutschen Sprache 2). Tübingen.
- Böke, Karin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hrsg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven (Georg Stötzel zum 60. Geburtstag). Opladen.
- Fasold, Ralph (1985): Language Attitudes. In: R. Fasold (Hrsg.): The Sociolinguistics of Society. Oxford. S. 147–179.
- Fishman, Joshua A. (Hrsg.) (1971): Advances in the Sociology of Language. Vol I, The Hague/Paris.
- Giles, Howard et al. (1987): Research on Language Attitudes. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. Vol. 1 (HSK 3.1). Berlin/New York, S. 585–597.
- Hoberg, Rudolf (1990): Sprachverfall? Wie steht es mit den sprachlichen Fähigkeiten der Deutschen? In: Muttersprache 100, S. 233–243.
- Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart.
- Jung, Matthias (1992): Das öffentliche Sprachbewusstsein heute. In: Sprache und Literatur, H. 72, S. 62–72.

- Klein, Wolfgang (1986): Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen. In: Zeitschr. für Literaturwissenschaft und Linguistik 62, S. 11–28.
- Neuland, Eva (1993): Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewusstsein – Zur Relevanz 'subjektiver Faktoren' für Sprachvariation und Sprachwandel. In: Mattheier, Klaus J./Wegera, K. P. /Hoffmann, Walter (Hrsg.) (1993): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. S. 723–748.
- Neuland, Eva (1996): Sprachkritiker sind wir doch alle! Formen öffentlichen Sprachbewusstseins. Perspektiven kritischer Deutung und einige Folgerungen. In: Böke, Karin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hrsg.) (1996).
- Rein, Kurt (1975): Empirisch-statistische Untersuchungen zur Verbreitung, Funktion und Auswirkungen des Dialektgebrauchs in Bayern (Bericht über ein Forschungsprojekt „Bayerischer Dialektzensus“). In: Papiere zur Linguistik 8, S. 88–97.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1991): Soziolinguistik, 3. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln.
- Sitta, Horst (1989): Defizit oder Entwicklung. Zum Sprachstandard von Gymnasialabsolventen und Studenten. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin/New York. S. 233–254.
- Stellmacher, Dieter (1987): Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefasste Bestandsaufnahme. (Institut für niederdeutsche Sprache, Bremen) Leer.
- Stickel, Gerhard (1987): Was halten Sie vom heutigen Deutsch? Ergebnisse eine Zeitungsumfrage. In: Wimmer, Rainer (Hrsg.): Sprachtheorie – Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag (= Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache). Düsseldorf. S. 280–317.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.): Varietäten des Deutschen (=Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache). Berlin/New York 1997.
- Stickel, Gerhard/Volz, Norbert (in Vorber.): Meinungen und Einstellungen zur deutschen Sprache. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung.

RUDOLF GERHARDT

„Kreative Sprachführung“ oder: Von der Macht, die Begriffe zu besetzen

Journalisten als Täter und Opfer semantischer Verschleierungen

Abstract

Gerade die Sprache der Journalisten hat eine kritische Reflexion bitter nötig. Denn – hierin den Juristen ähnlich – haben auch Journalisten eine Definitionsmacht über die soziale Wirklichkeit. Vor allem transportieren sie die Sprache der Politiker, die nicht selten „riskante“ Begriffe durch Schönfärberei semantisch verschleiert. Oder sie schaffen eine eigene sprachliche Realität, die dann die Perspektive des „kritischen“ Beobachters spiegelt.

Anhand zahlreicher Beispiele, die vorwiegend den Tageszeitungen entnommen sind, untersucht der Verfasser Sprach-Modismen und Sprach-Verschiebungen aller Art, die zugleich Sinn-Verschiebungen sind. Und er ruft die Linguisten auf, die selten gewordene Selbstkritik der Journalisten bei diesen Entschleierungen zu unterstützen. „Denn wir sitzen gemeinsam in dem Sprach-Boot, das alles mögliche darf – nur nicht untergehen.“

Um die Ebene der Verständigung zu klären möchte ich vorausschicken, daß ich in diesem Kreis eine Fremdsprache sprechen werde: Journalistisch und nicht linguistisch. Ich werde also sprechen wie ein Journalist, und ich werde darüber sprechen, wie wir Journalisten schreiben. Und deshalb habe ich das ursprüngliche Thema „Nabelschau der journalistischen Sprache“ ein wenig umgetauft: „Kreative Sprachführung, oder: Von der Macht, die Begriffe zu besetzen.“

Wenn ich es richtig sehe, sind in den Printmedien Reflexionen über die Sprache der Journalisten heute seltener zu finden als früher. Ich erinnere mich noch daran, wie ich 1965 bei der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ als Wirtschaftsredakteur begonnen habe. Da gab es einen CvD namens Ruelius, der regelmäßig seine Sprachglossen schrieb und der auch jeden Abend beim Umbruch mit einer Leselupe in der Hand die Druckfahnen überflog, ob ihm noch etwas in die Augen sprang, was es zu verhindern galt.

Und es gab natürlich Karl Korn mit seinen Sprachglossen, und es gab Benno Reifenberg und den Herausgeber Nikolaus Benckiser, der mir beim Vorstellungsgespräch eindringlich sagte: „Nur damit Sie es wissen, ‘ich’

schreibt bei uns nur Friedrich Sieburg. "Der Grund: Ich hatte zuvor einige Glossen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) geschrieben, wo das Wort „ich“ aufgetaucht war. Inzwischen ist Friedrich Sieburg längst gestorben, und diese Form der „Ich-Perspektive“ findet man heute nicht selten in der „FAZ“ – für meinen Geschmack sogar zu oft.

Noch heute gibt es aber (nicht nur) in der FAZ eine Art von Kleiderordnung der Worte, eine Liste der „ugly words“, der verbotenen Wörter. Es gibt auch dann und wann noch Sprachglossen etwa von Michael Fritzen (it) oder Axel Wermelskirchen (we), und es gibt auch bei einigen anderen Zeitschriften und Nachrichtenagenturen so etwas wie „Listen schwarzer Wörter.“

Es gibt – natürlich – den Wolf Schneider, einen wahren Zuchtmeister der Sprache mit seinen populären sprachkritischen Büchern und seinen Sprachglossen in der „ZEIT“.

Und es gibt den „Hohlspiegel“, diese regelmäßige Rubrik auf der letzten Seite des „Spiegel“, die Stilblüten aufspießt und in der vielleicht so mancher Journalist mit Herzklopfen nachsieht, ob er dort vielleicht mit einem sprachlichen Betriebsunfall vorkommt.

Aber insgesamt sind die Wächter der journalistischen Sprache, wie mir scheint, seltener geworden. Wie lange ist es doch her, als sich Hans Magnus Enzensberger den „Spiegel“ unter die Lupe nahm – vor allem auch seine Sprache.

Dabei hat natürlich gerade die Journalistensprache eine kritische Reflexion bitter nötig. Sie entsteht meist unter enormem Zeitdruck, sie muß die kompliziertesten Lebenssachverhalte mit den klaren Linien eines Holzschnitts einfangen und sie muß die Urteile nachvollziehbar begründen, die am Ende eines klaren Meinungskommentares stehen – sollten.

Sie muß aber auch den Sprechblasen der Politiker, den Schönfärbungen der Presseverlautbarungen, den verbalen Umgarnungen der Interessentengruppen Paroli bieten. Sie muß semantische Sprachgirlanden enttarnen und, mit Goethe zu sprechen, dafür sorgen, daß die Leser nicht an alle Worte, nicht an jedes Jota glauben, das von außen in die Medien hineingereicht wird.

Ich möchte mich heute weniger mit sprachlichen Schablonen, Modismen und sprachlichen Nachlässigkeiten befassen, aber ich möchte wenigstens beispielhaft einige nennen, um die ein Journalist, wenn möglich, einen großen Bogen macht:

Schablonen: Die Badenixe, der Floriansjünger, der Tastenlöwe, das Geburtstagskind, der König Kunde, der Vater Staat (der dann meist entweder die Spendierhosen anhat oder dem Bürger gerade das Geld aus der Tasche zieht). Die bessere Hälfte (wie mag eigentlich die schlechtere aussehen? Ganz sicher wie ein Göttergatte!)

Und so habe ich denn auch mit innerer Zustimmung kürzlich gelesen, daß die Zeitschrift „Stil und Etikette“ diesen Gatten als nicht mehr zeitgemäß abgeschafft hat.

Nun zu den Modismen: für irgendein Projekt grünes Licht geben, etwas über die parlamentarischen Hürden bringen, etwas in trockene Tücher bringen, etwas absegnen (besonders „segenreich“ in diesem Sinne ist offenbar das BVerfG, dessen Richter auch anschaulich die „Roten Roben“ genannt werden).

Oder das „Hochkarätige“ in seinen vielen Ausprägungen: Hochkarätige Gesprächsteilnehmer, hochkarätige Kulturveranstaltungen, Kunden, Ehrungen, Existenzen, Familien: Hatten Sie schon gewußt, daß der Geiger Gidon Kremer in eine „hochkarätige Musikerfamilie hineingeboren wurde“? Und natürlich bin ich mir bewußt, daß ich hier vor durchaus hochkarätigen Zuhörern stehe.

Solche Sprache ist entweder spießig, oder schlampig, sie ist eilig, oder komisch, und sie ist sicher nicht belebend für den Gedanken. Aber sie ist für die Gedanken nicht gefährlich im strengen Sinne. Gefährlich, weil verharmlosend oder dramatisierend, jedenfalls aber entstellend oder verfälschend können Sprachmanipulationen werden, semantische Verzuckerungen, Sprachkosmetik oder Sprachmogeleyen, sprachlicher Etikettenschwindel oder wie immer man sie nennen mag. Mit ihnen vor allem möchte ich mich jetzt beschäftigen.

Sprache schafft Realitäten

Ein Journalist erinnerte sich, wie er einmal an einem Artikel über Neuerungen im damals geltenden Mietrecht schrieb. In seinem Beitrag stand dann zu lesen, daß ein „Gesetz zur Verbesserung des Mietrechts“ dieses und jenes mit sich gebracht habe. Am nächsten Tag fragte ihn sein Chefredakteur, weshalb er um Himmels Willen ein solches Gesetz „Verbesserungsgesetz“ genannt habe. Dies sei nun wohl doch eine ziemliche Schönfärbung. Der Verfasser konnte nachweisen, daß das Gesetz genau so hieß und war damit aus dem Schneider. Den Verdacht, er habe bewußt sprachlich an dem Gesetz manipuliert, wurde der Schreiber aber lange nicht mehr los.

Und damit bin ich bei einer wichtigen Macht der Journalisten, der Definitionsmacht. So wie wir ganz allgemein durch unsere Nachrichten und Berichte „Realität“ schaffen, schaffen wir auch sprachliche „Realitäten“. Mit Worten läßt sich bekanntlich ein System bereiten, und wenn sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt, wird es für den Leser schnell zum Begriff.

Lassen Sie mich diese Definitionsmacht der Sprache an einem eindrucksvollen Dialog erläutern, den Alice im Wunderland mit Goggelmogel führt, jenem quakigen Fabelwesen aus dem Buch „Hinter den Spiegeln“:

„Ich verstehe nicht, was Sie mit ‘Glocke’ meinen,“ sagte Alice. Goggelmogel lächelte verächtlich.

„Wie solltest Du auch – ich muß es Dir doch zuerst sagen. Ich meine ‘wenn das kein einmalig schlagender Beweis ist’!“

„Aber ‘Glocke’ heißt doch gar nicht ein, ‘einmalig schlagender Beweis’“, wandte Alice ein.

„Wenn ich ein Wort gebrauche“, sagte Goggelmoggel in recht hochmütigem Ton, „dann heißt es genau, was ich für richtig halte – nicht mehr und nicht weniger.“

„Es fragt sich nur“, sagte Alice, „ob man Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann.“

„Es fragt sich nur“, sagte Goggelmoggel, „wer der Stärkere ist, weiter nichts.“

Soweit also Lewis Carroll. Wer ist also der Stärkere, wenn es um die Begriffe geht?

Ein kleiner Exkurs: Die bedrückendste Definitionsmacht haben – für mich als einem praktizierenden Hypochonder – die Ärzte: In der Diagnose treffen ja Begriff und Realität zusammen, vorausgesetzt natürlich, daß die Diagnose stimmt.

Zweitens die Juristen: Es ist allgemein bekannt, daß die Gesetze viele Freiräume lassen, die die Richter ausfüllen müssen – durch Begriffsbestimmung. Dafür gibt es natürlich Auslegungskriterien, Handwerkszeug, aber es bleibt oft ein irrationaler Rest: Auch hier ist die Vernunft bisweilen die Magd des Willens und nicht umgekehrt. Und der Ausgang eines Rechtsstreits, von dem wer weiß ‘was abhängt, hängt also auch davon ab, welchen Gebrauch die Juristen von ihrer Definitionsmacht machen.

Ein eher humoriges Beispiel: Vor kurzem besuchte mich ein Freund und brachte mir eine kostspielige CD-ROM mit. Ich fragte, ob das so etwas sei wie ein „Raubdruck“. Er versuchte mich zu beruhigen: Ich brauche wirklich keine Angst zu haben, er habe die Sache zwar kopiert, auf keinen Fall aber geraubt. Ich fürchte, daß die Definitionsmacht hier von einem Gericht vielleicht doch anders ausgeübt werden könnte.

Dem Gesetzgeber des BGB, auch dies eher *colorandi causa*, ist sogar das Kunststück gelungen, einen Grenzstein „verrückt“ werden zu lassen. Im Paragraphen ist vom „verrückt gewordenen Grenzstein“ die Rede, und Generationen von Juristen haben sich über diesen Verstoß gegen die Grammatik schief gelacht. („... verrückt worden“, sollte es natürlich heißen!).

Jetzt durchaus ernst: In Bosnien wurde zwischen „friedenserhaltenden und friedensschaffenden Maßnahmen der Blauhelme“ unterschieden. Welche Definitionsmacht mit welchen Folgen verbirgt sich hinter diesen so abstrakt daherkommenden Begriffen!

Oder ganz aktuell: Amerika wollte im Sicherheitsrat der UNO bekanntlich eine Resolution durchsetzen, die dem Irak „ernsteste Konsequenzen“ androhte für den Fall, daß er sich an seine Zusagen (Inspektion der Paläste) nicht halten würde. Dieser Begriff spaltete den Sicherheitsrat in zwei Lager. Daraufhin wurde ein neuer Entwurf diskutiert, in dem nicht mehr von „ernstesten“ oder „schwersten Konsequenzen“ die Rede war, sondern – nur! – noch von „sehr schweren Konsequenzen“. Dabei wußte natürlich

jeder, um was es ging – um militärische Schläge, einerlei wie sie auch getauft würden.

Die Dinge hinter den Engrammen

Drittens: Die Journalisten. Der Unterschied zu den Juristen scheint mir vor allem darin zu liegen, daß unsere Definitionen nicht rechtskräftig werden. Aber wir setzen mit der Sprache so etwas wie Engramme, und wenn wir Begriffe nur oft genug wiederholen, können sie wie die Wahrheit daherkommen – oder sagen wir einmal, wie die Wirklichkeit.

Das braucht durchaus nicht immer aus bösem Willen zu geschehen, oder aus der Absicht, die eigene Weltsicht in der Öffentlichkeit durchzusetzen. Bisweilen gehen wir auch arglos mit den Begriffen um, oder fahrlässig oder gleichgültig. Aber wir müssen uns klarmachen, daß wir mit der Sprache Engramme setzen und – vielleicht – ein bißchen die Rolle des Goggelmogel spielen.

Ich möchte das an einigen jüngeren Beispielen erläutern, die ich den Zeitungen entnehme, vor allem den überregionalen Zeitungen Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Welt, Süddeutsche Zeitung (SZ), Frankfurter Rundschau (FR) und Tageszeitung (taz), aber auch einigen grundsoliden Regionalzeitungen.

Der Papstbrief und der Beratungsschein: Ich glaube, man kann ruhig einmal davon ausgehen, daß die Bischöfe selbst derzeit ein bißchen ratlos sind, wie die Reise hier weitergehen soll. Wie aber haben die Zeitungen in den Überschriften ihre Reaktion umschrieben:

Häufig kommt das Wort „beugen“ vor: „Die deutschen Bischöfe beugen sich dem Papst“, heißt es etwa in der SZ. In der WELT ist noch devoter von der „Bitte“ die Rede: „Die deutschen Bischöfe beugen sich der Bitte des Papstes.“ Im Leser entsteht das Bild einer demutsvollen Haltung des Episkopats.

In der FR und der taz hingegen ist der Papst der Akteur: „Papst geißelt die Beratungsscheine“, heißt es in der FR und noch lauter in der taz: „Papst verdonnert Bischöfe zum Ausstieg.“

Wohlgemerkt, das sind keine Kommentare, sondern Überschriften über Berichten, aber sie enthalten natürlich schon eine klare Wertung.

Weniger klar, aber in der Tendenz dennoch eindeutig „pro Papst“ heißt es im vierspaltigen Aufmacher der FAZ: „Die deutschen Bischöfe vor einer schwierigen Aufgabe“, was ja wohl auch – irgendwie – unbestreitbar ist.

Aber auch bei den Bischöfen leuchtete einmal ein semantischer Drahtseilakt auf: Statt eines „Beratungsscheines“, so war zu lesen, könnte es künftig vielleicht einen „Beratungsbrief“ geben, der dann aber – irgendwie – wohl wieder in einen Beratungsschein umzutauschen wäre (!).

Ein anderes Beispiel: Das Hineinhören in Wohnungen, wie ich es ein-

mal möglichst neutral nennen möchte. Wie wir alle wissen ist das Gesetz buchstäblich in letzter Minute noch von seinem schärfsten Sprengstoff entschärft worden: Wichtige Berufsgruppen wurden vom Abhören ausgeklammert. Dennoch eignet es sich fast als Lehrbuchbeispiel für einen Krieg in der Rechtspolitik – auch mit der Sprache.

Ich habe vor geraumer Zeit einmal ein Interview mit einem Landesjustizminister geführt. Und mitten im Gespräch wurde uns beiden klar, daß wir schon damals ganz selbstverständlich das Wort vom „Lauschangriff“ in den Mund nahmen. Es hatte sich ganz einfach eingestellt.

Im amtlichen Deutsch heißt das: „Gesetz zur Änderung des Grundgesetzes“ und „Gesetz zur Verbesserung der Bekämpfung der Organisierten Kriminalität.“

Nebenbei bemerkt: Da ist es wieder, das Wort von der „Verbesserung“, und der FDP „Altliberale“ Burkhard Hirsch hat auch in der Abstimmungsdebatte verbittert geklagt, wie man so ein Gesetz nur „Verbesserungsgesetz“ nennen könne!

Es waren natürlich nicht die Befürworter des Gesetzes: Aber wer konkret den Kampfbegriff vom „Großen Lauschangriff“ prägte, habe ich nicht herausfinden können. Er war plötzlich da und es erging ihm, wie dem Wort, von dem es im Nathan heißt: „Nun ist es raus und kann nicht mehr zurück.“

Natürlich haben sich auch andere Politiker gegen das Wort zur Wehr gesetzt, auch auf Seiten der SPD. So sagte etwa Günther Verheugen: „Ich möchte zunächst einmal darauf hinweisen, daß der Begriff ‘Großer Lauschangriff’ in einem demokratischen Rechtsstaat auf die Liste der absolut unerwünschten Worte gehört. Ein Rechtsstaat greift nicht an.“ Und Rudolf Scharping fragte, wer da eigentlich an-greife und ob der Staat nicht allenfalls „ein-greife“.

Auch Innenminister Kanther und die politischen Kräfte um ihn herum haben sich natürlich bemüht, den Lauschangriff umzutaufen – es ist ihnen nicht gelungen. In den endlosen Debatten über dieses Gesetz sprachen die meisten Zeitungen, die ich durchgekömmt habe, mindestens vom Lauschangriff oder sogar vom Großen Lauschangriff.

Die „Welt“ allerdings sprach in der Überschrift und im Kommentar von „Abhöraktionen“, und half sich dann, ebenso wie die FAZ mit einem alten Trick, den wir aus der „DDR-Zeit“ noch kennen: Sie setzte das Wort Lauschangriff in Anführungszeichen.

Auch in den Berichten, die ich in der FAZ las, bemühen sich die Kollegen immer tapfer, statt Lauschangriff von „akustischer Überwachung“ oder vom „Abhören“ zu sprechen. Nur in der Leitglosse am selben Tag ist schlicht und einfach vom Lauschangriff zu lesen, ohne An- und Abführung, obwohl der FAZ ganz gewiß die innere Sicherheit am Herzen liegt. In einer späteren Glosse der FAZ wird erst vom „Abhören von Wohnun-

gen“ gesprochen und dann in Klammern hinzugefügt: „Großer Lauschangriff“, ganz so, als ob das die Legaldefinition des Abhörgesetzes wäre.

Die SZ, die sich in Kommentaren vehement gegen das neue Gesetz ausgesprochen hatte, titelte in der Überschrift recht neutral: „Wohnungen dürfen künftig abgehört werden“, aber in der Bildunterschrift hatte sich dann doch wieder der „Große Lauschangriff“ eingestellt.

Besonders unappetitlich wird dieser „Lauschangriff“, wenn er mit Wanzen in Verbindung gebracht wird. „Bayerns Innenminister Günther Beckstein will notfalls Journalisten verwanzen“, lautete eine Überschrift in der SZ, die so etwas wie Juckreiz auslöste. Von der „verwanzten Republik“ sprach die Abgeordnete der „Bündnisgrünen“ in der Schlußabstimmung über das Gesetz. Und in der ZEIT erzählte die große alte Dame des Journalismus, Gräfin Dönhoff, wie sie dem damaligen Regimegegner Robert Havemann ein Instrument mitgebracht hatte, „mit dem er seine Wohnung nach Wanzen abtasten konnte“.

Mit einem Anflug von dunklem Humor – schwarzer Humor scheint mir in der Schweiz eher selten zu sein – schrieb die NZZ in einer Schlagzeile: „Deutschlands Beichtstühle bleiben wanzenfrei“.

Mir ging es ja hier in erster Linie um den semantischen Streit. Zum Glück ist das Gesetz, das jetzt zustande kam, wie schon gesagt, wenigstens entschärft worden – der Kreis der Personen wurde erweitert, die nicht „verwanzt“ werden dürfen. Ein Gesetz zur „Verbesserung des Grundgesetzes“ ist aber mit Sicherheit dabei nicht herausgekommen. Aber es hätte ja auch niemand gewagt, es auf diesen Namen zu taufen.

„Mord“ mit der Sprache

Ein anderes Beispiel: Der Streit um das „Abtreibungsrecht“, eine unendliche Geschichte. Bereits das Wort „Abtreibungsrecht“, das ich gewählt habe, ist unklar, ist verräterisch, ist parteiisch. Gibt es ein Recht auf Abtreibung, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind? Gibt es also einen Anspruch auf den Eingriff? Oder ist die Abtreibung eine rechtswidrige Handlung, die nur nicht bestraft werden kann?

Darüber wurde lange gestritten – im öffentlichen Diskurs, aber auch vor den Gerichten. Über diesen Streit will ich jetzt wirklich nicht sprechen. Mir geht es um die Begriffe und Definitionen, mit denen in den Medien Emotionen geweckt werden sollen.

„Im Streit um Abtreibungen zählt auch die Sprache“, hatte es in der WELT einmal geheißen. Gemeint war eine Studie des Landauer Sexualwissenschaftlers Norbert Kluge, der den Sprachgebrauch vor allem der Politiker untersucht hatte, der sich dann oft auch in den Medien niederschlägt. („Wann beginnt menschliches Leben?“, Akademie Verlag, St. Augustin, 1992).

Folgende Begriffe stehen zur Auswahl: Kind, ungeborenes Kind, ungeborenes Leben, Embryo, Foetus, Frucht, Leibesfrucht, oder – nicht ganz ernsthaft gemeint – himbeerähnliches Gebilde (Wolfgang Zeidler).

Kluge sieht die Dinge so, daß offizielle CDU-Texte überwiegend die Perspektive des Kindes in den Vordergrund rücken: die Rede ist vom „ungeborenen Kind“ oder vom „Kind“, und – so wäre zu ergänzen – vom „werdenden Leben“. Die Grünen bevorzugen distanzierende, biologische Ausdrücke wie Embryo oder Foetus, um menschliche oder kindliche Charakteristika zu vermeiden

Aber es gibt auch einen anderen Sprach-Kampf, den um das Wort „Mord“. Abtreibung ist Mord – das sagt ja nicht nur der Fuldaer Bischof Dyba, das ist die Sprach-Ordnung jedenfalls der katholischen Kirche. Wer „Mörder“ ist, sagt bekanntlich das Strafgesetzbuch in seinem Paragraphen 211. Die Abtreibung kann darunter niemals subsumiert werden, es gibt ja aus gutem Grund für sie einen eigenen Paragraphen. Aber das Wort „Mord“ ist hier – wie übrigens auch beim bekannten Streit um das Handwerk der Soldaten – ein emotional aufgeladener Kampfbegriff.

Ich saß vor einiger Zeit in der Nähe eines Klosters auf einer Bank, als eine ältere Nonne kam und sich zu mir setzte. Wir sprachen buchstäblich über Gott und die Welt, und dabei fragte ich sie auch zu ihrer Meinung zur Abtreibung. „Aber, das ist doch glatter Mord“, sagte sie. Ich wollte wissen, warum sie vom „Mord“ spreche. „Aber das steht doch dauernd in unseren Kirchenzeitingen,“ gab sie zur Antwort.

(Exkurs: Ganz und gar unsinnig ist es natürlich, vom „Selbst-Mord“ zu sprechen. Das wäre allenfalls dann angebracht, wenn sich jemand aus Habgier oder in purer Heimtücke das Leben nehmen würde. Eine recht eigenartige Vorstellung!).

„Menschliche Schutzschilder, ethnische Säuberungen“: Aus Bosnien waren vor geraumer Zeit einmal Bilder zu sehen, auf denen Militärbeobachter der UN vor bestimmten Gebäuden angekettet waren – als „menschliche Schutzschilder“, wie darunter stand. Aus Bagdad gab es vor kurzem Bilder, auf denen irakische Familien gegen die USA protestierten – als „menschliche Schutzschilder“, wie es in der Bildunterschrift wiederum hieß.

In einem Kommentar war von irakischen Frauen und Kindern die Rede, die dort „sensible strategische Punkte“ besetzen sollten – als „menschliche Schutzschilder gegen Bomben und Raketen“.

Jedenfalls in diesen Beiträgen stand der Begriff nicht einmal in Anführungszeichen, und er war auch nicht mit dem Wort „Geiseln“ übersetzt.

Zum Wort von der „ethnischen Säuberung“ brauche ich wohl nichts zu sagen – er spricht ja gegen sich selbst. Aber obwohl die Manipulation dieses Begriffes derart offenkundig ist, wurde er von einigen Zeitungen lange Zeit gänzlich unbekümmert verwendet. Und der Deutsche Presserat hat die Verwendung des Wortes „säubern“ im Zusammenhang mit „Deporta-

tionen“ ja auch gerügt, da auf diese Weise „Verbrechen verharmlost und die Opfer herabgewürdigt würden“.

Beispiel: Ausländer. „Medien tragen durch nachlässige Wortwahl zum Fremdenhaß bei“, lautete einmal eine Überschrift in der FR. Auf einer Podiumsdiskussion zum Europäischen Jahr gegen Rassismus waren Worte wie „Fluchtwelle“ oder „Ausländerschwemme“ gerügt worden, der Begriff „Das Boot ist voll“ hat ja seine eigene (Sprach-)Geschichte.

Mir ist auf einem Nebenschauplatz ein anderer Sprach-Dreh aufgefallen: Eine neue Visumsverordnung sah vor, daß alleinreisende ausländische Kinder ein eigenes Visum haben müssen: Damit sollte die Zahl der Einreisenden gesenkt werden.

Die FAZ hatte einigermaßen neutral getitelt: „Visumspflicht für alleinreisende Kinder“ und ähnlich auch DIE WELT: „Junge Ausländer brauchen Visa“ (Wobei das Wort „jung“ ja viel erwachsener klingt als das Wort „Kind“!).

Mit einer leichten Wertung hieß es in der FR: „Bonn erschwert Kindern Einreise.“

In der SZ lautete die Überschrift: „Kanthers ‘Handstreich’ gegen Kinder.“ (Anführungszeichen!), und die taz titelte knüppeldick: „Manfred Kanthers Überfall auf Kinder“. („Überfall“ ohne Anführungszeichen!)

„Mogeleien“ in der Wirtschaft

Besonders ergiebig ist für alle möglichen Wortmogeleien der Bereich der Wirtschaft, wobei ich selbstkritisch sogleich anmerken möchte, daß das Wort „Bereich“ wohl überflüssig ist und es durchaus reicht, von „der Wirtschaft“ und den Wirtschaftsteilen der Zeitungen zu sprechen.

Erstes Beispiel „Euro“: Bekanntlich gibt es, was die Europäische Währungsunion anbelangt, in der Politik längst eine große Koalition. Mit Ausnahme der PDS und der Neugründung „Bund freier Bürger“ um Herrn (Manfred) Brunner: Alle begrüßen den Euro mit mehr oder weniger offenen Armen. Auch bei den Medien gibt es so etwas wie eine große Koalition: Geradezu enthusiastisch war von Anfang an DIE ZEIT („Der Gute Tausch“), nur leicht zurückhaltend die FAZ und einigermaßen skeptisch die SZ, die aber, wie mir scheint, inzwischen auch einen Schwenk gemacht hat.

Bekanntlich haben wohl auch fast alle Teilnehmerländer alle möglichen Verrenkungen gemacht, um sich Gewehr bei Fuß für den Euro zu präsentieren. Manche sprachen, was die Erfüllung der Kriterien betrifft, recht milde von „Mogeleien“. Härter sind da schon Worte wie „Taschenspielertricks“ oder „Gaukeleien“ oder das Wort vom „Zurechtlügen“ der Staatsfinanzen.

Sie stammen natürlich nicht von den Politikern, sondern von Kritikern des Euro, teils aus der Wissenschaft, teils von Journalisten. Gelegentlich

stellte sich das anmutige Wort von der „kreativen Buchführung“ ein – ein Begriff, der meiner Meinung nach einen PR-Preis verdient hätte. Und nicht nur zu meiner Beruhigung konnte man feststellen, daß dieses Wort von den Medien enttarnt wurde und, wenn überhaupt, mit spöttischer Distanz weitergereicht wurde.

Einige Unsinnsworte wurden enttarnt oder sollten enttarnt werden: Das berühmte „Nullwachstum“ oder sogar das „Minuswachstum“, Begriffe, die dennoch oft genug durch die Medien geistern. Mathematiker und Statistiker werden hier vielleicht einwenden, daß auch etwas Negatives zunehmen, also wachsen kann. In der Alltagssprache, also auch in der Sprache der Medien, wird mit „Wachstum“ aber ein positiver Zuwachs verstanden – und nicht eine Fahrt bergab. Journalisten, die unkritisch dieses Mogelwort übernehmen, schnüren also mit an dieser Mogelpackung.

Die Zeitungüberschrift „Zuwachsraten der Arbeitslosigkeit“ mag arglos entstanden sein. Aber auch sie verharmlost das wohl größte sozialpolitische Problem der Gegenwart durch die Zuckerhülle des Wörtchens „Zuwachs“. (Korrekt: „Zahl der Arbeitslosen weiter angestiegen“).

Eigentümlich mutet auch das Wort „Rekord“ an, wenn es eine negative Feststellung einleitet. Ein „Minus-Rekord“ in einer Unternehmensbilanz macht betroffen, weit mehr aber noch die Überschrift: „Arbeitslosenzahl auf November-Rekordhöhe“. Rekord, das sagt uns jedes Lexikon, ist eine Höchstleistung, vor allem im Sport. Eine *Leistung* also auf jeden Fall, und nicht eine deprimierende Erkenntnis.

Positive Erwartungen – Hoffnungen auf irgendeinen Zuwachs – verbinden sich auch mit dem Begriff „erwirtschaften“. Wenn Herr Waigel sagt, es müsse eine „globale Minderausgabe von 5 Milliarden Mark erwirtschaftet“ werden, stellt sich vielleicht erst nach der zweiten Tasse Frühstückskaffee die Erkenntnis ein, daß es da um (globale) Kürzungen geht, nicht um irgendeinen Zuwachs oder Zuschlag.

Geradezu amüsant war für mich eine ähnliche Begriffs-Verzuckerung, die ich in einer Landtagsdebatte miterlebt habe. Ein Kultusminister mußte dort den Universitäten die unangenehme Nachricht überbringen, daß es demnächst weniger Geld geben werde. Er hütete sich aber, von „Kürzungen“ oder „Einsparungen“ zu reden. Stattdessen sprach er von der „Verteilung der globalen Minderausgabe“, für mich ein Musterbeispiel der „kreativen Sprachführung“. Zu verteilen gab es immerhin etwas: Aber den *Mangel*, und das ist ja eine Verteilung, bei der die wenigsten „hier“ rufen dürften.

Der Ausgewogenheit wegen möchte ich die Politik und die Politiker jetzt einmal in Schutz nehmen: Haben sie es eigentlich verdient, daß in den Medien oft noch von der „Inflation“ die Rede ist? „Inflation“, das bedeutet „Geldentwertung“, bedeutet wesentliche Erhöhung des Preisniveaus (Fremdwörter-Duden). Auch eine Entwertung der DM erheblich unter 2 Prozent ist natürlich eine „Entwertung“, aber das Wort „Inflation“

verdient sie dann doch nicht, sondern eher das Wort vom „Anstieg der Lebenshaltungskosten“ oder der „Teuerungsrate“.

Die FAZ zitierte unlängst einmal eine Meldung, in der es hieß: „Mit einer Verteuerung der Lebenshaltung um 1,3 Prozent ist in Deutschland die niedrigste Inflationsrate der neunziger Jahre zu verzeichnen.“

Und in dem Kommentar hieß es dann völlig einleuchtend: „Im Umfeld eines Meßergebnisses von 1 Prozent ist der Gebrauch des Begriffes ‘Inflation’ eigentlich nicht mehr angemessen, die 1,3 Prozent hätten wohl für ‘Stabilität’ zu stehen.“ „Inflationsrate sinkt auf nur noch 1,0 Prozent“ – auch in dieser Meldung aus jüngster Zeit („Acher-und-Bühler Bote“) also eine ziemlich Übertreibung. Vielleicht müssen wir uns ja wieder an das Wort von der „Inflation“ gewöhnen, wenn die Mehrwertsteuer erhöht wird und die bösen Befürchtungen wahr werden, die sich bei den Kritikern mit der Einführung des Euro verbinden.

Um bei der Wirtschaft zu bleiben: Da werden bisweilen Ergebnisse „erwirtschaftet“, die eigentlich so niemandem sehr gelegen sein dürften. So hat etwa, wenn man der ZEIT glaubt, der Euro-Tunnel zwischen Frankreich und England im Jahr 1995 einen Verlust von mehr als zwei Milliarden Mark „erwirtschaftet.“

Nach einem Bericht der WELT war einmal zu erwarten, daß rund die Hälfte der deutschen Krankenhäuser im Jahr 1993 ein Defizit „erwirtschaften“ würden.

Und wie ist das mit der WELT selbst: Glaubte man dem SPIEGEL „erwirtschaftete“ das Verlustobjekt ebenfalls im Jahr 1993 „schätzungsweise 70 Millionen Mark miese.“

Der Laie würde sich wundern und sagen: Das muß mir ja eine schöne Wirtschaft sein! Dabei ist es aber nur eine schiefe Sprache.

Keiner schiefen Sprache, sondern einer sprachlichen Mogelei scheint mir hingegen der Wald zum Opfer gefallen zu sein, der früher einmal so harmlos und schön „dort droben“ aufgebaut stand. Ihm geht es ja längst nicht mehr so gut, das große Rätsel lautet nur, wer oder was letztlich Schuld daran ist und wie man dem Wald – pardon – wieder auf die Beine helfen kann.

Einstweilen hat man das einmal sprachlich getan: Der „Waldschadensbericht“ wurde inzwischen umgetauft in „Waldzustandsbericht“, und man darf gespannt darauf sein, was aus dem Wald zurückschallt, nachdem es so hineingeschallt hat.

Noch witziger hat solch einen semantischen Trick einmal eine Karikatur in der SZ eingefangen. Darin spricht ein rundlicher Mann die beruhigenden Worte in ein Mikrofon: „Also statistisch gesehen ist das Waldsterben doch nichts anderes als eine einfache Herabsetzung der Baumgrenze von 2000 Metern auf Meereshöhe.“

Auf eine interessante semantische Verschiebung hat die taz einmal aufmerksam gemacht. Unter der Überschrift „Heroin vom Staat“ wurde dort

in einem Kommentar vor dem Wort „Freigabe“ gewarnt und den Politikern der gute Rat mit auf den Weg gegeben, fortan nicht mehr von „Drogen-Freigabe“, sondern von „kontrollierter Abgabe“ zu sprechen.

Recht haben sie, die Kollegen: Eine Freigabe von harten Drogen würde in der Öffentlichkeit völlig zu Recht auf heftigste Ablehnung stoßen – und steht auch bei niemandem auf dem Programm. Eine „kontrollierte Abgabe“ dieses Teufelszeugs würde zwar auch Mißtrauen auslösen, aber vielleicht doch auch mehr Verständnis, obwohl unter beidem – hoffentlich! – das gleiche zu verstehen ist – nämlich Abgabe unter strenger ärztlicher Kontrolle.

„UNO warnt vor Drogenfreigabe“ – diese Überschrift nennt das Problem deshalb wohl zu undifferenziert beim Namen.

„Rote Junker“, „alte Junker“

Einerlei, wie man zu der Frage steht, ob die Enteignungen der Jahre 1946 bis 49 in der ehemaligen DDR verfassungsrechtlich in Ordnung gehen oder nicht: Für die Grundstimmung in der öffentlichen Diskussion ist es nicht ganz einerlei, ob es „Junker“ waren oder „Bürger“, denen da Eigentum entzogen wurde. Ich selbst habe in der ZEIT darüber geschrieben und mich nach Kräften bemüht, das Reizwort vom „preußischen Junker“ zu umschiffen.

Die Überschrift „Rote Junker gegen alte Junker“ (Süddeutsche Zeitung) ist deshalb eine polemische Kombination, die ihren Reiz aus dieser ungewöhnlichen Gegenüberstellung zieht – und aus der Aufgabe einer Überschrift als Blickfang.

Ein Schritt vom „Junker“ hin zu einem Mann, der in den Medien eine Zeitlang auch recht „junkerlich“ einherkam: Ich meine jenen Herrn Dr. Jürgen Schneider, der erst schnell aufgebaut hatte und dann – schnell – wieder ab.

Erst war allgemein vom Bauunternehmer die Rede, dann vom „Baulöwen“, dann vom Betrüger, Bankrotteur und Pleitier, dann – etwas höflicher – vom gescheiterten Bauunternehmer, und ganz zuletzt schlich sich verschiedentlich doch wieder das respektvolle Wort vom Baulöwen ein. Das sind nun keine ernsthaften Wortmogeleyen. Der Fall Schneider macht eher eindrucksvoll zweierlei deutlich: Die Einfalt der deutschen Banken und die Vielfalt der deutschen Sprache.

Wieder erster, sehr ernst sogar: Das derzeitige Geschehen in Algerien. In den Radio-Nachrichten hörte ich vor kurzem den Satz: „Bei Übergriffen (in einem bestimmten Dorf oder einer Kleinstadt) wurden mehr als vierzig Menschen getötet.“

Übergriff ist, wie mir scheint, ein sehr verharmlosender Begriff für die Greueltaten, die – wer auch immer – da in Algerien begeht. Da gehören Wörter hin, wie sie meist auch in den Medien gebraucht werden: Mordüberfall, Massaker, grausame Tötungen, oder wenigstens – am schwäch-

sten – nächtlicher Überfall. Über-Griffe mag es sonst genügend geben, hier ist das Wort viel zu leise.

Nicht zu leise, eher ein bißchen zu lutherisch, scheint mir das Wort vom „Bekennerbrief“ zu sein, von dem immer wieder zu lesen ist, wenn irgendwelche Fanatiker oder Dogmatiker eine Untat verübt haben. Wer mit Bomben wahllos Menschen tötet oder auf andere Weise aus Überzeugung zum „Killer“ wird, sollte seine Tat gestehen oder – noch besser – sich selbst bezichtigen, wie die FAZ bisweilen schreibt. Das Wort vom Bekenntnis sollte für eine würdevollere Handlung reserviert sein.

In der Zeit der Baader-Meinhof-Kriminalität gab es einen heftigen Sprach-Streit darüber, ob man von der „Baader-Meinhof“-Gruppe oder „Bande“ sprechen sollte. In manchen Medien wurden Sprachregelungen ausgegeben, und bisweilen wurde versucht, aus dem gewählten Ausdruck Rückschlüsse auf die innere Haltung der Journalisten oder des Mediums zu ziehen. Dabei waren es bisweilen auch juristische Puristen, die mit dem Wort „Bande“ bis zu einer rechtskräftigen Verurteilung warten wollten.

Zum Schluß noch ein ganz modernes Wörtchen, das auch einen semantischen Trick enthält: Der „Zahntourismus“. Der Sachverhalt ist bekannt: Deutsche Zahnärzte sind teuer und werden wohl noch teurer werden, in europäischen Nachbarländern sind diese Leistungen erheblich preiswerter. Der Streit geht darum, ob die Krankenkassen auch solche „fremdländischen Rechnungen“ bezahlen.

Darüber mag man streiten, obwohl ich das eigentlich nicht verstehe, europäisch wie wir uns doch längst fühlen (sollen).

Warum aber spricht ein Vertreter einer der großen Ersatzkassen vom „Zahntourismus“ oder – noch seltsamer – vom „Zahnersatztourismus“? Warum heißt es nicht wertfrei: „Zahnbehandlungen im Ausland“ und weshalb nehmen Journalisten den eingefärbten Begriff „Zahntourismus“ in die Überschrift der Meldung, und das noch dazu ohne Anführungszeichen?

Man weiß inzwischen, daß bestimmte Autos in europäischen Nachbarländern erheblich billiger zu haben sind als bei uns. VW mußte soeben runde 200 Millionen Mark Buße nach Brüssel zahlen. Warum? Vielleicht doch nur, weil es das Unternehmen „Autotourismus“ innerhalb von Europa unterbinden wollte.

Ich bin am Ende meiner Reise durch die „kreative Sprachführung“ und ich lande unvermeidlich wieder bei Goethe: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten“, und *über* Worte halt auch. Anders als die Juristen haben Journalisten kein Definitionsmonopol, das wäre ja auch noch schöner! Wenn ein Gericht in letzter Instanz einen Begriff auslegt oder findet oder erfindet, ist dies fortan geltendes Recht.

Journalisten, oder besser gesagt: die Medien fällen – gottlob – keine rechtskräftigen Urteile, auch mit der Sprache nicht und auch nicht über die Sprache. Aber es gibt Meinungs-Oligopole, Medien, die in ihrer Welt-

sicht mehr oder weniger übereinstimmen und ihre Leser, Hörer, Zuschauer, also ihre Rezipienten dies auch wissen lassen.

Das ist durchaus legitim, denn Zeitungen sind Tendenzbetriebe, und auch in den elektronischen Medien ist das mit dem Begriff von der „Ausgewogenheit“ ja bekanntlich so eine Sache.

Wir Journalisten müssen nur wissen, was wir mit den Worten anrichten, wir müssen die Dinge hinter der Sprache erkennen und den Schleier durchschauen, in den heikle Begriffe gehüllt sind. Ob wir den Worten ihren Schleier lassen, ob wir Begriffe selbst verschleiern, das ist dann unsere Sache – und bisweilen auch die unseres „vorausseilenden Gehorsams“. Aber wir sollten wissen, wann wir Sprach-Täter sind und wann Sprach-Opfer und wer die Macht hat, die Begriffe zu besetzen.

Darin können uns die Linguisten ganz sicher unterstützen. Denn wir sitzen ja gemeinsam in dem Sprach-Boot, das alles mögliche darf – nur nicht den Bach hinuntergehen. Alfred Polgar hat einmal gesagt: „Ich beherrsche die Sprache – aber sie folgt mir nicht immer“ (Handbuch des Kritikers).

Journalisten und Linguisten sollten wenigstens versuchen, die Sprache zu beherrschen – auch wenn sie ihnen nicht immer folgt. Wir sollten sie so beherrschen, daß wir fremde Sprachmanipulationen durchschauen – und anderen keine ungerügt durchgehen lassen.

Und ganz zum Schluß: Unlängst las ich in der Welt die schöne Überschrift: „Wir brauchen die Errorlogie“. Gemeint war, höchst amüsant, eine Wissenschaft vom Irrtum.

Falls es dieses Fach einmal geben sollte, möchte ich mich schon heute für eine Altersprofessur bewerben. Ich versichere, daß ich dafür die besten Voraussetzungen mitbringe: Ich irre mich oft! Bestimmt auch wieder, hie und da, in diesem Vortrag.

CATHRINE FABRICIUS-HANSEN

Welchen besonderen Bedarf hat die Auslandsgermanistik?

Abstract

Zwischen den Erwartungen und besonderen Bedürfnissen der Auslandsgermanistik und dem, was die germanistische Linguistik zu bieten hat, gibt es auf verschiedenen Gebieten noch erhebliche Diskrepanzen – so lautet die durchaus als Provokation gemeinte Ausgangsthese. Im Bereich Wortschatz und Wörterbücher fehlt es, verglichen mit der anglo-amerikanischen Wörterbuchszene, an umfassenden, korpusbasierten, gegebenenfalls auch elektronisch zugänglichen Wörterbüchern mit durchdachter Mikrostruktur, präzisen und verständlichen grammatischen und semantischen Angaben und reichhaltigem, den heutigen Sprachgebrauch widerspiegelndem Beispielmaterial. An grammatische Handbücher sind folgende Forderungen zu stellen: Konzentration auf relevante, d. h. typische, hochfrequente und kontrastiv-typologisch bedeutsame Erscheinungen, Zuverlässigkeit und Präzision der Angaben durch expliziten Bezug auf eine Textbasis sowie vor allem Verständlichkeit für die Zielgruppe. Weitere Desiderate beziehen sich u. a. auf die zeitgemäße Präsentation des faktischen Sprachgebrauchs und der deutschen Dialekte, speziell auf das Deutsche zugeschnittene Arbeiten zum Spracherwerb und zur Sprachverarbeitung.

1. Einleitung

Im Einladungsschreiben des Vorbereitungsausschusses an die ReferentInnen hieß es u. a.:

Bei der Jahrestagung des IDS im März 1998 soll das Verhältnis zwischen dem Sprachinteresse der Öffentlichkeit und den forschungsleitenden Interessen der (germanistischen) Linguistik erörtert werden. Dabei sollen gerade auch die Diskrepanzen zwischen den innerwissenschaftlichen Orientierungen und den außersprachlichen Erwartungen an die Linguistik in den Blick genommen und Möglichkeiten zu ihrer (wenigstens partiellen) Überwindung diskutiert werden.

Es ist hier von *den* Diskrepanzen zwischen innerwissenschaftlichen Orientierungen und außersprachlichen Erwartungen die Rede, d. h. es wird unterstellt, daß es solche Diskrepanzen gibt. Weniger verpflichtend ist die Rede von Möglichkeiten zu ihrer Überwindung – der Vorberei-

tungsausschuß scheint hier eher schwarz zu sehen, wie aus der Verwendung des Null-Artikels und aus der resignierten Einschränkung ersichtlich wird, daß man sich mit einer partiellen Überwindung der Diskrepanzen zufrieden geben müsse.

Der Titel meines eigenen Beitrags war auch vorgegeben, und zwar als Teilfrage unter dem Themenbereich „Wie sieht die Öffentlichkeit Sprache, und was erwartet sie von der Linguistik?“.

Aus diesen Formulierungen leitete ich ab, daß mein Beitrag auf jeden Fall Diskrepanzen zu behandeln habe – Diskrepanzen zwischen den besonderen Erwartungen oder Bedürfnissen der sog. Auslandsgermanistik und dem, was die Linguistik anzubieten hat –, daß jedoch keine Verpflichtung bestehe, Problemlösungen anzudeuten.

Das ist insofern eine dankbare Aufgabe, als es m. E. tatsächlich in gewissen Hinsichten große Diskrepanzen und deshalb auch viel zu sagen gibt. Man sollte sich aber vor Augen halten, daß die folgenden Überlegungen etwas provokativ gemeint sind. So problematisch, wie sie hier dargestellt wird, ist die Beziehung zwischen (inlandsgermanistischer) Linguistik und Auslandsgermanistik vielleicht doch nicht – oder?

2. Was ist Auslandsgermanistik?

Wie erwähnt wurde die laut Vorgaben zu beantwortende Frage unter das Teilthema „Wie sieht Öffentlichkeit Sprache, und was erwartet sie von der Linguistik?“ subsumiert. Daraus ist zu folgern, daß die Auslandsgermanistik in diesem Zusammenhang zur Öffentlichkeit geschlagen wird. Das heißt, sie ist in ihrer Rolle als potentielle Benutzerin, als Abnehmerin linguistischer Dienste zu betrachten und nicht als die linguistische Fachzunft, die sie eigentlich auch darstellt. Auslandsgermanisten sind ja – wenn überhaupt Linguisten und nicht Literaturwissenschaftler – zum Teil einfach germanistische Linguisten, die im Ausland tätig sind, aber sonst dieselben theoretischen und/oder deskriptiven Ziele verfolgen wie germanistische Linguisten im deutschsprachigen Raum. Dabei können ihre Fragestellungen allerdings mehr oder weniger stark von dem Umstand geprägt sein, daß ihre Objektsprache nicht ihre Muttersprache ist, d. h. daß sie das Deutsche aus fremder Perspektive betrachten (können); und so liefert die Auslandsgermanistik auch wichtige Beiträge zur Erforschung des Deutschen.

Zur Öffentlichkeit, verstanden als Instanz, die das Recht hat oder sich das Recht nimmt, spezifische Erwartungen an die Linguistik zu stellen, gehört die Auslandsgermanistik hingegen in ihrer Rolle als Vermittlerin von Wissen über die deutsche Sprache, d. h. mit bezug auf die Lehre, die im typischen Fall mit der Tätigkeit als (linguistische) Hochschulgermanistin im Ausland verbunden ist. Und das ist die Perspektive, auf die ich mich hier konzentrieren werde.

3. Probleme der Auslandsgermanistik

Aus der erwähnten Perspektive lassen sich drei Fragen, die im Einladungsschreiben unter einem zweiten Teilthema „Wie sieht die Linguistik ihre Forschungen im Hinblick auf die Öffentlichkeit?“ gestellt werden, schnell beantworten:

1. Frage: „Für wen soll [deutscher] Wortschatz erforscht werden?“
Antwort: Auf jeden Fall für die Auslandsgermanistik.
2. Frage: „Für wen soll [deutsche] Grammatik erforscht werden?“
Antwort: Auf jeden Fall für die Auslandsgermanistik.
3. Frage: „Für wen soll [deutsche] Sprachpraxis erforscht werden?“
Antwort: Auf jeden Fall für die Auslandsgermanistik.

Bevor ich die hiermit angeschnittenen Teilthemen vertiefe, möchte ich kurz die besonderen Probleme der Auslandsgermanistik klarstellen, aus denen sich ihr Bedarf in diesen und anderen linguistisch relevanten Bereichen ableiten läßt.

- Als ausländische Hochschulgermanistin hat man es im Normalfall mit einer Objektsprache zu tun, die für Dozenten und Studierende eine Fremdsprache ist.
- Die Studierenden eignen sich Deutsch weitgehend im gesteuerten Fremdspracherwerb an.
- Die Studierenden sind im wesentlichen entweder angehende Lehrerinnen, oder sie werden ihre Deutschkenntnisse in ganz anderen, außeruniversitären beruflichen Zusammenhängen ausnützen (so vor allem Deutschstudierende an Wirtschaftshochschulen u. dgl.); die allerwenigsten steuern eine wissenschaftliche Karriere an.
- Die Mehrheit der Studierenden interessiert sich in erster Linie für Literatur und Kultur im deutschsprachigen Raum und sieht die deutsche Sprache eher als Mittel zum Zweck denn als interessantes Studien- und Unterrichtsobjekt *sui generis*. Und für die Minderheit, die ein genuines Interesse für die deutsche Sprache zeigt, steht eben meistens die *deutsche* Sprache – eventuell eine bestimmte fachsprachliche Varietät – und nicht Sprache schlechthin im Fokus.
- Die linguistischen Vorkenntnisse, die die Studierenden in das Germanistikstudium einbringen, sind meistens rudimentär und vielleicht weitgehend auf die Muttersprache zugeschnitten oder einfach auf der jahrtausendalten europäischen grammatischen Tradition basiert.
- Auch die Deutschkenntnisse der Studierenden können am Anfang des Studiums recht bescheiden sein; auf welcher Stufe der universitäre Deutschunterricht ansetzen kann, hängt ja vom Stellenwert des Deutschen in den schulischen Lehrplänen und dem typologisch-genetischen

Abstand zwischen dem Deutschen und der jeweiligen Ausgangssprache ab.

Auslandsgermanisten, die für Grammatik- und Praxisunterricht zuständig sind, stehen somit in der Lehre einer nicht ganz einfachen Aufgabe gegenüber, für deren Bewältigung sie sich von der inlandsgermanistischen Linguistik oder linguistisch orientierten Inlandsgermanistik (einschließlich der sog. DaF-Variante) Hilfe erwarten. Dabei ist zu beachten, daß es mit der linguistischen Schulung der auslandsgermanistischen Dozenten selber vielleicht auch nicht unbedingt so weit her ist.

Leider muß man feststellen, daß die Erwartungen in mehreren Hinsichten nicht erfüllt werden, trotz der schier unendlichen Flut linguistischer Spezialpublikationen und der stattlichen Reihe von Deutschgrammatiken, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind.

4. Desiderate der Auslandsgermanistik

4.1 Wortschatz – Wörterbücher

Betrachten wir zuerst den Bereich des Wortschatzes. Hier sind ausländische Germanistikstudenten in hohem Ausmaß von ein- und zweisprachigen Wörterbüchern – Allgemeinwörterbüchern wie Spezial- und Fachwörterbüchern – abhängig.

Lexikologische und lexikographische Fragestellungen freuen sich nun seit etwa 15 Jahren großen Interesses von linguistischer Seite¹, lexikalische Semantik steht seit langem hoch im linguistischen Kurs, und mit den neuen Technologien sind auch die technischen Voraussetzungen gegeben für umfassende, korpusbasierte – und eventuell elektronisch zugängliche – Wörterbücher mit gut durchdachter, überschaubarer und konsequent eingehaltener Mikrostruktur, differenzierten, aber verständlichen semantischen und grammatischen Angaben und reichhaltigen, den heutigen Sprachgebrauch widerspiegelnden Beispielen.

Vor dem Hintergrund weist die deutsche Wörterbuchlandschaft erstaunliche Mängel auf. Dafür mag es zum Teil verlagspolitische Ursachen geben. Die Defizite könnten aber auch teilweise auf mangelnder linguistischer Bereitschaft beruhen, sich praktischen Aufgaben – der Umsetzung von Theorie in die Praxis – zu stellen.

Diese zugegeben sehr pauschale Charakterisierung wird natürlich nicht allen deutschen Wörterbüchern gerecht. Sehr nützlich vor allem im Hinblick auf den Landeskundeunterricht sind beispielsweise neu konzipierte Spezialwörterbücher oder -lexika wie Strauss et al. (1989), Stötzel/Wengeler (1995) und die *Schlüsselwörter der Wendezeit* (Herberg et al. 1997);

¹ Siehe Wiegand (1997) mit weiteren Hinweisen.

und Langenscheidts *Großwörterbuch DaF* erfüllt als Allgemeinwörterbuch mehrere der oben aufgeführten Kriterien. Mit der anglo-amerikanischen verglichen läßt sich die deutsche Wörterbuchszene jedoch im ganzen genommen nicht. Soweit auch im Bereich der zweisprachigen Wörterbücher Defizite bestehen – und das trifft jedenfalls auf den skandinavischen Sprachraum zu –, muß die Auslandsgermanistik freilich selber einen wesentlichen Teil der Verantwortung tragen.

4.2 Grammatik

Wir kommen jetzt zu der Frage, welchen besonderen Bedarf die Auslandsgermanistik hat im Hinblick auf die grammatische Erforschung und Beschreibung des Deutschen, gegeben ihre besonderen Aufgaben und Probleme (s. o.). Dabei scheint es sinnvoll, linguistische Einzeluntersuchungen – Spezialuntersuchungen – von übergreifenden Deutschgrammatiken zu unterscheiden.

Die m. E. wichtigsten Desiderate der Auslandsgermanistik für als Nachschlagewerke zu verwendende Deutschgrammatiken lassen sich wie folgt zusammenfassen:²

Die Auslandsgermanistik braucht *zuverlässige, präzise und verständliche* grammatische Beschreibungen des Deutschen, die besonders *relevante* Erscheinungen fokussieren, wobei grammatische Regularitäten nicht einfach als solche dar- oder hingestellt werden, sondern soweit möglich auch *funktional*, aus sprecherschreiberbezogener (produktiver) Ausdrucks- oder Kodierungsperspektive wie aus hörerleserbezogener (rezeptiver) Verarbeitungs- oder Verstehensperspektive, erklärt oder kommentiert werden sollten und diachrone Prozesse eventuell wenn nötig als zusätzlicher Erklärungsfaktor (vor allem bei Irregularitäten) mit einbezogen werden können.

4.2.1 Zur *Relevanz*: Was besonders relevant ist und somit in der Beschreibung fokussiert werden sollte, ist natürlich einerseits durch Typikalität und Frequenz im Deutschen bestimmt, andererseits aber auch durch die jeweilige Muttersprache, d. h. erst vor einem kontrastiv-typologischen Hintergrund. Wünschenswert wären deshalb eine typologische Charakterisierung des Deutschen anhand zentraler und allgemein akzeptierter Parameter wie Rektionsrichtung, (S)VO- vs. (S)OV-Linearisierung, Konfigurationsalität, morphologischer Typ usw.³ und im Zusammenhang damit auch grammatische Beschreibungen des Deutschen, die im Hinblick auf

² Vgl. auch Fabricius-Hansen (1996) und mit Bezug auf Grammatiken im allgemeinen Zifonun et al. (1997, S. 3 ff.)

³ Siehe hierzu z. B. Abraham (1995), Askedal (1989), Macheiner (1991, 1995), Lang/Zifonun (1996) und neuerdings auch Roelke (1997), den ich allerdings selber nicht habe konsultieren können.

typologisch-genetisch verwandte Sprachen konzipiert sind und in denen folglich verschiedene Eigenschaften des Deutschen jeweils verschieden gewichtet werden (z. B. Slawisch-Deutsch, Skandinavisch-Deutsch, Romanisch-Deutsch). Diese könnten wiederum als Basis für mehr didaktisch orientierte Grammatiken dienen, die von einer individuellen Ausgangssprache ausgehen und somit im engeren Sinne (explizit oder implizit) kontrastiv sind.

Ein solches Programm ist vielleicht eine Utopie; das typologische Profil des Deutschen ist jedenfalls noch nicht in angemessener Detailliertheit ausgearbeitet, obwohl vieles schon geschehen ist.⁴ Aber auch so ist es wichtig, daß (nicht zuletzt im morphologischen Zusammenhang, d. h. bezüglich Flexionsmittel und Flexionsklassen) explizit zwischen (proto)typischen und weniger typischen Erscheinungen oder Mustern unterschieden und das jeweils Typische profiliert wird. Man wird beispielsweise den Regularitäten der sog. starken Verbkonjugation nicht gerecht, indem man die Verben in rein sprachgeschichtlich begründete (Ablaut-)Klassen einteilt oder sämtliche Vokalalternationen untereinander auflistet und sich im übrigen mit einer alphabetischen Liste begnügt, wie es in mehreren Grammatiken geschieht.⁵ Es wäre vielmehr explizit auf folgende Tatsachen hinzuweisen.⁶

- Ein starkes Verb weist im Präteritumstamm eine der vier Vokalqualitäten *i(e)*, *o*, *a*, *u* auf.
- Der Stammvokal des Präteritums ist immer von dem des Präsens verschieden.
- Nach dem Stammvokal des Part. Perf. im Vergleich zum Präsens und Präteritum sind die Verteilungsmuster A-B-B (*reiten* – *ritt* – *geritten*), A-B-C (*singen* – *sang* – *gesungen*), A-B-A (*schlagen* – *schlug* – *geschlagen*) zu unterscheiden.
- Mit 7–10 Ausnahmen verteilen sich die starken Verben wie folgt: Etwa die Hälfte (knapp 90) folgt dem Muster A-B-B und hat im Präteritum entweder *i(e)* (bei Präsens *ei*) oder *o* (sonst); danach folgt mit gut 45 Verben das Muster A-B-C mit *a* im Präteritum, während das Muster A-B-A mit knapp 45 Verben und den Präteritumvokalen *ie*, *a* und *u* vertreten ist.

Es bestehen in der Tat weitgehende Korrelationen zwischen Eigenschaften des Stamms im Infinitiv und der Flexion, die eine didaktisch günstige Systematisierung nach wenigen Hauptmustern erlauben. Man könnte

⁴ Siehe außer den oben angeführten Titeln auch die im Rahmen des Projekt EURO-Typ erschienenen Sammelbände zur Typologie europäischer Sprachen, u. a. van der Auwera (im Druck), Dahl (im Druck).

⁵ DUDEN-Grammatik (1995, S. 125 ff.).

⁶ Vgl. Fabricius-Hansen (1977).

vielleicht einwenden, der Aufwand lohne sich nicht, da es sich ohnehin um eine beschränkte Anzahl von Verben bzw. eine nicht-produktive Flexionsklasse handle. Es gibt aber immerhin 180–190 starke Verben, und darunter befinden sich nicht nur viele an sich recht frequente Verben, sondern auch Verben, die reihenweise in Präfixbildungen eingehen (cf. *be-, er-, ver-, zer-, an-, auf-, ein-, vorschlagen* usw.), wodurch die Anzahl der einschlägigen lexikalischen Einheiten sich drastisch erhöht.

Leider stehen aus auslandsgermanistischer Sicht besonders relevante Problembereiche nicht unbedingt im Fokus des inlandsgermanistischen Interesses, das weitgehend von anderen Faktoren als dem Bedarf der Auslandsgermanistik gesteuert wird – darunter nicht zuletzt von der linguistischen Theoriendiskussion. So können einzelne Phänomene, darunter auch Randerscheinungen wie sog. lange Extraktionen bzw. Satzverschränkungen, jahrelang im Zusammenhang mit theoretischen Auseinandersetzungen immer wieder neu diskutiert werden, während andere, für Ausländer sehr wichtige Aspekte des Deutschen in der linguistischen Diskussion ein Schattendasein führen, weil sie etwa nicht direkt in den Bereich dessen fallen, was sich im Rahmen herrschender theoretischer Richtungen angemessen beschreiben läßt. Zu erwähnen wären hier Genuszuweisung und Pluralbildung, die erst neulich wieder in das linguistische Blickfeld getreten sind – nicht ganz zufällig wohl ins Blickfeld von Linguisten, die sich mit dem Deutschen als Fremd- oder Zweitsprache beschäftigen (Heringer 1995, Wegener 1995) – sowie der Artikelgebrauch, der attributive Genitiv, der Konjunktiv (Formensystem und Anwendung), trennbare und untrennbare Partikelverben. In all diesen Bereichen kommen die inlandsgermanistischen Deutschgrammatiken weitgehend zu kurz – und Grammatikautoren sind natürlich wiederum ganz wesentlich auf Spezialuntersuchungen angewiesen.

4.2.2 Die Forderung nach *Zuverlässigkeit* der grammatischen Beschreibung ist nicht so trivial, wie sie unmittelbar erscheinen könnte: Verallgemeinerungen und Einzelaussagen über die Objektsprache müssen wahr sein, und das heißt wiederum, daß die Beschreibung ein solides empirisches Fundament haben und dieses auch wenn nötig explizit machen sollte. Beispielsweise sind Frequenzaussagen eventuell nach Textsorte und Register zu relativieren.

4.2.3 Eng mit der Zuverlässigkeitsforderung verknüpft ist die Forderung nach *Präzision*. Mit Aussagen wie „im Plural endungslos sind einige Maskulina und Neutra auf *-el* und *-er*“ (Götze/Hess-Lüttich 1989, S. 131) oder:

Von diesem Deklinationstyp, der immer durch das Flexiv *-er* realisiert wird, ist zu sagen, daß er seine höchste Frequenz im Neutrum hat, oft mit Umlaut. Das Maskulinum kommt bei der *R*-Deklination ebenfalls ziemlich oft vor, mit oder ohne Umlaut. (Weinrich 1993, S. 345)

können Deutschlehrende und -lernende nicht viel anfangen. Man möchte wissen, wieviele und gern auch welche frequenten Substantive unter die jeweilige Regel fallen, und natürlich auch, daß der *er*-Plural bei allen einschlägigen Substantiven mit umlautfähigem Stammvokal Umlaut auslöst. Allgemeiner ausgedrückt: Bei Regelformulierungen sollten die Reichweite, die Validität und die Stärke der Regeln⁷ berücksichtigt und möglichst auch explizit gemacht werden

Ein notorisch schwieriger Bereich des Deutschen ist die Bildung sogenannter zusammengesetzter Verbformen; aber meistens bieten inlandsgermanistische Deutschgrammatiken keine präzisen Anweisungen, wie Formen wie (*daß die Tagung*) *eröffnet sein wird* zustandekommen und in welchen Hinsichten sich etwa *eröffnet würde*, *eröffnet werden würde*, *eröffnet worden wäre* voneinander unterscheiden. (Die Darstellung in der Grammatik von Engel (1988, S. 444) bildet in dieser Hinsicht eine erfreuliche Ausnahme.)

Man muß sich auch fragen, was die beiden folgenden funktionalen Bestimmungen des Indikativs bzw. des Konjunktivs hergeben.

Mit dem Indikativ wird etwas in sachlicher Feststellung als tatsächlich und wirklich, als gegeben dargestellt und ohne Bedenken anerkannt. Er ist sozusagen der Normalmodus in allen Texten. [...]

Indikativische Aussagen können mit der Realität übereinstimmen, müssen es aber nicht. [...]

Man darf den Indikativ also nicht als einen 'Modus der Wahrheit' verstehen, mit dem nur wahre Aussagen gemacht werden. Entscheidend ist, daß die Aussage in indikativischen Sätzen als real, als gegeben, zumindest aber als real möglich hingestellt wird. (DUDEN-Grammatik 1995, S. 154 f.)

Der Konjunktiv steht mit all seinen Formen in Opposition zu den Tempusformen des Indikativs. Während die indikativischen Tempusformen dem Hörer eine feste, jedoch nach den Tempusgruppen und deren einzelnen Tempora unterschiedlich nuancierte Geltungsweise der betreffenden Prädikation anzeigen, drücken die Formen des Konjunktivs für ihre Prädikationen eine unfeste Geltung aus. Durch sie erfährt der Hörer, daß er sich in seiner Einstellung nicht ohne weiteres auf die Geltung der betreffenden Prädikation verlassen kann. (Weinrich 1993, S. 240)

Demgegenüber enthält die neue dreibändige IDS-Grammatik eine sehr präzise und differenzierte funktionale Beschreibung des Konjunktivs, die zum Schluß in einem Satz zusammengefaßt wird:

Der Konjunktiv zeigt eine Brechung oder Aufhebung der Unmittelbarkeit der interpretativen Bezugnahme auf die beiden primären Koordinaten aktueller Sprecher oder aktuelle Welt an. (Zifonun et al. 1997, S. 1785)

⁷ Die Reichweite bezieht sich auf die Zahl der durch die Regel erfaßten Einheiten, die Validität auf die Zahl der Ausnahmen und die Stärke auf das Verhältnis zwischen konkurrierenden Regeln; siehe dazu Heringer (1995, S. 212). Vgl. auch Wegera (1997).

Dieser Satz mag auf Anhieb schwer verständlich erscheinen. Dies liegt gegebenenfalls daran, daß er aus seinem Kontext losgerissen ist und als sehr verdichtete und präzise Zusammenfassung komplizierter Sachverhalte einen hohen Abstraktionsgrad aufweist. Das Verhältnis zwischen Präzision und Verständlichkeit wird unten (Abschnitt 4.2.5) thematisiert.

4.2.4 Eine produktiv und rezeptiv orientierte, im weiteren Sinne *funktionale* Sehweise (vgl. jeweils Zifonun et al. 1997 und Heringer 1988) ist wegen ihrer Erklärungskraft zu empfehlen. (Es ist eine grundlegende menschliche Eigenschaft, sich nicht mit der Feststellung oder dem Wissen begnügen zu können, daß die Welt so ist, wie sie ist, sondern auch wissen zu wollen, warum sie so ist; und man darf wohl annehmen, daß auch Deutschstudierende dieses Bedürfnis haben.) Ein funktionales Herangehen ermöglicht es z. B., morphologische Erscheinungen wie Kasus, Kongruenz und Konjunktiv als spezifische Kodierungsmittel und somit rezeptiv betrachtet als Signale ('cues') zu beschreiben, denen in anderen Sprachen andere Mittel (lineare Abfolge und/oder sog. Funktionswörter) gegenüberstehen mögen und die auch innerhalb des Deutschen selber mit solchen Mitteln konkurrieren.⁸ So können mögliche Fehlerquellen bei der Verarbeitung (des Lesens) identifiziert werden wie z. B. das Risiko, daß Norweger die morphologischen Signale in einem Satz wie (1a) übersehen und das Objekt fälschlicherweise als Subjekt (Agens) deuten – vgl. (1b) – oder sich beim Satz (2a) eine ganz falsche, mit (2b) beschriebene Situation vorstellen, weil sie die syntaktischen Funktionen und damit verbundenen Rollen 'Agens', 'Empfänger' und 'Patiens' so auf die vorhandenen Nominalglieder verteilen, wie ihre Reihenfolge für einen norwegischen Satz zusagen würde (rezeptive Interferenz);⁹ denn im Norwegischen muß das Subjekt, wenn wir von der Möglichkeit der Topikalisierung (Vorfeldposition) absehen, dem Objekt und das indirekte Objekt dem direkten Objekt vorangehen.

(1a) *Zum Schluß hat den Bären ein Tierwärter getötet.*

(1b) *Til slutt drepte bjørnen en dyrevokter.*

'Zum Schluß hat der Bär einen Tierwärter getötet.'

(2a) *Im Film hat der Tierwärter den Bären einem Kind gezeigt.*

(2b) *I filmen viste dyrevokteren bjørnen et barn.*

'Im Film hat der Tierwärter dem Bären ein Kind gezeigt.'

4.2.5 Das größte Problem bietet die Forderung nach *Verständlichkeit*, und zwar u. a. weil sie in Konflikt gerät zu der Forderung nach Präzision, wie im „Präzisierungsdilemma“ von Zifonun et al. (1997, S. 3 ff.) *expres-*

⁸ Siehe hierzu vor allem Hawkins (1984), Primus (1996) und auch das sog Wettbewerbsmodell von Bates/MacWhinney (1989).

⁹ Vgl. Fabricius-Hansen (1998) und Berggren (in Vorb.).

sis verbis festgestellt wird: „Ein Mehr an Präzision bedingt auch ein gewisses Mehr an Unverständlichkeit.“ Dies ist sicherlich ein unvermeidbares Dilemma. Aber Präzision sollte andererseits nicht mit Vollständigkeit verwechselt werden: Als Auslandsgermanistin kann man auf eine differenzierte Beschreibung der feinsten Subtilitäten des Deutschen verzichten – diese können sowieso nicht weitervermittelt werden. Man braucht aber präzise Beschreibungen zentraler Eigenschaften und frequenter Erscheinungen des Deutschen, und diese Beschreibungen sollten möglichst verständlich sein.

Verständlichkeitsprobleme können auf mehreren Ebenen auftreten. Dabei möchte ich mich an dieser Stelle nicht auf übergreifende Grammatiken beschränken, sondern auch die germanistisch-linguistische Spezialliteratur mit einbeziehen, soweit sie nicht rein theoretische Fragestellungen behandelt, sondern den Anspruch erhebt, neue Erkenntnisse über das Deutsche als Objektsprache zu bringen. Spezialuntersuchungen zum Deutschen als Objektsprache sollten ja idealerweise auch für Grammatikautoren und Dozenten der germanistischen Linguistik im In- und Ausland nutzbar sein, und das sind sie nur, wenn der Erkenntnisgewinn, den sie versprechen, in einem ausgewogenen Verhältnis steht zu dem von den Lesern erforderten intellektuellen Aufwand. Nicht selten sind jedoch thematisch relevante und empirisch interessante Einzeluntersuchungen aus guten oder weniger guten Gründen formal-theoretisch zu anspruchsvoll oder zu sehr in theoretische Auseinandersetzungen verwickelt, um dieses Kriterium zu erfüllen; und so kann es Jahre dauern, bis neue Erkenntnisse – wenn überhaupt – von ‘unserer’ Gruppe potentieller Adressaten zur Kenntnis genommen und damit in Referenz- oder Standardgrammatiken sowie in die (auslandsgermanistische) Lehre Eingang finden.

Das Problem kehrt auf einer niedrigeren Ebene wieder: wenn nämlich Referenzgrammatiken (genauer: die Verfasser solcher Grammatiken) in ihren Bemühungen um Präzision oder um die Akzeptanz ‘ordentlicher’ Linguisten den linguistischen Verstehenshorizont ihrer ausländischen Benutzer überschätzen. Irritierend ist es auch, wenn sich hinter einer neuen und idiosynkratischen Terminologie weitgehend alte Weisheiten (oder Irrtümer) verbergen und sich somit vielleicht als teilweise überflüssiger Aufguß entpuppt, was auf den ersten Blick als vielversprechender Neuansatz anmutet.

Völlig unvermeidbar sind Verstehensprobleme auf der einen oder der anderen Ebene nicht. Eine Sprache ist eben ein sehr kompliziertes Gebilde und Linguistik – ihrem Gegenstand gemäß – letztendlich eine äußerst abstrakte Wissenschaft. Es ist eben nicht jedermanns Sache, bis in die feinsten Verästelungen zu verstehen, wie eine Sprache oder Sprache überhaupt funktioniert, wenn er auch selber noch so perfekt eine Sprache beherrscht. Dennoch muß die Kluft zwischen linguistischer Ware und dem

Bedarf (auslands)germanistischer Kunden m.E. nicht notwendigerweise so breit sein, wie es den Anschein haben könnte. Wichtig ist in dem Zusammenhang, daß Linguisten, die nicht allein theoretische Ziele verfolgen, sondern auch an der Erforschung des Deutschen interessiert sind, sich genau überlegen, für wen sie jeweils schreiben, und daß diejenigen, die nicht selber (auslands)germanistische Dozenten und Studierende als Adressaten im Auge haben, akzeptieren, daß andere vielleicht als Vermittler auftreten und in dieser Funktion hinsichtlich der theoretischen Präzision u. U. gewisse Zugeständnisse machen müssen. Auf jeden Fall ist zu bedenken, daß der abstrakte und kompakte Schreibstil, wie er sich typisch in sprach- oder geisteswissenschaftlichen Publikationen aus dem deutschen Sprachraum präsentiert, ausländischen Lesern unnötige Schwierigkeiten bereiten kann, und zwar u. a. deswegen, weil sie andere akademische Stilideale gewohnt sind.¹⁰

Andererseits könnten Dozenten der Auslandsgermanistik, die für den Sprachunterricht zuständig sind, sicherlich auch offener sein für neue Impulse und Erkenntnisse aus dem linguistischen 'Lager', sei es, daß sie direkt an die linguistischen Quellen gehen oder den Weg über vermittelnde Darstellungen der eben angedeuteten Art legen.

Neben Deutschgrammatiken mit den am Anfang dieses Abschnittes (4.) spezifizierten Eigenschaften und typologisch orientierten Charakterisierungen des Deutschen stellt folgendes m.E. auf alle Fälle aus auslandsgermanistischer Perspektive dringende Desiderate dar:

- Gut durchdachte, aber terminologisch möglichst einfache Einführungen in basale linguistische Erkenntnisse, angewandt auf das Deutsche, sowie
- Monographien zu verschiedenen Bereichen der deutschen Grammatik, in denen die Ergebnisse von schon publizierten Einzeluntersuchungen theoretisch und argumentativ gesichtet und in begrifflich möglichst einfacher Form zusammengefaßt werden.

Dies hört sich vielleicht wie reines Wunschdenken an. Ich bin aber fest davon überzeugt, daß es möglich ist, viel mehr an fundamentaler linguistischer Denkweise und Einsicht sozusagen unter der Hand, ohne explizites Theoretisieren und ausufernde Terminologisierung zu vermitteln, als in der germanistisch-linguistischen Fachliteratur praktiziert oder auch nur versucht wird.

4.3 Sonstiges

Bisher war lediglich von dem Bedarf der Auslandsgermanistik im Bereich der Lexikologie/Lexikographie einerseits und der Grammatik i. w. S. an-

¹⁰ Siehe dazu z. B. Clyne (1987).

dererseits die Rede. Selbstverständlich hat die Auslandsgermanistik auch Desiderate in anderen Bereichen. Wünschenswert wären etwa:¹¹

- Beschreibungen des faktischen Sprachgebrauchs in ausgewählten, praktisch wichtigen Texttypen, d.h. empirisch untermauerte stilistisch und textlinguistisch orientierte Charakterisierungen von Textsorten;
- einen sprachgeschichtlich kommentierten Überblick über die deutschen Mundarten mit längeren 'Kostproben' auf CD, eventuell multimedial angelegt;
- ein erhöhtes (psycho)linguistisches Interesse für Fragestellungen, die sich auf den Erwerb des Deutschen im gesteuerten Fremdsprachunterricht beziehen;
- Untersuchungen zur Sprachverarbeitung, einschließlich des Lesens, die sich nicht (nur) am Englischen, sondern (auch) am Deutschen orientieren und mögliche Auswirkungen typologischer Parameter auf die Sprachverarbeitung mit berücksichtigen;¹²
- sprachwissenschaftlich orientierte translatologische Studien zum Deutschen als Ziel- und als Ausgangssprache, die mit typologischen und stilistischen Parametern korrelierte Übersetzungsprobleme fokussieren;¹³
- eine engere Zusammenarbeit zwischen sog. linguistischer Stilistik und Textlinguistik einerseits und (germanistischer) Literaturwissenschaft andererseits, aus der sich sprach- und zugleich literaturwissenschaftlich interessante Analysen literarischer Werke ergeben könnten.

5. Schlußwort

Zu meinen Ausführungen ließe sich sicherlich an mehreren Stellen mit Musil folgendes sagen:

Man wird einwenden, daß dies ja eine Utopie sei! Gewiß, es ist, eine. Utopien bedeuten ungefähr so viel wie Möglichkeiten; darin, daß eine Möglichkeit nicht Wirklichkeit ist, drückt sich nichts anderes aus, als daß die Umstände, mit denen sie gegenwärtig verflochten ist, sie daran hindern, denn andernfalls wäre sie ja nur eine Unmöglichkeit; löst man sie nun aus ihrer Bindung und gewährt ihr Entwicklung, so entsteht die Utopie.

(Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*. 1968. S. 246)

Wir wollen die Hoffnung, daß die Utopie entstehen könnte, noch nicht aufgeben.

¹¹ Ich habe keinen Überblick über die gesamte inlandsgermanistische sprachwissenschaftliche Literatur und kann deshalb auch Publikationen übersehen haben, die einen oder den anderen der hier artikulierten Wünsche erfüllen.

¹² Vgl. dazu Hawkins (1984, Kap. 6).

¹³ Vgl. dazu Doherty (1995), Macheiner (1995), Fabricius-Hansen (1995), Solfeld (1998).

Literatur

- Abraham, Werner (1995): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. Tübingen: Narr.
- Askedal, John Ole (1989): Typologische und areallinguistische Überlegungen zu den modernen germanischen Sprachen. In: Sprachwissenschaft 14, S. 440–446.
- van der Auwera, Johan (Hg.) (im Druck): Adverbial constructions in the languages of Europe. Berlin: de Gruyter.
- Bates, Elisabeth/Brian MacWhinney (1989): Functionalism and the Competition Modell. In: MacWhinney, B./Bates, E. (Hg.): The Crosslinguistic Study of Sentence Processing. New York: Cambridge University Press.
- Berggren, Truls (in Vorb.): Grammatik und Textverarbeitung in der Fremdsprache. Universität Oslo.
- Clyne, Michael (1987): Cultural differences in the organization of academic texts. In: Journal of Pragmatics 11, S. 211–247.
- Dahl, Östen (Hg.) (im Druck): Tense and Aspect in the Languages of Europe. Berlin: de Gruyter.
- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5., neu bearbeitete Auflage. Mannheim: Dudenverlag.
- Doherty, Monika (1996): Passive perspectives: different preferences in English and German – a result of parameterized processing. In: Doherty, M. (Hg.): Information structure: a key concept for translation theory. (Linguistics 34–3). Berlin: de Gruyter. S. 591–644.
- Eisenberg, Peter (1994): Grundriß der deutschen Grammatik. 3., überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler.
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1977): Zur Klassifizierung der starken Verben im Neuhochdeutschen. In: Deutsche Sprache 5, S. 193–205.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1996): Grammatiklehre: Defizite – Konjunkturen – institutionelle Erwartungen aus der Sicht der Auslandsgermanistik. In: Janota, J. (Hg.): Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Band 3. Tübingen: Niemeyer. S. 256–259.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1998): Informational density and translation, with special reference to German – Norwegian – English. In: Johansson, Stig/Oksefjell, Signe (Hg.): Corpora and Crosslinguistic Research: Theory, Method, and Case Studies. Amsterdam: Rodopi.
- Götz, Dieter/Haesch, Günther/Wellmann, Hans (Hg.): Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. 5. Auflage. Berlin: Langenscheidt 1997.
- Götze, Lutz/Hess-Lüttich, Ernest W.B. (1989): Knaurs deutsche Grammatik. Sprachsystem und Sprachgebrauch. München: Droemer Knaur.
- Hawkins, John A. (1994): A performance theory of order and constituency. Cambridge: CUP.
- Herberg, Dieter/Doris Steffens/Elke Tellenbach (1997): Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90. Berlin: de Gruyter.
- Heringer, Hans Jürgen (1988): Lesen lehren lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen. Tübingen: Niemeyer.
- Heringer, Hans Jürgen (1995): Prinzipien der Genuszuweisung. In: Popp, H. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. An die Quellen eines Faches. München: iudicium. S. 203–216.

- Lang, Ewald/Gisela Zifonun (1996): Deutsch – typologisch. Berlin: de Gruyter.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R. (1991): Studienbuch Linguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Macheiner, Judith (1991): Das grammatische Variet  oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Macheiner, Judith (1995): Übersetzen. Ein Vademecum. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Primus, Beatrice (1996): Dependenz und Serialisierung: das Deutsche im Sprachvergleich. In: Lang/Zifonun (1996), S. 57–91.
- Roelke, Thorsten (1997): Sprachtypologie des Deutschen. (Sammlung Göschen 2812.) Berlin: de Gruyter.
- Solfj ld, K re (1998): Sententialit t und Übersetzung Deutsch-Norwegisch. Dr. art.-Abhandlung. Universität Oslo.
- Stötzel, Georg/Martin Wengeler (1995): Kontroverse Begriffe: Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: de Gruyter.
- Strauss, Gerhard/Ulrike Hass/Gisela Harras (1989): Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist: ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 2.) Berlin: de Gruyter.
- Wegener, Heide (1995): Die Nominalflexion im Deutschen – verstanden als Lerngegenstand. (Reihe germanistische Linguistik 151.) Tübingen: Niemeyer.
- Wegera, Klaus-Peter (1997): Das Genus. Ein Beitrag zur Didaktik des DaF-Unterrichts. München: iudicium.
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim: Dudenverlag.
- Wiegand, Herbert Ernst (1997): W rterbuchforschung. Untersuchungen zur W rterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie. Berlin: de Gruyter.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 1–3. Berlin: de Gruyter.

GERHARD VOIGT

Die strukturbedingte Wissenschaftsferne des schulischen Sprachunterrichts¹

Abstract

Die Sprachwissenschaft antwortet auf Fragen, die die Öffentlichkeit nicht hat. Diese Konstellation, die vermutlich für jede Wissenschaft gilt, ist der Schule aus dem Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern nicht unvertraut. Der Lehrer reagiert darauf damit, daß er die Schüler zu der Fragwürdigkeit von Tatbeständen und Meinungen hinzuführen versucht, bevor er im Unterricht mögliche Antworten entwickelt. Dieses Verhalten ist auf die Beziehung zwischen Sprachwissenschaft und Schule insoweit übertragbar, als die Sprachwissenschaft nicht nur selbstgenügsam als Wissende in sich selber ruhen darf, sondern künftigen Lehrern die Bedeutung ihrer Forschungen für ihren Beruf vermitteln muß. Das ist bisher oft nicht gelungen; Deutschlehrer interessieren sich weit mehr für Literatur als für Sprache. Es geht also nicht in erster Linie darum, die Fachinhalte für den Gebrauch von Lehrerstudenten aufzubereiten oder ihnen eine bestimmte Auswahl von sprachwissenschaftlichen Seminaren anzubieten, sondern darum, die Studenten für die deutsche Sprache zuerst einmal zu interessieren, vielleicht sogar zu begeistern. Das scheint möglich, wenn es gelingt, den Studenten die Erklärungskraft sprachwissenschaftlicher Theoriebildung für das Verständnis des alltäglichen mündlichen und schriftlichen Gebrauchs der deutschen Sprache vor Augen zu führen und ihnen so ein gegenüber ihrem vorwissenschaftlichen Verständnis neues Bild der deutschen Sprache – und erst dann ein Bild der germanistischen Linguistik – zu vermitteln.

„Wenn Ihr jetzt nicht endlich ruhig seid, dann mache ich mit Euch Grammatikunterricht!“

Natürlich wird kein vernünftiger Lehrer, und welcher Deutschlehrer wäre das nicht, einen solchen Satz äußern. Wenn er trotzdem immer mal wieder von dem einen Kollegen oder der anderen Kollegin kolportiert wird, dann wird ein alter Witz auf seine (oder ihre) Kosten gemacht, wenn es sich nicht sogar um gezielte üble Nachrede handelt. Gleichwohl hat

¹ Für Anregungen und kritische Ermutigung danke ich Walther Dieckmann, Peter Eisenberg, Ingwer Paul und Jürgen Zeck. (Hilfreiche Hinweise gab auch die Leiterin des Landesamtes für Lehramtsprüfungen in Berlin, Frau OSchR Lau; ihr gilt ebenso mein Dank.

auch der älteste Lehrerwitz wie jede Satire sein kleines Körnchen Wahrheit, an dem die Übertreibung sich kristallisierend ansetzen kann. In diesem Fall sind es sogar zwei.

Das erste, daß, so trivial es ist, Grammatikunterricht wie überhaupt Spracherziehung nach wie vor einen wesentlichen Bestandteil des Deutschunterrichts bilden. In der Öffentlichkeit werden gelegentlich andere Behauptungen aufgestellt: „Ächz, Würg, – eine Industrienation verlernt ihre Sprache“² – sie treffen nicht zu.

Für ihren Unterricht brauchen angehende wie gestandene Lehrerinnen und Lehrer eine gründliche Ausbildung und eine fortlaufende Weiterbildung. Darauf werde ich im ersten, kürzeren Teil meines Vortrags eingehen.

Der Stachel des alten Lehrerwizes liegt natürlich bei seinem zweiten, eigentlichen Wahrheitskörnchen. Das Verhältnis der Kolleginnen und Kollegen zum Sprachunterricht ist gespannt. Sie sehen seine Notwendigkeit zwar ein, fühlen sich ihm oft aber nicht oder nicht genügend gewachsen. So gelingt es ihnen nicht in dem gewünschten Maße, die Sprech- und Schreibfähigkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler zu fördern, geschweige denn ein Interesse und gar Begeisterung für Aspekte der Sprache bei ihren Schülern zu wecken. Erst jüngst haben Martin Fix und Werner Knapp von der PH Ludwigsburg von einer Umfrage unter ihren Studienanfängerinnen berichtet, nach der 58% der Befragten angaben, der Umfang des Grammatikunterrichts, den sie in ihrer Schulzeit erhielten, sei zu gering gewesen. Über 50% schätzten ihre Grammatikkenntnisse als nicht ausreichend ein, nur 5% als gut. Dieses Selbstbild der Studentinnen halten Fix und Knapp für realistisch. „Teilweise kann nicht einmal der Stoff der Grammatik, der später laut Bildungsplan in der Grundschule vermittelt werden soll, als gesicherter Bestand angesehen werden.“ (Fix/Knapp 1998, S. 79, vgl. auch Ivo/Neuland 1991)

Warum das Verhältnis vieler Lehrerinnen und Lehrer zur Sprachwissenschaft so problematisch ist und welche Folgen das für ihre Erwartungen an die Sprachwissenschaft hat, darauf werde ich im zweiten Teil des Vortrags eingehen.

Die ursprüngliche Einladung zu diesem Vortrag stellte parallel zu den anderen heute hier am Rednerpult vertretenen Interessengruppen an die Schule als einem Teil der Öffentlichkeit die Frage „*Was erwartet die Schule von der Sprachwissenschaft?*“ Diese Frage ist m. E. auf zweierlei Weise verstehbar, je nach dem, ob ich sie als Frage an die Schule als Institution oder als an den einzelnen Lehrer gerichtet verstehe. Verstehe ich sie dahin, welche Aus- und Fortbildung für Deutschlehrer die Schule als Institution von der Sprachwissenschaft erwartet, so ist die Erwartung enorm. Die sprachwissenschaftliche Ausbildung, könnte man allgemein sagen, muß

² Der Spiegel 28/1984. Titel.

den Lehrer in die Lage versetzen, die sprachlichen Schwierigkeiten seiner Schüler verstehen und analysieren zu können sowie Konzepte zu entwerfen, die sprachlichen Defizite der Schüler abzubauen, ihre kommunikativen Fähigkeiten im mündlichen wie im schriftlichen Bereich zu erweitern und ihnen eine Beschreibungssprache zu vermitteln, die den Schülern etwa im Falle von Mißverständnissen ermöglicht, an einem klärenden metasprachlichen Diskurs teilzunehmen. Es genügt ja nicht, daß der Lehrer als personifizierte standardsprachliche Norm die Äußerungen und das kommunikative Verhalten der Schüler als falsch oder richtig klassifiziert und alle Folgerungen daraus dem sprachlichen Ingenium seiner Schüler überläßt. Bei ihrem Schulabschluß sollen die Schüler, und zwar aller Schularten, nicht nur sprachlich sicher im Bereich der Standardsprache und etwa noch einer fach- oder berufsbezogenen Varietät sein, sondern mündlich und schriftlich, wenn schon nicht in allen, so doch in möglichst vielen kommunikativen Bereichen sich bewegen können. So gesehen müßte ein Lehrer nicht nur die standardsprachliche Norm und möglichst viele Varietäten aktiv beherrschen, sondern er müßte über alles oder wenigstens einen erheblichen Teil des sprachwissenschaftlichen Wissens der Gegenwart verfügen, um zu den skizzierten Analysen überhaupt fähig zu sein. Das ist eine sehr weitgehende Erwartung, die kaum zu befriedigen sein wird. Sie macht aber vielleicht das Gefühl drohender Überforderung, das einen Deutschlehrer beschleichen kann, verständlich.

Näher bestimmt wird der Umfang des notwendigen sprachwissenschaftlichen Wissens durch den Schultyp, an dem der Lehrer unterrichtet, sowie durch zusätzliche Lernbedingungen wie dem sozio-kulturellen Hintergrund der Schüler in dem jeweiligen Einzugsbereich, den Herkunftssprachen der Schüler, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, oder den Besonderheiten der lokalen Umgangssprache. Hier löst sich schon die Möglichkeit zu einer allgemeinen Formulierung von Erwartungen an die Sprachwissenschaft in Teilbereiche auf, und ich kann nur aus der begrenzten Sicht des Schultyps, an dem ich unterrichte, wie des Bundeslandes, in dem ich arbeite, sprechen.³ Sicher ist die deutsche Grammatik als ein für alle Lehrer unumgänglicher Kernbereich der Ausbildung anzusehen. Ich kann mir auch keinen schulischen Bereich vorstellen, in dem nicht auch die Kenntnis der Normen und Regeln kommunikativer Prozesse oder des Erwerbs der gesprochenen wie der geschriebenen Sprache für den Lehrer unverzichtbar wäre, doch traue ich mir aus meiner Sicht eines Berliner Gymnasiallehrers schon darüber kein abschließendes Urteil mehr zu.

³ Gymnasialkollegen aus Bayern wie aus Nordrhein-Westfalen, die an der Mannheimer Tagung teilnahmen, bestätigten meine Situationsbeschreibung auch für ihre Bundesländer, so daß vielleicht über die Region hinaus eine gewisse Allgemeingeltung beansprucht werden kann.

Darüber zu diskutieren und festzulegen, was das sprachwissenschaftliche Grundwissen einer Grundschullehrerin oder eines Studienrats ausmachen sollte, ist zudem der Aufgabenbereich eines eigenen Wissenschaftszweiges, der Fachdidaktik, oder wie Vertreter dieses Faches auch gerne sagen, der Fachunterrichtswissenschaft Deutsch (vgl. Ivo 1977, Menzel 1984). Sie schöpft ihre Legitimation nicht zuletzt gerade daraus, daß, weil die unmittelbare Übertragung fachwissenschaftlicher Ergebnisse auf die Schule zu höchst problematischen Ergebnissen führen kann, es einer vermittelnden Instanz bedarf, die Ergebnisse fachwissenschaftlicher Forschung auf die Aufgaben der Schule bezieht, die also etwa von den Bedürfnissen des jeweiligen Unterrichts her den Stand der Sprachwissenschaft kritisch mustert und für die Lehrer diejenigen Aspekte aufbereitet, die sie die sprachlichen Schwierigkeiten ihrer Schüler besser verstehen lassen, damit sie sie zu einer größeren Sprachsicherheit führen können. Sprachdidaktik ist die Brücke, die die Kluft zwischen Sprachwissenschaft und Schule zu schließen versucht, über die die Nachrichten aus der Sprachwissenschaft, wenn überhaupt, an die Schule gelangen. Die Sprachdidaktiker haben ausführliche und wohlbegründete Vorschläge gemacht, was obligatorisch im Studium von Lehrerstudenten sein, was im Unterricht der einzelnen Schularten behandelt werden sollte. Ihre Vorschläge beeinflussen die Neufassung von Rahmenplänen und Schulbüchern, sie entwerfen Unterrichtsmodelle in deutschdidaktischen Zeitschriften und wirken über all das auf die allmähliche Veränderung des Deutschunterrichts ein.⁴ Ihre im einzelnen unterschiedlichen Auffassungen darzustellen und die Reichweite ihrer Wirkung zu untersuchen, ist nicht meine Sache und hier nicht der Ort. Es genügt festzuhalten, daß der Institution Schule als einem Teil der Öffentlichkeit durchaus bewußt ist, daß sie der Bindung an die universitäre Sprachwissenschaft bedarf.⁵

⁴ In diesem Prozeß ist es vor allem die Fachdidaktik, die immer wieder auf Veränderungen drängt, wobei trotz negativer Erfahrungen Didaktiker manchmal nicht der Versuchung widerstehen können, eine interessante Überlegung aus der Fachwissenschaft allzu unmittelbar der Schule anzudienen. Retardierend wirkt sich dagegen häufig die Zulassungspraxis für Schulbücher aus. Dank der Kulturhoheit der Länder prüft jedes Bundesland jedes Schulbuch für sich noch einmal. Neue Schulbücher wollen zwar zumeist innovativ sein, aber da die Verlage die Schulbücher in möglichst vielen Bundesländern verkaufen wollen, gilt von vornherein nur der kleinste gemeinsame Nenner. Zudem werden die Zulassungsgutachten in der Regel von schon lange berufstätigen Deutschlehrern verfaßt, die die Schulbücher zum einen auf ihre Übereinstimmung mit dem jeweils geltenden Rahmenplan des Bundeslandes hin prüfen, zum anderen aber oft auch die Kompatibilität mit ihren eigenen Unterrichtsgewohnheiten zum Maßstab nehmen.

⁵ Es gibt daneben fraglos auch Aversionen der Schule gegenüber der Wissenschaft. So soll es selbst in jüngerer Zeit noch vorgekommen sein (so wird aus

Mir scheint es wichtiger, Ihnen vorzutragen, warum trotz dieser Vermittlungshilfe der Sprachdidaktik die Frage „Was erwartet die Schule von der Sprachwissenschaft?“, wenn sie an den einzelnen Lehrer gerichtet wird, wohl eher mit einem sehr skeptischen ‘wenig’ oder gar mit ‘nichts’ beantwortet werden würde. *Warum haben*, lautet dann die Frage, *viele Deutschlehrer und* über sie vermittelt, wie mir scheint, *dann auch die Institution Schule ein derart distanziertes und oft auch ablehnendes Verhältnis zur Sprachwissenschaft?* Die Frage mit den Verweisen auf die bekannte Lehrerfaulheit, deren Wissenschaftsfeindschaft und dem Verweis auf das Beharrungsvermögen aller Institutionen abzutun, würde zu kurz greifen. Das gibt es natürlich auch in der Schule wie in der Schulverwaltung, aber es geht m. E. nicht um eine Schuldfrage, sondern um die Beschreibung von Barrieren individueller wie institutioneller Art. Diesen Aspekt der Frage nach dem Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Schule habe ich mit der vielleicht etwas hölzernen Wendung „strukturbedingt“ in dem Titel dieses Vortrages ausdrücken wollen.

Wann kommt ein Deutschlehrer überhaupt in die Lage, danach zu fragen, was in der Sprachwissenschaft, was in der germanistischen Linguistik vorgeht? Idealerweise wären es die Schwierigkeiten und Fragen, die sich in seinem Unterricht zeigen und von denen er das Gefühl hat, daß die Unterrichtsroutinen zu deren Bewältigung nicht mehr hinreichen. Aber das erste und oft nur schwer übersteigbare Hindernis ist die verfügbare Arbeitszeit. Diese Feststellung ist in höchstem Maße unoriginell, aber ich muß trotz des in der Öffentlichkeit verbreiteten Bildes darauf bestehen, daß in einem so korrekturintensiven Fach wie Deutsch, insbesondere wenn es in einem in dieser Hinsicht vergleichbaren Fach etwa aus den neueren Philologien zusammen unterrichtet wird, die zur Weiterbildung verfügbare Zeit sehr gering bemessen ist.⁶ Diese Arbeitsbelastung ist im Lauf der Zeit auch nicht geringer geworden, sondern eher gestiegen. Der allgemeine Trend zur Verrechtlichung der Schule hat, um nur ein Beispiel zu nennen, die Durchführungsvorschriften für das schriftliche und mündliche Abitur so ausdifferenziert, daß im Verlauf meiner zwanzigjährigen schulischen Dienstzeit der Umfang des Erwartungshorizontes für die Aufga-

verschiedenen Bundesländern berichtet), daß der Eindruck von Lehrerausbildern, daß an der Universität keine richtige Germanistik mehr gelehrt (oder die Germanistik nicht mehr richtig gelehrt) werde, sich ihren Referendaren gegenüber in in dem Satz entlud: „Vergessen Sie alles, was sie auf der Universität gelernt haben.“ (vgl. Mann 1993).

⁶ Der besonderen Korrekturbelastung der Deutschlehrer sowie der Lehrer für die neueren Fremdsprachen wird in Österreich wie in den deutschsprachigen Kantonen der Schweiz dadurch entsprochen, daß die Zahl ihrer Pflichtwochenstunden gegenüber der der anderen Fächern reduziert ist.

benstellung im schriftlichen Abitur wie des Gutachtens für die einzelne Arbeit sich etwa verdoppelt haben.

Dieser Mangel an verfügbarer Arbeitszeit gilt für die Vorbereitung des Sprach- wie des Literaturunterrichts gleichermaßen. Nur ist im Gegensatz zum Literaturunterricht der Sprachunterricht „eine meist wenig geliebte Aufgabe“ (Boueke 1984, S. 334).⁷ Dieser Feststellung ist auch heute nicht zu widersprechen. Es ist unstrittig, daß die meisten angehenden Deutschlehrer das Studium der Germanistik auf Grund ihres Interesses für die schöne Literatur aufnehmen. Daß sie sich auch mit Sprache, mit Schreib-erziehung und mit Rechtschreibung beschäftigen müssen, wird ihnen zu-meist erst im Laufe des Studiums deutlich, ohne daß deswegen ihr Inter-essenschwerpunkt sich veränderte. Ein Indiz für das primär literarische Interesse ist etwa die Wahl des Themas für die schriftliche Hausarbeit im Ersten Staatsexamen. Ich würde an dieser Stelle gerne exakte Zahlen an-geben, wie viele der Prüfungskandidaten mit Germanistik als erstem Fach 1997 (und zum Vergleich 1987, 1977, 1967 etc.) in Berlin ein literaturbe-zogenes, wie viele ein sprachbezogenes Thema wählten (Mediävistik auf-geteilt). Aber solche Daten sind von der Schulverwaltung nicht erhoben worden. So kann ich auf Grund eigener Rückfragen an das Landesprü-fungsamt und verschiedene Hochschullehrer Berliner Hochschulen nur schätzen, daß das Verhältnis wohl zwischen 20 : 1 und 30 : 1 liegen wird. Da innerhalb der Germanistik in Berlin der literaturwissenschaftliche Prü-fungsteil obligatorisch ist, bei dem zweiten die Wahl zwischen Mediä-vistik und Linguistik freigestellt ist und der verbleibende dritte Teil durch das Grundstudium abgegolten wird, ist diese Gewichtung bereits vorge-zeichnet. Sie zeigt, daß der Schwerpunkt innerhalb des Faches Deutsch auch von der Prüfungsbehörde letztlich nicht anders gesehen wird als von den Studierenden. Dieser Sachverhalt ist zu gewohnt, als daß er jemanden noch überraschen würde, dennoch müßte der fremde Blick über ihn stut-zen, denn etwa in dem Berliner Rahmenplan für die Sekundarstufe I – und die Lehrpläne der anderen Bundesländer sehen in diesem Punkt nicht wesentlich anders aus – gilt von den drei Lernbereiche nur einer der Be-schäftigung mit Literatur („Literatur und Gebrauchstexte“), zwei dagegen gelten der Beschäftigung mit der Sprache („Sprachsystem und Sprachge-brauch“ und „Sprechen und Schreiben“). Dieselbe Tendenz zeigt sich auch bei der Wahl des Themas für die schriftliche Hausarbeit im Zweiten Staats-examen. Hier wird wohl auf 20 literaturbezogene Themen ein sprach-bezogenes Thema kommen.⁸ Das Verhältnis verschiebt sich deswegen

⁷ Boueke bezog die Formulierung auf die „Reflexion über Sprache“ in der Sekun-darstufe I, doch scheint mir die Verallgemeinerung zu „Sprachunterricht“ so-wohl Bouekes Intention wie der tatsächlichen Situation angemessen.

etwas zugunsten der sprachbezogenen Themen, weil unter sie auch die Arbeiten etwa zur Aufsatzerziehung fallen, die in der fachwissenschaftlichen Ausbildung kein unmittelbares Pendant haben. Nicht anders sieht es bei den Lehrerausbildern (Fachseminarleitern) aus, bei denen es sich um erfahrenere Lehrer handelt, die neben ihrem normalen, zeitlich reduzierten Unterricht in dem anderen Teil ihrer Arbeitszeit die Referendare ausbilden. Von den 21 Fachseminarleitern für das Fach Deutsch im Land Berlin haben nach meiner Umfrage nur vier eine ihrer beiden Staatsexamenarbeiten über ein sprachliches Thema geschrieben, zwei der vier sogar beide.

Aus diesen Zahlen, die eine Situation wiedergeben, die sich nicht erst jüngst so entwickelt hat, sondern über Jahrzehnte – man darf vermuten: bundesweit – so existiert, darf natürlich nicht in einer Art Umkehrschluß gefolgert werden, daß die Deutschlehrer an dem Unterricht im sprachlichen Bereich generell nicht interessiert oder für ihn kaum ausgebildet seien. Durch die konkreten Unterrichtserfahrungen ist bei manchen ein entsprechendes Interesse gewachsen, der eine oder andere Kollege wie Ausbilder hat Unterrichtsvorschläge zur Spracherziehung publiziert oder an Sprachbüchern mitgearbeitet, die Lehrerfortbildungen zum Grammatikunterricht und zur Rechtschreibung, zur Schreiberziehung im Verbundenen Sprachunterricht oder zur Sprachreflexion in der Sekundarstufe II hatten keinen Teilnehmermangel, wenn man auch über die Jahre feststellen konnte, daß es eine relativ feste, kleine Gemeinde von Kolleginnen und Kollegen ist, die man in diesen Fortbildungsveranstaltungen immer wieder antrifft. Die genannten Zahlenverhältnisse sollen nur darauf verweisen, daß ein Gleichgewicht zwischen literarischen und sprachlichen Kenntnissen und Interessen nicht erwartet werden darf und daß neben dem generellen Problem der Vermittlung zwischen Fachwissenschaft und Schule die Rezeption der Sprachwissenschaft mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Wenn ein Deutschlehrer noch Zeit hat, einen Blick in Fachpublikationen zu werfen, so tut er es wohl am ehesten in dem Teilbereich seines Faches, mit dem er sich in seiner Ausbildung am intensivsten auseinandergesetzt hat, und das ist in aller Regel kein Thema aus der Sprachwissenschaft. So kann es auch nicht Wunder nehmen, daß Didaktiker, die den primärsprachlichen Unterricht beobachteten, ihm kein sehr positives Zeugnis ausgestellt haben (vgl. Boettcher 1994).

Woher kommt, muß man fragen, die ausschlaggebende Rolle der Literatur für das Studium und in dem Studium der Germanistik? Auch diese Frage ist nicht neu und es gibt eine ganze Menge Antworten: Weil die Studenten als Heranwachsende gerne lasen, weil sie in der Schule Erfolge mit

⁸ Auch diese Zahl wird von der Berliner Schulverwaltung nicht erhoben.

ihren Interpretationsaufsätzen hatten, weil die Welt des Fiktionalen eine Alternative zu einer als unbefriedigend empfundenen Wirklichkeit bietet usw. Ich will sie nicht alle referieren, sondern nur eine hervorheben, weil sie die Art der sprachwissenschaftlichen Ausbildung betrifft: In ihrem Literaturstudium erfahren viele Studenten, so jedenfalls noch das Echo aus dem Mund vieler Kollegen, das Glücksgefühl gelingender Interpretation. Ein Text, den man vielleicht unmittelbar zu verstehen meinte, erschließt sich dank der spezifischen Mittel der Literaturwissenschaft dem Leser auf eine neue Weise. Er liest, was er vorher nicht gelesen hat, er kommt, wie Brecht es einmal genannt hat, zu einem Genuß des Verstehens. Das scheint im sprachwissenschaftlichen Studium nicht oder in signifikantem Ausmaß weniger der Fall zu sein. In Gesprächen über sprachliche Fragen sind es nach meiner Erfahrung vor allem zwei Reaktionen, denen man begegnet. Die Erklärung eines sprachlichen Phänomens gilt als banal oder als zu kompliziert. Es liegt nahe, dieses Urteilsschema auf den traditionellen spracherzieherischen Maßstab 'falsch / richtig' zu beziehen. Alle Probleme, die nach ihm zu regeln sind, sind banal, alle, die es nicht sind, sind zu kompliziert. Die Untersuchung sprachlicher Fragen, würde das heißen, gilt noch immer vielen Lehrern lediglich als Anwendung bestehender, von anderen festgesetzter Normen und Regeln, nicht als ein hermeneutischer Prozeß. Doch ist natürlich auch bei einer Beschäftigung mit Sprache dieser Genuß des Verstehens möglich. Ich erinnere mich an eine Lehrerfortbildungsveranstaltung zur Rechtschreibdidaktik (nicht der Rechtschreibreform), in der ein Berliner Hochschullehrer zeigen konnte, daß auf der Grundlage einer Darstellung der Prinzipien der deutschen Rechtschreibung wie des Erwerbs der Schriftsprache die speziellen Schwierigkeiten eines rechtschreibschwachen, gleichwohl zu Recht gymnasialempfohlenen Schülers für die Kollegen plötzlich durchschaubar und unterrichtliche Fördermöglichkeiten erkennbar wurden.

Das insgesamt gespannte Verhältnis zwischen den Lehrern und der Sprachwissenschaft ist durch die jüngeren und jüngsten Erfahrungen mit den Versuchen der Sprachwissenschaft, unmittelbar in die Schule hineinzuwirken, verstärkt worden. Namentlich die 'Linguistisierung des Deutschunterrichts' vom Beginn der 70er Jahre bildet bis heute eine traumatische Erfahrung im Verhältnis der Schule zur Wissenschaft. Nicht nur, daß viele Deutschlehrer sich damals von außen überrollt und gegenüber den entsprechenden neuen Lehrplananforderungen unausgebildet und überfordert vorkamen, sondern auch die damals jüngeren Lehrer, die sich auf die Anforderungen einließen und in Zusatzkursen und viel Mehrarbeit den Anschluß an „die Wissenschaft“ zu gewinnen suchten, fühlten sich genasführt, als nach kurzem die 'neue Sprachwissenschaft' aus dem Deutschunterricht wieder eliminiert wurde. Geblieben ist zudem das Schlagwort von der „Linguistik im Deutschunterricht“, das, darauf wies

Walther Dieckmann schon in der Diskussion der 70er Jahren hin, den Blick darauf verstellt, daß es im Schulunterricht um Sprache, nicht um Sprachwissenschaft gehen muß. Von einer 'neuen Literaturwissenschaft' im Deutschunterricht war trotz aller Häutungen des Faches nie die Rede, da nie in Zweifel stand, daß die Beschäftigung mit der schönen (oder nicht mehr schönen) Literatur der Gegenstand des Unterrichts ist. Es ist ein wenig peinlich diese alte, oft besprochene und oft beklagte Geschichte noch einmal aufzugreifen. Aber man muß sich klarmachen, daß von den Vorgängen eine damals junge, innovationswillige Lehrergeneration betroffen war, die bis heute das Gros der (Deutsch-) Lehrerschaft stellt und noch für etwa 5–10 Jahre stellen wird.

Diese negativen Erfahrungen verfestigten sich auch institutionell. Im Laufe der späten 70er und der 80er Jahre verschwanden die sprachbezogenen Themen vor allem aus dem Unterricht der gymnasialen Oberstufe. Schlaglichtartig mag dies die Entwicklung des Berliner Rahmenplans für die gymnasiale Oberstufe beleuchten. Waren es im „Vorläufigen Rahmenplan“ von 1977 noch zwei Sprachsemester, „Sprachliche Kommunikationsformen“ (12.1) und „Sprachbetrachtung“ (12.2) neben zwei Literatursemestern, so stand in dem Rahmenplan von 1985 nur noch ein Semester „Sprachbetrachtung“ drei literarisch orientierten Semestern gegenüber. Im derzeit gültigen Berliner Rahmenplan von 1995 sind alle vier Semester literarisch orientiert. Dafür ist in jedem Semester ein sprachbezogener Unterrichtsschwerpunkt obligatorisch, der historischen Anordnung der Lernstoffe gemäß an literarischen Denkmälern orientiert. Es liegt also in der Hand jedes einzelnen Lehrers, wie intensiv dieser sprachbezogene Unterrichtsschwerpunkt jeweils behandelt wird.⁹ Fragestellungen für die Semesterklausuren im Grund- wie im Leistungskurs beziehen sich jedenfalls nur äußerst selten auf das sprachliche Thema; sprachbezogene Abiturthemen kommen so gut wie gar nicht vor. – Als Marginalie sei nur angefügt, daß der erste gesamtdeutsche Schulgermanistentag nach der Vereinigung im Jahr 1992 sich mit keiner sprachwissenschaftlichen oder sprachdidaktischen Fragestellung beschäftigt hat.

Es besteht also die merkwürdige Situation, daß allenthalben in der Schule wie in der Öffentlichkeit der Rückgang der mündlichen wie schriftsprachlichen Fähigkeiten der Schüler beklagt wird, zugleich aber die schulische Auseinandersetzung mit ihm nicht forciert, wenn nicht gar reduziert wird. Möglicherweise bedeutet aber der nordrhein-westfälische Lehrplanentwurf für die gymnasiale Oberstufe von 1997 eine Trendwen-

⁹ Es charakterisiert die schulische Situation, daß Einwände gegen die weitere Reduktion des Sprachunterrichts in der Sekundarstufe II im Rahmenplan von 1995 von nur einer kleinen Handvoll der Deutschfachkonferenzen der 127 Berliner Gymnasien erhoben wurde.

de: In ihm wird die Fortsetzung der Ausbildung im „Sprechen“ und „Schreiben“ aus der Sekundarstufe I sowie die „Reflexion über Sprache“ in der gymnasialen Oberstufe wieder deutlich gewichtet (vgl. Landesinstitut 1997, S. 6–11, 15–17). Vielleicht wirkt sich bei dieser Neukonzeption schon aus, daß sich gerade im Bereich der Ausbildung in der deutschen Grammatik, soweit ich es beurteilen kann, die Situation an den Universitäten deutlich verbessert hat; in der Schule macht sich das vorläufig aber nur wenig bemerkbar, weil seit vielen Jahren kaum noch junge Deutschlehrer eingestellt werden.

Das Image der Sprachwissenschaft in der Schule hat auch ihr jüngster, nur der seinerzeitigen ‘Linguistisierung des Deutschunterrichtes’ vergleichbar autoritativer Auftritt nicht verbessert. Die Hinführung zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung traf zwar auf eine Deutschlehrerschaft, der zu großen Teilen die Mängel der alten Regelung bewußt war, und sie war auch organisatorisch besser vorbereitet. In den meisten Bundesländern gab es nicht nur Verwaltungsvorschriften, sondern Lehrerfortbildungsveranstaltungen, erläuternde Broschüren, Arbeits- und Unterrichtshilfen. Je länger aber die Debatten um diese Neuregelung dauern, um so mehr verstärkt sich der Eindruck, daß der Vereinfachungswille der Reformer dem komplizierteren, aber eben wohl doch nicht willkürlichen Usus der Schreiber nicht gerecht geworden ist. Mit andern Worten, obwohl die Reform offensichtlich ganz wesentlich didaktisch motiviert ist, erweckt sie auch in der Schule allmählich den Eindruck, daß die Sprachwissenschaft ein weiteres Mal mit großem Nachdruck etwas noch Unausgereiftes, sprachwissenschaftlich noch nicht hinreichend Geklärtes vorschnell in die Schule getragen hat.¹⁰ Vielleicht hilft aber auch die anhaltende Debatte um die Neuregelung der Rechtschreibung, bei der es ja zu einem wesentlichen Teil um das Verstehen des Schreibusus und seiner Tendenzen geht, die Fixierung des Rechtschreibunterrichts wie des Sprachunterrichts überhaupt von der Dichotomie falsch oder richtig zu lösen. Ob zukünftig Probleme der Schreibnorm wie der sprachlichen Norm überhaupt im Unterricht weniger rechthaberisch und mehr unter dem Aspekt ihrer jeweiligen Funktionalität behandelt werden, läßt sich noch nicht beurteilen; man darf also noch hoffen, daß der Reformversuch und seine Diskussion etwas Positives bewirken.

Welcher Schluß wäre für Sprachwissenschaftler, wenn Sie, wie ich hoffe, die Situation der Lehrer besser verstehen, zu ziehen? Ich habe nichts Einfaches anzubieten. Einfach wäre es, wenn ich hätte begründen können, daß eine gesprächsanalytische Ausbildung notwendig ist, eine phonetische aber nicht. Oder umgekehrt. Dann könnten die einen Hochschullehrer sich

¹⁰ Vgl. etwa die Diskussionbeiträge in Eroms/Munske (1997).

zurücklehnen und die anderen würden auch mal ein Seminar ausdrücklich für Lehramtsstudenten anbieten und vielleicht sogar einmal eine Lehrerfortbildungsveranstaltung übernehmen. Es geht aber um etwas anderes. Es geht darum, daß Sie die Lehrerstudenten und auch die bereits im Beruf tätigen Lehrer für Ihr Fachgebiet gewinnen, ihnen zeigen, daß die Sprachwissenschaft ebenso sehr helfen kann, die Sprache neu zu sehen, wie die Literaturwissenschaft die Literatur.

Dabei geht es nicht um einen Konkurrenzkampf zwischen Sprach- und Literaturwissenschaftlern um die fachliche Neigung der Studenten. Im Gegenteil. In den Lehrplänen aller Bundesländer ist in der einen oder anderen Form vom Deutschunterricht als „Verbundenem Sprachunterricht“, „Integriertem Deutschunterricht“ o. ä. die Rede. Gemeint ist damit die Verpflichtung des Lehrers Literatur- und Sprachunterricht aufeinander zu beziehen, gerade nicht das eine oder das andere, sondern immer beides zusammen zu unterrichten. Das ist ein Anspruch an die (Gymnasial-) Lehrer, auf den sie in ihrem Studium kaum vorbereitet werden und dem gerecht zu werden äußerst schwierig ist.¹¹ Die fachwissenschaftliche Entwicklung ist aber eine ganz andere. Spätestens seit dem Rhedaer Memorandum (Memorandum 1969) steht die Einheit des Fachs Germanistik in Frage.¹² Für die Auflösung der Germanistik in Sprach- und Literaturwissenschaft mag es wissenschaftstheoretisch gute Gründe geben. An den Vorwürfen der Literaturwissenschaft an die Sprachwissenschaft, daß sie illiterat sei, mag ja ebenso etwas dran sein wie an der Replik der Sprachwissenschaft, daß sich die Literaturwissenschaft für alles interessiere außer für die deutsche Sprache.¹³ Von der Schule her gesehen bedeutet diese Debatte zuerst einmal nur, daß, je stärker Literaturwissenschaft (zumal als Kulturwissenschaft) und Sprachwissenschaft auseinanderstreben, die Last der Einheit des Schulfachs, die völlig unumstritten ist, allein auf die Schultern der Lehrer gelegt wird.

Der Verweis auf das Konzept des Integrierten Grammatik- wie Deutschunterrichts meint nun aber nicht, daß für Lehrerstudenten die Trennung zwischen literaturwissenschaftlichem und sprachwissenschaftlichen Studium aufgehoben oder daß im sprachwissenschaftlichen Studium Unterricht vorbereitet werden soll, auch nicht, daß die germanistische Lingui-

¹¹ Der Erfolg des Schulbuchs von Einecke (1991) zeigt, welches Bedürfnis hier vorhanden ist.

¹² Zeck (1997, S. 84) verweist darauf, daß das Spannungsverhältnis zwischen den Gegenstandsbereichen der Germanistik nicht erst mit der modernen Linguistik in das Fach gekommen ist, sondern auch schon in den 50er und 60er Jahren inhaltliche Bezüge zwischen ihnen die Ausnahme waren.

¹³ Grosse (1997, S. 12) spricht im Verhältnis beider von „Gleichgültigkeit“, „Ignoranz“ und „wechselseitigem Hochmut“.

stik ihre Lehre auf die Bedürfnisse der Lehrer zuschneiden soll¹⁴, gemeint ist nicht einmal, daß das Neueste aus der Sprachwissenschaft unmittelbar in die Lehrerausbildung aufgenommen werden soll; aus der Sicht der Schule dürfen die sprachwissenschaftlichen Theorien ruhig schon ein bißchen abgehangen sein. Nein, es geht letztlich darum – entschuldigen Sie, wenn der letzte Satz etwas pathetisch gerät –, daß Sie die Studenten in ihrem sprachwissenschaftlichen Studium für die Sprache begeistern; dann werden auch mehr Lehrer die sprachwissenschaftlichen Forschungen wahrnehmen und ihre Schüler sprachbewußter erziehen.

Literatur

- Boettcher, Wolfgang (1994): Grammatikunterricht in Schule und Lehrerausbildung. In: *Der Deutschunterricht* 5/94, S. 8–31.
- Boueke, Dietrich (1984): Reflexion über Sprache. In: Hopster, Norbert (Hg.) (1984): *Handbuch „Deutsch“ Sekundarstufe I*. Paderborn. S. 334–366.
- Einecke, Günther (1991): Unterrichtsideen Integrierter Grammatikunterricht, Textproduktion und Grammatik, 5. – 10. Schuljahr. 2 Bdd. Stuttgart/Dresden.
- Eroms, Hans-Werner / Munske, Horst Haider (Hgg.): *Die Rechtschreibreform. Pro und Kontra*. Berlin.
- Fix, Martin / Knapp, Werner (1998): Linguistikeinführungen für Lehramtsstudierende. In: *Didaktik Deutsch* 4, S. 78–89.
- Grosse, Siegfried (1997): Literaturwissenschaft und Linguistik. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 3/1997, S. 12–18.
- Ivo, Hubert (1977): *Zur Wissenschaftlichkeit der Didaktik der deutschen Sprache und Literatur*. Frankfurt am Main/Berlin/München.
- Ivo, Hubert / Neuland, Eva (1991): Grammatisches Wissen. Skizze einer empirischen Untersuchung über Art, Umfang und Verteilung grammatischen Wissens (in der Bundesrepublik). In: *Diskussion Deutsch* 121, S. 437–493.
- Landesinstitut für Schule und Weiterbildung [in Nordrhein-Westfalen] (1997): *Gymnasiale Oberstufe. Deutsch. Lehrplanentwurf*. Soest.
- Memorandum zur Reform der Linguistik und der Literaturwissenschaft (1969). In: Kolbe, Jürgen (Hg.) (1969): *Ansichten einer künftigen Germanistik*. München. S. 217–220.
- Mann, Reinhold (1993): „Lehrerbildung“. In: *Deutsche Lehrerzeitung* 44/93, S. 2.
- Menzel, Wolfgang (1994): Fachunterrichtswissenschaft Deutsch – Bestimmung und Thesen. In: Ossner, Jakob / Melenk, Hartmut (Hgg.): *Methoden der Sprachdidaktik. Methoden im Sprachunterricht. Beiträge des V. Symposiums Deutschdidaktik*. Ludwigsburg. S. 21–28.
- Zeck, Jürgen (1997): Integration des germanistischen Grundstudiums – Themenbereich Textverstehen. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 3/1997, S. 84–94.

¹⁴ Diese Vermittlung hat die Fachdidaktik zu leisten. Es wäre allerdings eine engere Kooperation zwischen Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und Lehrerausbildung der zweiten Phase dringend zu wünschen.

FLORIAN LANGENSCHIEDT

Was erwarten die Verlage?

Die Einschätzung zur Öffentlichkeitswirkung von Sprachwissenschaft durch den Vorbereitungsausschuss dieses Kongresses teilen wir, sind aber ebenfalls der Meinung, dass dem nicht so sein muss (vgl. Ratgeber-Ab-satz, Leserbriefe zu Rechtschreibreform, Nutzung der Sprachberatung, Resonanz auf meine Kolumnen zur deutschen Sprache, Beachtung des Wortes und auch des Unwortes des Jahres). Hier zeigt sich, dass Sprachwissenschaft insbesondere dann starke öffentliche Beachtung findet, wenn sie sich heterogenen gesellschaftlichen Perspektiven öffnet und keinen L'art-pour-l'art-Purismus wissenschaftlicher Komplexität und Abgesichertheit pflegt. Besser eine Hypothese, die zwar nicht bis ins Letzte abgesichert ist, aber breit beachtet und diskutiert wird, als eine, die über jeden Zweifel erhaben, aber unverständlich formuliert ist und nicht wahrgenommen wird.

Außerdem: Wir alle brauchen Kommunikatoren, welche die zweifels-ohne spannenden Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschung so aufbereiten, dass die interessierte Öffentlichkeit diese zur Kenntnis nimmt. Dabei helfen wir Verlage als Mittler zwischen Ihnen und der interessierten Öffentlichkeit gerne.

Das Thema „Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit“ ist dementsprechend glänzend gewählt, und ich habe mit dem größten Vergnügen angenommen, zu Ihnen über einige Erwartungen der Verlage zu sprechen.

Es ist natürlich eine Traumsituation, wie an Weihnachten einfach Wünsche formulieren zu dürfen. Bitte tun Sie es im Sinne eines konstruktiven und partnerschaftlichen Dialogs auch und teilen uns mit, was Sie sich von uns wünschen. Wir werden nicht jedes Manuskript veröffentlichen, aber doch in vielerlei Hinsicht helfen können. Und als wie wichtig wir die Sprachwissenschaft erachten, zeigt nicht nur die Tatsache, dass ich heute hier stehe, sondern auch unser langjähriges Engagement für den DUDEN-Preis, der ja morgen wieder verliehen wird.

Aber zurück zur Frage: Was würden wir uns wünschen?

- Enge Kooperation bei der Realisierung von Großprojekten (Akademie-wörterbücher etc.)
- Aufbau und Pflege elektronischer Volltextkorpora mit entsprechender zeitlicher und textsortenspezifischer Quellenstreuung (Spezialkorpora zu einzelnen Autoren oder Medien genügen den Bedürfnissen der allgemeinen Lexikographie nicht)
- Vergleich solcher Korpora mit Wörterbüchern, um diese im Sinne der Nutzer und deren Bedarfssituation zu optimieren; Verwendung von geeigneten Tools, um den Zugang zu für den Normalverbraucher relevanten Ergebnissen zu ermöglichen (Beispiel: Langenscheidt und Uni Stuttgart)
- Aufbau und Pflege elaborierter Spezialkorpora (z. B. mit vollständigen Flexionsparadigmen, Valenzangaben etc.), die die Quellenforschung in der allgemeinen Lexikographie, aber auch in der Grammatikschreibung optimieren würden
- Zurverfügungstellung authentischen Sprachmaterials gesprochener Sprache, landschaftlicher Varietäten etc.
- Fairer und konstruktiver Umgang mit Verlagsprodukten; dabei Verständnis für notwendigen Pragmatismus und erwünschte Nutzer- und Praxisnähe
- Hilfestellung bei der Entwicklung von Schullehrbüchern und anderen didaktischen Materialien
- Entwicklung von wissenschaftlich fundierten und dennoch verständlichen Ratgebern zu Themenkreisen wie Rhetorik, Schreibstil oder Gesprächsführung

Einige Wunschthemen für sprachwissenschaftliche Studien mit hoher Relevanz für uns Verlage:

- Sprachenlernen im Selbststudium
- Benutzung von Wörterbüchern und Folgerungen auf deren Struktur, Aufmachung etc.
- Datenstrukturen in Wörterbüchern und Konsequenzen auf SGML-Anwendungen
- Sich neu herausbildende Spezialsprachen
- Frequenzanalysen der Wortschatzverwendung in gesprochener und geschriebener Sprache
- Neologismenforschung

Und abschließend noch zehn Wunschthemen für die Sprachwissenschaft mit großem öffentlichen Interesse:

- E-Mail versus Brief
- Umgang mit Fremdwörtern/Anglizismen
- Sprache als Visitenkarte
- Jugendsprache
- Werbesprache
- Sprache der Politik
- Sexismus/Feminismus in der Sprache
- Sprache in den Medien
- Umgang mit der Rechtschreibreform in Schule und Redaktionen
- Euphemismen und sprachliche Verlogenheit

HELMUT HENNE

Gesellschaftliche Bezüge im Selbstverständnis der neueren Sprachwissenschaft Drei Stationen auf dem Weg in die linguistische Moderne

Abstract

Der Vortrag geht der Frage nach, wie Grammatiken (und Wörterbücher) des Deutschen in den gesellschaftlichen Kontext der Zeit eingelassen sind. Drei Stationen auf dem Weg in die linguistische Moderne werden aufgezeigt: die kritische Sprachlehre Adelungs, die historische Grammatik Jacob Grimms und die prinzipiengeleitete Sprachwissenschaft Hermann Pauls.

Abschließend wird der Zusammenhang von Werk und Person thematisiert. Wissenschaftsgeschichte muß diesen Zusammenhang herausarbeiten und das sprachpolitische und sprachkritische Konzept, das hinter dem Werk steht, bloßlegen.

1

Im Jahre 1779 gibt der preußische Minister Freiherr von Zedlitz dem Lexikographen Johann Christoph Adelung den Auftrag, eine deutsche Sprachlehre für den preußischen Schulunterricht zu verfassen. Zedlitz wiederum handelt im Namen Friedrichs des Großen, der die Kabinettsordre ausgegeben hatte: „Eine gute teutsche Grammatik, die die beste ist, muß auch bey den Schuhen gebraucht werden.“¹ (Diese Formulierung: „eine gute, die die beste ist“, muß man sich merken.) Schon zwei Jahre später legt Adelung seine Grammatik für die Schule vor: „Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen. Berlin 1781.“ Er widmet dieses Werk dem „Staatsminister Freiherrn v. Zedlitz“ – und steht damit an der Seite von Immanuel Kant, der seine „Cri-

¹ Zitiert nach Karl-Ernst Sickel, Johann Christoph Adelung. Seine Persönlichkeit und seine Geschichtsauffassung. Diss. Leipzig 1933, S. 61; vgl. auch Rudolf v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland. München 1870, S. 211 f.

tik der reinen Vernunft. Riga 1781“ gleichfalls dem preußischen Minister zueignet. „Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal [...]: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft“, schreibt Kant im ersten Absatz seiner Vorrede. Er wird eine Vernunftlehre als Erkenntnislehre vorlegen, die die Grenzen der Vernunft zu ziehen versucht – insofern ist seine Vernunftlehre ‘critisch’.

Auch der Sprachwissenschaftler Adelung wird von Fragen handeln, die sich nicht abweisen lassen: Sie betreffen u. a. das Vermögen, eine Einzelsprache, das Deutsche, grammatisch und lexikalisch zu beherrschen, und zwar in der Existenzform einer Schrift- und Gesellschaftssprache, die als solche erst die Möglichkeit bietet, die Vernunft durch Fragen zu belästigen. Adelung schreibt in § 1 seiner „Einleitung“ in die Sprachlehre:

„Sprechen heißt im gewöhnlichsten Verstande, andern die Reihe seiner Vorstellungen durch vernehmliche Laute mittheilen: ein Vermögen, welches nur allein dem Menschen eigen ist. Sprache ist in diesem Verstande sowohl dieses Vermögen, als auch der ganze Inbegriff vernehmlicher Laute“,

und Adelung erklärt weiter, daß dieser „ganze Inbegriff“ einzelsprachlich differenziert ist. Adelung scheidet somit das aktuelle ‘Sprechen’ von dem ‘Vermögen’ zur Sprache, und von diesem scheidet er die ‘Einzelsprache’, „welche bey einer gemeinschaftlichen Abstammung einerley Vorstellungen durch einerley Laute und auf einerley Art ausdrückt“.² Sprechen, Sprachfähigkeit, Einzelsprache, wenn Sie eine Übersetzung wollen; parole, faculté de langage, langue – die Begriffe werden in der Sattelzeit, so Kosellecks Begriff der Wende des späteren 18. Jahrhunderts zur modernen Epoche, neu verortet.

Da aber die Sprache eines Volkes notwendig differenziert ist, es also unterschiedliche „Dialecte oder Mundarten“ gibt, gilt die Aufmerksamkeit des Grammatikers notwendig der hochdeutschen Schrift- und Gesellschaftssprache, welche „seit der Reformation nicht allein die Büchersprache aller Schriftsteller von Geschmack, sondern auch die Hofsprache des gesitteten und verfeinerten Umgangs“ ist. Und Adelung fährt fort: „Sie wird daher auch [...] vorzugsweise gemeinet, wenn man von der Deutschen Sprache überhaupt [...] spricht.“³ Sie ist der bevorzugte Gegenstand der Sprachwissenschaft des Deutschen – u. a. weil man eben, mit ihrer Hilfe, die Vernunft mit Fragen belästigen kann. Ist es doch Aufgabe

² Johann Christoph Adelung, Deutsche Sprachlehre für Schulen. 3. Auflage Berlin 1795, S. 3.

³ A. a. O., S. 6.

der Grammatik oder Sprachlehre, die „mechanisch, d. i. nach dunkeler Vorstellung der Ähnlichkeiten“ erlernte Sprache, „zur Klarheit, und, wo es möglich ist, zur Deutlichkeit“ zu bringen⁴: Die Sprachlehre im Dienst – nach Adelungs Terminologie – „kritischer“ Kenntnis sprachlicher Strukturen.⁵ Adelungs Sprachlehre erhält damit eine sprachreflexive Komponente.

Damit ist sichergestellt, daß eine Grammatik des Schriftdeutschen ein Vehikel von Kultur und Wissenschaft ist, v. a. auch dann, wenn sie dem Sprachunterricht dient; macht sie die Regeln der Sprache doch kenntlich und legt damit den Grund für eine – so Adelung –: „Kritik der deutschen Sprache“.⁶ Ein besonderer gesellschaftlicher Bezug ergibt sich überdies aus ihrer adressatenspezifischen Form. Da Adelungs „Deutsche Sprachlehre“ „eigentlich für Gymnasien und höhere Schulen geschrieben ist“ – wie ein Rezensent vermerkt –, läßt der Verfasser noch im selben Jahr einen „Auszug aus der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Berlin 1781“ folgen, der, wie der gleiche Rezensent erwähnt, „zum Gebrauch der niedern Schulen“ dient⁷ und von dem Adelung in der Vorrede sagt, er enthalte bloß die „Resultate“ der „Sprachlehre für Schulen“. Doch damit nicht genug: Das interessierte Publikum stellt unterschiedliche Ansprüche, und deshalb läßt Adelung – aller guten Dinge sind drei – ein Jahr später eine wissenschaftliche Fassung seiner Grammatik folgen: „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. 1.2. Leipzig 1782.“ ‘Umständlich’ steht hier für ‘detailliert, ausführlich’ und ‘Lehrgebäude’ für ‘System’ – eine „ausführliche Systematik der Deutschen Sprache“ wird also geboten. Gesellschaftlicher Bezug im Sinne des Aufklärers Adelung heißt auch, den differenzierten kulturellen und wissenschaftlichen Ansprüchen der Gesellschaft nachzukommen.

Die hatte Adelung schon in seinem lexikographischen Werk ins Visier genommen. Und Sie verstehen ihn jetzt wirklich, wenn er in der Vorrede zu seinem „grammatisch-kritischen Wörterbuch“ von der „kritischen Be-

⁴ J. C. Adelung, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. 1. Leipzig 1782, S. XIVf.

⁵ Die Begriffe Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit diskutiert eingehend Max Hermann Jelinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Bd. 1. Heidelberg 1913. S. 366 f. „Zu der kritischen Behandlung der Wörter rechne ich vornehmlich den *bestimmten* Begriff eines Wortes und seiner verschiedenen Bedeutungen“, schreibt Adelung in der Vorrede zu seinem „Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart.“ Bd. 1. Leipzig 1793, S. VI. (Hervorhebung von mir. H.H.).

⁶ [J. C. Adelung] Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart. Bd. 1. Leipzig 1774, S. V.

⁷ A. a. O. (Anm. 4), S. LX.

handlung der Wörter“⁸ spricht: Diese ist eine semantische Analyse und Erklärung der Wortbedeutungen; sie bringt die Semantik allererst ans Licht. Eine Gesellschaft, die das Deutsche als Schrift- und Gesellschaftssprache – letztere Benennung meint: „Sprache der Konversation“ –, zudem als Sprache der Wissenschaft und Literatur kultiviert, erarbeitet sich eine innere Semantik, die die sprachreflexive Kraft der Wörter entbirgt. Das Bedeutungswörterbuch ist notwendiger Teil einer kritischen Sprachlehre. Unter den Literaten ist es Ereignis und Ärgernis zugleich: „Den Adelung erbitte mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen. Ich habe allerlei Fragen an dieses Orakel zu thun.“ So schreibt Schiller am 26. Januar 1804 an Goethe. Und zuvor, am 6. November 1788, hatte Goethe seinen Verleger und Buchhändler Göschen zur Eile gemahnt: „Senden Sie mir doch baldigst von Adelungs Wörterbuch den letzten Band. Die vier ersten besitze ich.“⁹

2

Knapp 40 Jahre später wird das Projekt einer ‘kritischen Sprachlehre’ als „Täuschung und Irrthum“ verworfen: Jacob Grimm stellt 1819 fest, daß es nur ein „streng wissenschaftliches“ grammatisches Studium gebe, und dazu zählte gerade nicht die „Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf“.¹⁰ Diese sei nicht nur unwissenschaftlich, sondern auch überflüssig. Und in diesem Zusammenhang fallen die verwegenen Sätze, die den Paradigmenwechsel in Szene setzen sollen: „Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich [...] eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.“¹¹ Lange vor Noam Chomsky also wurde ‘Grammatik’ als eine Form der Sprachkompetenz entdeckt – mit dem Unterschied, daß Grimm, im Gegensatz zu Chomskys idealem Sprecher-Hörer, von einem spricht, der „sein Deutsch schlecht und recht weiß“ und „ihn“, den Sprecher-Hörer, demzufolge auch eine „lebendige Grammatik“ nennt: Die wandelnde Grammatik ersetzt die Schulgrammatik und ihre adressatenspezifischen Varianten. Die eigentliche wissenschaftliche Grammatik hingegen muß empirisch sein und insofern historisch. Es geht nunmehr um das Projekt einer ‘historischen Sprachlehre’ des Deutschen.

⁸ J. C. Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Bd. 1. Leipzig 1793, S. VI.

⁹ Vgl. dazu Helmut Henne, *Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jahrhundert*. In: W. Mitzka (Hrsg.), *Wortgeographie und Gesellschaft*. Berlin 1968, S. 82–84.

¹⁰ Jacob Grimm, *Deutsche Grammatik*. Bd. 1. Göttingen 1819, S. Xf.

¹¹ A. a. O., S. XI.

Das Jahr 1819, in dem der erste Band von Grimms 'Deutscher Grammatik' erscheint, hat man als Geburtsstunde der Germanistik ausgerufen: Sie will historisch und insofern wissenschaftlich sein – und sonst nichts. Erst derjenige, der zu den altdutschen Quellen „hinaufsteigt“, erlangt wirkliche Einsicht und kann das sprachliche Sein aus dem Werden erklären: Der spricht dann nicht mehr, wie Adelung, von „irregulären Verben“ wie *schlag, schlug, fall, fiel*, deren Tempusbildung unbegriffen bleibt, ja als Relikt dunkler „Empfindung des Hörbaren“ denunziert wird; der jedoch hinaufsteigt zu den Quellen und deren regelgeleitete sprachliche Konstitution sprachvergleichend wahrnimmt, spricht von „starken Verben“. Der neue Terminus tilgt den Makel des Irregulären: Die Verben sind stark, weil sie, ablautend, aus eigener Kraft, ihre Tempora bilden: „hauptschönheit unserer sprache“ nennt Grimm die starken Verben, die eine mit dem Altertum der Sprache und ihrer ganzen Einrichtung „tief verbundene eigenschaft“ widerspiegeln.¹²

Nicht aus der Fassung von 1819 habe ich zitiert, sondern aus der „zweiten Ausgabe“ von 1822, deren „Vorrede“ so eröffnet wird: „Es hat kein langes besinnen gekostet, den ersten aufschuß meiner grammatik mit stumpf und stiel [...] niederzumähen“. Die historische Grammatik ist eine für die Forschung; Umbruch und Progreß sind ihr wesentlich, signalisieren sie doch den wissenschaftlichen Prozeß der Forschung. Dialektik der Aufklärung? Undenkbar die Vorstellung, Adelung widerrufe in der zweiten Auflage seiner „Deutschen Sprachlehre für Schulen“ sein grammatisches Konzept und versuche, Preußens schulische Jugend mit dem Satz zu trösten: „ein zweites kraut, dichter und feiner, ist schnell nachgewachsen, blüten und reife fruchte läßt es vielleicht hoffen“. Statt dessen trägt Adelung in seine „zweyte Auflage“ von 1792 artig „alle die Verbesserungen“ ein, „welche nur in meinen Kräften stehen“. Fortschritt durch stetige Verbesserung ist Adelungs Konzept, dem sich Grimms große Gebärde des Umbruchs verweigert.

Die Grimmsche Sprachlehre – und Sie dürfen diesen Terminus durchaus weit fassen – verweigert sich sprachpraktischen Bedürfnissen des Volkes und stellt sich doch in dessen Dienst. Ein erweiterter, nämlich historisch fundierter und literarisch akzentuierter Sprachbegriff schafft eine neue Dimension dessen, was 'deutsche Sprache' heißt. Im Vorwort zum Deutschen Wörterbuch von 1854 spricht Jacob Grimm vom „einklang zweier zeichen“: dem „aufschwung einer deutschen philologie“ und der „empfänglichkeit des volks für seine muttersprache“. Als das Wünschen

¹² Jacob Grimm, Deutsche Grammatik. Bd. 1, 2. Aufl. Göttingen 1822, S. 836; vgl. dazu Helmut Henne, Korrelationen von Sprachtheorie und Terminologie in der germanistischen Linguistik. Am Beispiel der Subklassifizierung des Verbs. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 38. 1971, S. 49–63.

noch geholfen hat: Die Muttersprache des Volkes waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts mehrheitlich die Dialekte. Bezog sich Grimm hierauf oder meinte er nicht doch die Schrift- und Literatursprache? Seine rhetorische Frage am Ende dieses Absatzes weist auf „gehobene“ Existenzformen: „was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur?“¹³ Diese Frage beantwortet sich, 1854, von selbst. Die Sprache ist das Band, welches das „Volk“ zusammenhält. Aber sie ist nicht schrift- und gesellschaftssprachlich eingeengt, sondern literatursprachlich und varietiespezifisch erweitert.

Acht Jahre zuvor, in der Frankfurter Germanistenversammlung, hatte Jacob Grimm, gewissermaßen zur Vorbereitung seiner „Vorrede“, gefragt: „Was ist ein Volk?“ Und diese Frage hatte er nicht als rhetorische stehen lassen, sondern sich selbst geantwortet: „Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden.“¹⁴ Das „Sprachvolk“, das zur politischen Einigung geführt werden soll, hat aber offensichtlich Dimensionen, die weit über die Grenzen staatlicher Ausformung hinausführen. Am Ende seiner Vorrede richtet sich der Blick Jacob Grimms u. a. nach Amerika, zu den „ausgewanderten Deutschen“: Das Wörterbuch soll die „heimatsprache eingeben oder befestigen“ und die deutschen Dichter hinüberziehen.¹⁵

Wer die Sprache in Grammatik und Wörterbuch versammelt und sprachhistorisch deutet, dient dem Volk. Die historische Sprachwissenschaft des Deutschen im 19. Jahrhundert stellt, anders als die kritische Sprachlehre der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert, ausdrücklich einen politischen Bezug zum „Ganzen“, und das heißt in der Mitte des 19. Jahrhunderts: zur politischen Einigung her. Seit ihrer Professionalisierung steht die Wissenschaft von deutscher Sprache in diesem Kontext. Sie hat ihn gesucht. Der Instrumentalisierung durch falsche Freunde ist sie nicht entgangen.

Jacob Grimms didaktische Verweigerung hat ein kurioses Nachspiel. Der Konstanzer Gymnasialprofessor J. Eiselein fertigt 1843 aus Grimms vierbändiger historischer Grammatik einen Verschnitt unter dem Titel: „Jacob Grimms Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit. Für Schulen und Privatunterricht.“ Eiselein schreibt im Vorwort, da Grimm „nur für Gelehrte“ arbeite, habe er es unternommen, „den Resultaten dieser Forschungen Steg und Weg in den weiten Kreis der aufblühenden Jugend zu bahnen“.¹⁶ Ohne Grammatik gehe es im muttersprachlichen Un-

¹³ Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Leipzig 1854, S. III.

¹⁴ Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am Main am 24., 25. und 26. September 1846. Frankfurt am Main 1847, S. 11.

¹⁵ A. a. O. (Anm. 13), S. LXVIII.

¹⁶ J. Eiselein, Jacob Grimms Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit. Für Schulen und Privatunterricht. Belle-Vue bei Constanz 1843, S. IV.

terrichtet nicht, und hier stehe der Sprachunterricht „auf festem Grunde“.¹⁷ Wieviel Geschichte braucht der gymnasiale muttersprachliche Unterricht? Zumindest Schulmänner – ein *Terminus technicus* des 19. Jahrhunderts – erheben dies, seit Jacob Grimm, zum Thema.¹⁸

3

Junge Grammatiker, denen der Spott- und spätere Ehrenname ‘Junggrammatiker’ beigelegt wurde, versuchen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, die historische Sprachwissenschaft zu renovieren. Sie postulieren eine strenge Durchführung der Lautgesetze und eine zureichende Würdigung der Analogie im Leben der Sprache, setzen zudem auf Gegenwartssprache und Quellennähe und verknüpfen diese Prinzipien mit Widerspruchsgeist und produktivem Schaffen. Die daraus erwachsenen Zeitschriften- und Buchpublikationen sind – getreu der Grimmtradition – für die „scientific community“ geschrieben. Den Ansprüchen einer sprachlich interessierten Öffentlichkeit kommen die Junggrammatiker nicht nach. Wilhelm Braune, Hermann Paul und Eduard Sievers, Germanisten die ersten beiden und Anglist der letztere, machen allerdings eine Konzession: Sie verfassen Lehrbücher, gotische, althochdeutsche, mittelhochdeutsche und angelsächsische Grammatiken für die Studierenden dieser Fächer.¹⁹ Und einer von ihnen geht weiter. Klarheit über die „grundlagen alles sprachlebens“ zu erlangen, ist sein Bestreben. Der Vormann der germanistischen Junggrammatiker, Hermann Paul, überrascht auch seine Freunde mit seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ von 1880, die er von Auflage zu Auflage, wie Adelung seine Werke, weiter entwickelt – ein qualitativer Sprung ist der von der 1. Auflage von 1880 zur 2. Auflage von 1886.²⁰ Und diesem, über die junggrammatische Richtung und über die germanistischen Fachgrenzen hinaus Orientierung bietenden Buch läßt er 1897 sein „Deutsches Wörterbuch“ folgen. Darin finden sich die Sätze, die die Beziehung von Universität und Schule herstellen:

„Das Werk wendet sich an alle Gebildeten, die ein Verlangen empfinden, ernsthaft über ihre Muttersprache nachzudenken. In erster Linie habe ich an das Be-

¹⁷ A. a. O., S. III.

¹⁸ Vgl. dazu Horst Joachim Frank, *Geschichte des Sprachunterrichts. Von den Anfängen bis 1945*. München 1973, S. 458 ff.

¹⁹ Helmut Henne, *Germanische und deutsche Philologie im Zeichen der Junggrammatiker*. In: *Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages*. Hrsg. von R. Harsch-Niemeyer. Tübingen 1995, S. 1–30.

²⁰ *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle/Saale 1880; 5. Aufl. Halle 1920; 10., unveränderte Aufl. Tübingen 1995.

dürfnis der Lehrer gedacht, die Unterricht im Deutschen zu erteilen haben. Auch dem fremdsprachlichen Unterricht könnte es bei richtiger Verwertung wesentliche Dienste leisten“.²¹

Hier schreibt einer auch für die Bedürfnisse der Lehrer, die an den Schulen Sprachen lehren. Wenn man wissen möchte, wie – zum Beispiel – die Bedeutung von *Fuchs* aufzuschließen ist, als ‘Hühnerdieb’ oder ‘Pferd’, ‘rothaariger’ oder ‘verschlagener Mensch’, ‘Pedant’ oder ‘Student im ersten Semester’, zudem als ‘Goldstück’ (letztere Bedeutungen aus Studentensprache und Rotwelsch), dann gibt Lehrer Paul in einem handlichen Buch Auskunft. Es ist der literarisch basierten „Gemeinsprache“ verpflichtet, auch und insofern sie ausgreift – am Beispiel von *Fuchs* ersichtlich – in das Varietätenspektrum des Deutschen.

In seinem Wörterbuch sind auch zum ersten Mal Funktionsbeschreibungen derjenigen Partikeln nachzulesen, die heute unter den Begriff ‘Abtönungspartikeln’ fallen, z. B. unter den Stichwörtern *aber* und *doch*: Hermann Paul ist der Germanist, der, in Auseinandersetzung mit der allgemeinen Sprachwissenschaft, die sprachtheoretischen Grundlagen seines Faches formuliert; der sein ursprünglich auf die Germania gerichtetes Erkenntnisinteresse zunehmend eingrenzt und sich der altdutschen, dann v. a. der neuhochdeutschen Sprache zuwendet. Damit wird Hermann Paul – so Marga Reis – der erste Vertreter einer „eigenständigen germanistischen Sprachwissenschaft“.²² Seine fünfbandige „Deutsche Grammatik“ ist die erste, die sich der „Kernzeit“ des Neuhochdeutschen, der Zeit ab dem 2. Drittel des 18. Jahrhunderts zuwendet. Es ist eine neuhochdeutsche Grammatik auf geschichtlicher Grundlage, und mit ihr will Paul die Literatur, die der Lektürekanon an höheren Schulen vorschreibt, grammatisch darstellen. Carl v. Kraus, Nachfolger Pauls auf dem Münchener Lehrstuhl, nennt die Grammatik „die bedeutsamste Ergänzung für die jüngeren Perioden, die Jacob Grimms großes Werk erfahren hat“.²³ Die wissenschaftliche Grammatik löst sich, auch stofflich, vom Paradigma ‘Grimm’. Schon verständlich – und doch auch utopisch –, wenn der Herausgeber der „Germanisch-Romanischen Monatsschrift“ 1920 schreibt, die Paulsche Grammatik gehöre „in die Hand jedes Deutschlehrers an einer höheren Schule“²⁴, werde doch die klassische deutsche Literatur,

²¹ Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle/Saale 1897, S. III.

²² Marga Reis, Hermann Paul. In: PBB (West) 100. 1978, S. 160.

²³ Zitiert nach Armin Burkhardt, Der Grammatiker des Neuhochdeutschen. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. H. Paul. 150. Geburtstag und 100 Jahre Deutsches Wörterbuch. Hrsg. von H. Henne u. A. Burkhardt. Braunschweig 1997, S. 68.

²⁴ A. a. O., S. 75.

klassischer Unterrichtsgegenstand der Gymnasien, hier grammatisch traktiert.

Nicht ohne Symbolik ist, daß Paul seiner letzten schmalen Schrift, die im Todesjahr 1921 erscheint, den Titel „Über Sprachunterricht“ gibt. Gleich zu Anfang stellt Paul Spracherlernung und Sprachentwicklung nebeneinander, wie er es in den „Prinzipien“ gelehrt hat. Die Sprachentwicklung resultiert aus der Erlernung der Sprache durch die nachfolgende Generation. Damit steht der Sprachunterricht, sowohl in der Mutter- wie in der Fremdsprache, „im engsten Zusammenhange mit der Sprachwissenschaft“. Und Paul formuliert weiter, man müsse im Sprachunterricht wie in der Sprachwissenschaft „bis auf die letzten Grundlagen zurückgehen“.²⁵

Pauls sprachwissenschaftliches Werk, das eben diese „Grundlagen“ legt, darf man unter den Begriff einer ‘modernen Sprachlehre’ fassen. Er ist der Schrittmacher der modernen Linguistik. Nehmen Sie, als Beispiel, das Verhältnis von Synchronie und Diachronie. Paul nimmt seinen methodischen Ausgangspunkt von Sprachzuständen, deren sprachliche „Elemente“ und deren „Verhältnis“ mit Bezug auf Grade und „Stärke“ der Verbindungen „getreu“ zu beschreiben seien.²⁶ Paul spricht von „Sprachgenossenschaft zu einer gewissen Zeit“, die die Unterlage für eine „deskriptive Grammatik“ abgebe.²⁷ Eine solche deskriptive Sprachbeschreibung sei Voraussetzung für eine historische Sprachwissenschaft, die – vergleichend – die Entwicklung in den Blick nimmt und zur Erklärung fortschreitet. Ich halte diese Darstellung des Verhältnisses von Sprachstadium und Sprachentwicklung dem Konzept Saussures von Synchronie und Diachronie (wie es im „Cours“ dargeboten wird) deshalb für überlegen, weil Paul einen wirklichen und forschungspraktischen Zusammenhang von Sprachstadium und Sprachentwicklung herstellt.

‘Moderne Sprachlehre’ darf man demnach als ein Konzept fassen, das die „Grundfragen des Sprachlebens“, auch im Verbund mit den Nachbarwissenschaften, beantwortet und auf dieser theoretischen Grundlage diejenigen Themen bearbeitet, auf die die Gesellschaft Anspruch hat: Grammatik, Wörterbuch, Stil- und Kommunikationslehre sind, gestuft und adressatenspezifisch, fortlaufende – in des Wortes doppelter Bedeutung – Aufgaben, zusammen mit solchen, die sich aus den besonderen Konstellationen des Zeitalters – heute: des der Medien – ergeben.

²⁵ Hermann Paul, Über Sprachunterricht. Halle/Saale 1921, S. 3; der Text ist jetzt verfügbar in: Hermann Paul, Sprachtheorie, Sprachgeschichte, Philologie. Reden, Abhandlungen und Biographie. Hrsg. von H. Henne u. J. Kilian. Tübingen 1998.

²⁶ A. a. O. (Anm. 20, 10. Aufl.), S. 29.

²⁷ A. a. O., S. 24.

4

Drei Lichtgestalten haben mir den Weg durch die Jahrhunderte gebahnt. (Die in deren Schatten stehen, wurden nicht aufgerufen.) Ich habe versucht, ihre Arbeit auf den wissenschaftlichen Begriff zu bringen: Kritische, historische und moderne Sprachlehre sind Konzepte, die als solche einen je spezifischen Bezug zu gesellschaftlichen Ansprüchen herstellen. Wer sich mit Sprache wissenschaftlich einläßt, entgeht diesen Ansprüchen, die nicht nur solche der Praxis sind, nicht.

Der idealisierende Zug meiner Darstellung wird daraus ersichtlich, daß die wissenschaftlichen Personen hinter dem Werk verschwinden. Doch das Werk ist gezeichnet von eben der Person, die für das Werk steht; es wird zudem von ihr begleitet und kommentiert. Ein so aufmerksamer, ja sensibler Chronist wie Victor Klemperer mag dafür als Zeuge eintreten.

In seinen „Erinnerungen 1881–1918“ schreibt Klemperer: „Wenn man [...] dem Münchener Germanisten Hermann Paul auf die Frage: ‘Wo haben sie vorher studiert?’ – ‘Bei Roethe in Berlin’ antwortete, so wurde man mit kalter Verachtung und vernichtend angesehen“²⁸ – Klemperer war von Berlin nach München gekommen. Die Aversion, die übrigens wechselseitig gilt, ruht nicht nur auf unterschiedlichen Konzepten ihrer Wissenschaft auf, sie bezieht sich auch auf das weltanschauliche und politische Bewußtsein, das diese Konzepte trägt. Klemperer entwirft in seinen Erinnerungen ein subjektives und sicher einseitiges, dennoch eindrucksvolles Bild Gustav Roethes: Er sei „in Radmantel und Schlapphut odinhaft herangewallt“, habe „breitbeinig und breitbrüstig auf dem Katheder“ peroriert und agitiert. Und dann weiter:

„[...] seine Deutschtum posaunte er allstündlich als Teutschtum heraus, seine Witze [...] waren Zoten. Belohnte ihn johlendes Gelächter, so fügte er gern hinzu, diese Freiheit des Tones verdanke er seiner Weigerung, Frauen im Kollegsaal zu dulden: ‘Wir sind unter uns, und so ist ein männliches Wort gestattet.’“

Klemperer berichtet dann weiter, wie Roethe mit Leichtigkeit vom 12. Jahrhundert zur Gegenwart gelangt und in witzigen Exkursen „Liberalismus, Parlamentarismus, Aufklärung“ als „Schimpfworte“ präsentiert.²⁹

²⁸ Victor Klemperer, *Curriculum vitae. Erinnerungen 1881–1918*. Bd. 1. Hrsg. v. W. Nowojski. Berlin 1996, S. 262.

²⁹ A. a. O., S. 356 ff. In seinen „Erinnerungen aus dem Seniorat“ ergänzt Ulrich Pretzel das Bild Roethes auf seine Weise: „Edward Schröder hat in seiner schönen Göttinger Gedenkrede seinen Freund und Schwager Roethe als einen echten Vertreter des alten deutschen Professorentums gefeiert. Und in der Tat: wer ihn mit seinem weiten schwarzen Schlapphut, dessen Krempe wohl ein halbes Liter Regenwasser faßte, in seinem alten grauen Mantel, den stets wackelnden Kneifer auf der Nase, schwer und wuchtig durch die Räume der Universität schreiten sah, fand in dieser Gestalt das eindrucksvolle Bild dieses heute fast

Ich fürchte, Roethe gehört der national(istisch)en bzw. völkischen Mehrheitsfraktion der Germanisten im frühen 20. Jahrhundert an, gegen die u. a. der „aufklärerische“ Paul steht: In seiner Spätschrift „Aufgabe und Methode der Geschichtswissenschaften“ von 1920 wendet sich Paul gegen den Mißbrauch der „vaterländischen Geschichte“ zur „Erweckung nationaler Eitelkeit“:

„Dem wahren Wohle des Vaterlandes kann nur gedient werden, wenn die nationalen Untugenden nicht verschleiert werden, wenn man aus den Sünden und Fehlern der Vergangenheit [zu lernen sucht und] solche in Zukunft zu vermeiden lernt.“³⁰

Gesellschaftliche Bezüge der Sprachwissenschaft sind vorgegeben in den Personen, die sie herstellen. Drei „Antworten“ sind möglich auf die gesellschaftliche Verantwortung des Wissenschaftlers. Zum einen liegt der sprachwissenschaftlichen Arbeit eine sprachkritische und sprachpolitische ‚Konzeption‘ zugrunde; zum anderen kann man von ‚Verstrickung‘ sprechen dann, wenn sich Wissenschaftler vorbehaltlos einer politischen Idee oder Ideologie verschreiben; schließlich darf man ‚Versenkung‘, nämlich ahnungslose Hingabe an den Gegenstand, eine häufig zu beobachtende wissenschaftliche Haltung nennen.³¹

Die Komplexität der Wissenschaftsgeschichte ergibt sich daraus, daß sie fortwährend mit Mischungswerten zu rechnen hat; vor allem auch dann, wenn sie hinter dem Werk die Personen sucht, die das Werk erst geschaffen haben. Adelung, Grimm und Paul hatten eine – wie immer kritisch zu bewertende – Konzeption dessen, was ihre sprachwissenschaftliche Arbeit gesellschaftlich bewirken sollte. Doch Grimms Werk, z. B., ist nicht frei von Momenten der Verstrickung und Versenkung. Erst die Mischung ergibt die Brisanz.

ganz ausgestorbenen Professorentypus verkörpert. Nicht nur der Lehrer unter seinen Schülern oder gar der vortragende ‚Dozent‘ vor seinen Hörern, sondern der Meister mit seinen Jüngern – dies wahrhaft patriarchalische Verhältnis war es, in dem er zu uns stand und wir uns zu ihm fühlten. Obwohl Roethes Tätigkeit in der Nachkriegszeit stark in eine neue Richtung gelenkt wurde und neben seine wissenschaftliche Arbeit, sein Lehramt, die Leitung der Akademie und viele andere Pflichten noch die des vaterländischen Redners trat, die ‚innere Mission‘, so nahm ihm das doch nicht die Zeit für uns, sondern nur die Zeit und Ruhe für manche eigene wissenschaftliche Produktion; diese Hinterlassenschaft allein zeigt nicht den ganzen Reichtum seiner gewaltigen Persönlichkeit, von der Arthur Hübner so schön gesagt hat, daß sie die Wissenschaft *weiterstrahlte*.“ In: Das Germanische Seminar der Universität Berlin. Festschrift zu seinem 50jährigen Bestehen [...]. Berlin und Leipzig 1937, S. 42.

³⁰ Hermann Paul, Aufgabe und Methode der Geschichtswissenschaften. Berlin u. Leipzig 1920, S. 53. Zur Verfügbarkeit dieses Textes vgl. Anm. 25.

³¹ Vgl. Helmut Henne, Fachidiome: Über die eigene Zeit, studiert an der Sprache. In: Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für dt. Sprache. Hrsg. v. W. Mentrup. Düsseldorf 1979, S. 304 f.

Wissenschaftsgeschichte ist Teil der Germanistik; gerade auch die Sprachgermanistik bedarf einer kritischen Aufarbeitung ihrer Geschichte, einschließlich ihrer gesellschaftlichen Bedingungen und Bezüge: Damit sie sich selbst begreift und aus den Fehlern und Verwerfungen lernt.

GERD ANTOS/HEIKE TIETZ/TILO WEBER

„Unser Gegenstand ist von hohem öffentlichen Interesse, unsere Disziplin nicht.“

„Warum schafft es eine Wissenschaft [...] nicht, aus dem Elfenbeinturm zu kommen? Populäre, knappe Darstellungen sind schwieriger zu schreiben als Aufsätze [...], doch ihre Geltung ist akademisch viel geringer.“

„Die Linguisten müssen einsehen lernen, daß weite Teile ihrer Arbeit für die Öffentlichkeit kaum interessant sind, aber dennoch praktiziert werden müssen. Das ist in anderen Wissenschaften auch so.“ (*Antworten aus der Umfrage*)

Linguistik in der Öffentlichkeit? Ergebnisse einer Umfrage unter LinguistInnen zum Forschungstransfer

Abstract

In der gegenwärtigen forschungspolitischen Diskussion ist es für Einzeldisziplinen wie die Linguistik von zentraler Bedeutung zu klären, in welcher Form sie bereit und in der Lage sind, Beiträge zu außerwissenschaftlichen Problemstellungen zu leisten. Vor diesem Hintergrund haben wir im Zeitraum von Frühjahr bis Herbst 1997 eine schriftliche Umfrage unter 1.500 Linguistinnen und Linguisten durchgeführt; der Rücklauf lag bei ca. 17% (256). Ziel der Befragung war, die Einstellungen zum Thema Linguistik in der Öffentlichkeit aus der Innenperspektive der Disziplin heraus zu bestimmen. Zu diesem Zweck wurden zwölf überwiegend offene Fragen gestellt, die sich in vier Gruppen gliedern:

- (I) Tatsächliche und potentielle Relevanz der Linguistik für die Öffentlichkeit
- (II) Darstellung der Linguistik in der Öffentlichkeit (Presse, Fernsehen etc.)
- (III) Beiträge der Befragten zum Wissenstransfer aus der Linguistik in außerakademische Bereiche
- (IV) Einschätzung zukünftiger Entwicklungen und Entwicklungsmöglichkeiten im Verhältnis zwischen Linguistik und Öffentlichkeit.

Die vielfach emotionale Resonanz, die die Fragen hervorriefen, macht deutlich, daß „Linguistik in der Öffentlichkeit“ für Linguistinnen und Linguisten nicht nur ein aktuelles, sondern auch ein brisantes Thema ist. Generell wird ein Mißverhältnis zwischen der Leistungsfähigkeit und Relevanz des Fachs einerseits und seiner tatsächlichen öffentlichen Wirkung andererseits gesehen. Nur eine Minderheit der Befragten formuliert diesen Befund im Zusammenhang mit einer scharfen Kritik an der Öffentlichkeit und ihren Instanzen (Medien, Institutionen). Ca. 90% der Einsender kritisieren dagegen die Probleme von Linguistinnen und Linguisten, For-

schungsergebnisse verständlich zu präsentieren, Praxisbezüge ihrer Ergebnisse hervorzuheben und/oder das Fach wirkungsvoll nach außen hin darzustellen.

0. Vorbemerkung

Die drei oben zitierten Stimmen aus einer Umfrage unter ca. 1500 Linguistinnen und Linguisten im Zeitraum von Frühjahr bis Herbst 1997 werfen bereits ein nicht ganz untypisches Schlaglicht auf den Tenor der 256 Antworten: Für viele Kolleginnen und Kollegen bot die Umfrage einen willkommenen und informellen Rahmen, eigene, zum Teil sehr engagierte Diskussionsbeiträge zum Thema „Linguistik in der Öffentlichkeit“ zu formulieren. Die zahlreichen Kommentare, das Lob, die Kritik, die Ermutigungen und Vorschläge an Seitenrändern, auf Rückseiten und in ausführlichen Briefen machen deutlich: „Linguistik in der Öffentlichkeit“ scheint ein Thema zu sein, das viele von uns beschäftigt, interessiert, ja beunruhigt.

1. Wissenschaft und Öffentlichkeit: Vier Anmerkungen und ein Fazit

Bevor wir zur Zielsetzung, Inhalt, Ergebnissen und Konsequenzen der Untersuchung kommen, sollen einige Aspekte des Themas kurz beleuchtet werden. Zuerst vier grundsätzliche Beobachtungen:

1. Die Diskussion um die Rechtschreibreform hat es unmißverständlich gezeigt: Die Öffentlichkeit mischt sich in die wissenschaftliche Forschung „ungeniert“ ein, insbesondere dann, wenn sie sich von unliebsamen Konsequenzen dieser Forschung tangiert oder gar bedroht sieht. Man denke an die Genetik, die Nuklearforschung, an Tierversuche oder eben an die Rechtschreibreform. Wissenschaftler mögen diese Einmischung nicht gern sehen. Wir erblicken darin jedoch die Inanspruchnahme eines Rechts auf Kontrolle, das trotz des Grundrechts auf Freiheit von Forschung und Lehre einer emanzipierten demokratischen Öffentlichkeit zusteht. Dies gilt auch dann, wenn die Formen dieser Einmischung nicht immer akzeptabel erscheinen mögen.

2. Wie kaum eine andere vergleichbare Disziplin ist die sogenannte „moderne Linguistik“ seit ihrer Etablierung an den deutschen Hochschulen einer öffentlichen Polemik ausgesetzt. Wie kaum eine andere Wissenschaft gilt „moderne Linguistik“ in den Augen vieler Laien als Musterbeispiel für eine terminologisch wie inhaltlich unverständliche Wissenschaft. Wie kaum eine andere Wissenschaft sieht sich die Linguistik mit dem Verdacht konfrontiert, sie sei der Prototyp einer Pseudowissenschaft. So kommentiert beispielsweise Wolf Schneider, es gebe „Disziplinen wie [die] Linguistik oder [die] Soziologie, von denen ja wenig übrigbliebe, wenn

man ihnen das Vokabular entzöge.“¹ Ob uns diese Bosheit paßt oder nicht: Unser Bild in der Öffentlichkeit wird nicht unerheblich durch solche Sottisen geprägt.

3. In den letzten Jahren sind in einer Reihe von Disziplinen populärwissenschaftliche Titel von anerkannten Experten ihres Faches erschienen, die das lebhafteste Interesse der Öffentlichkeit gefunden haben: Stephen Hawkins' „Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums“ (1990), die Bücher des Neurologen Oliver Sacks² oder des Semiotikers Umberto Eco, die Rezeption der Chaos-Theorie³, die Kontroversen um die Soziobiologie, die Kognitionstheorie⁴ oder die Evolutionstheorie⁵. Wie diese vermehrbaren Beispiele zeigen, wird das öffentliche Bild einer Wissenschaft in zunehmendem Maße – abgesehen vom Wissenschaftsjournalismus – auch von Fachwissenschaftlern geprägt, die sich nicht scheuen, sich an ein breiteres Publikum zu wenden. Dabei scheint der „Schwierigkeitsgrad“ der Wissenschaft bestenfalls nur insofern eine Rolle zu spielen, als eine gewisse Exotik des Gegenstandes die Rezeptionsbereitschaft gerade zu fördern scheint.

4. Daß sich auch vergleichsweise komplizierte linguistische Sachverhalte verständlich darstellen lassen, zeigen stellvertretend drei populärwissenschaftlich erfolgreiche Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler, deren Fachkompetenz über allen Zweifel erhaben sein dürfte: David Crystal, „Cambridge-Enzyklopädie der Sprache“⁶, Deborah Tannen mit einer Reihe von Büchern zur Gesprächsanalyse⁷ und Steven Pinker⁸ mit seiner unterhaltsamen und zugleich fundierten Darstellung der gene-

¹ Wolf Schneider, ehemaliger Leiter der „Hamburger Journalistenschule“ und jetziger „ZEIT“-Kolumnist, in seinem Buch „Deutsch für Profis. Wege zu gutem Stil“ (1984, S. 26).

² Sacks, Oliver (1990): Der Mann, der seine Frau mit dem Hut verwechselte. Reinbek.

³ Aus einer Fülle der Literatur z. B. Gleick, James (1990): Chaos – die Ordnung des Universums. Vorstoß in Grenzbereiche der modernen Physik. München.

⁴ z. B. Varela, Francisco J./Thompson, Evan/Rosch, Eleanor (1995): Der Mittlere Weg der Erkenntnis. Der Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Theorie und menschlicher Erfahrung. München.

Schnabel, Ulrich/Sentker, Andreas (1997): Wie kommt die Welt in den Kopf? Reise durch die Werkstätten der Bewußtseinsforscher. Reinbek.

⁵ Dennett, Daniel C. (1996): Darwin's Dangerous Idea. Evolution and the Meaning of Life. New York.

⁶ Crystal, David (1995): Cambridge-Enzyklopädie der Sprache. Frankfurt/M.

⁷ Tannen, Deborah (1991): Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg.

⁸ Pinker, Steven (1996): Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet. München.

rativen Grammatik. Deutschsprachig geschriebene Erfolgstitel, vor allem aus dem Bereich Grammatik, ließen sich hier ebenfalls nennen.

Kurzum: Auch die Linguistik ist keine sozusagen „an sich“ hermetische und für die Öffentlichkeit daher verständliche Wissenschaft. Nicht die Kompliziertheit oder „Esoterik“ eines wissenschaftlichen Gegenstandes ist also ein entscheidender Grund für seine mangelnde Rezeption, sondern vor allem die fehlende oder inadäquate Außendarstellung einer Wissenschaft. Generell scheint folgendes zu gelten: Wissenschaftliche Disziplinen sind einerseits mehr oder weniger autonome, „autopoietische“ soziale Systeme mit „internen“ Traditionen, Paradigmen, Problemen, Strukturen und Evaluationsmechanismen. Andererseits sind sie in unterschiedlichem und zudem in kaum überschaubarem Maße sowohl mit anderen Disziplinen als auch mit einer fachinteressierten Öffentlichkeit, also eben auch extern, vernetzt. Diese Janusköpfigkeit, ja Spannung zwischen paradigmatischer Autonomie (sensu T. S. Kuhn) auf der einen Seite und externer Vernetzung sowohl mit anderen Disziplinen als auch mit der Gesellschaft auf der anderen ist gerade typisch für moderne Wissenschaften.

Deutlich wird dies gleichsam ex negativo: Aus der Sicht der Öffentlichkeit wird bekanntlich den Wissenschaften wahlweise – je nach Standpunkt und Interesse – vorgehalten, sie säßen entweder im „Elfenbeinturm“ oder würden sich im Sinne des Finalismusverdachts politischen, finanziellen usw. „Verwertungsinteressen“ unterwerfen. Ohne die „Finalisierungs-Debatte“ der 70er Jahre hier aufgreifen zu wollen, scheint sich heute eine neue Qualität dieser Diskussion abzuzeichnen: Wissenschaften werden auf lange Sicht nur dann (zum Beispiel in bisherigem Umfang an den Universitäten) bestehen bleiben, wenn sie das Wettbewerbsprinzip nicht nur disziplintern, sondern auch disziplinextern anerkennen. Im Bereich der Strukturplanung und der Vergabe von Drittmitteln ist dies heute schon weithin erkennbar. Disziplinen untereinander treten in Wettbewerb. Entscheidend dafür ist, ob und wie sie von anderen Disziplinen und von einer informierten Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Über den finanziellen Aspekt hinaus kommt der Drittmittelgewährung in den heutigen Universitäten eine symbolische Bedeutung im Sinne einer externen Prestigezuweisung zu. Kein Wunder, daß von Seiten insbesondere der Naturwissenschaften und der Medizin gezielte Rezeptionshilfen, etwa in Form von Wissenschaftslobbyismus, Pressearbeit und Wissenschaftsmanagement, nichts Ungewöhnliches mehr sind.

Art und Grad sowohl der interdisziplinären als auch der wissenschaftsexternen Rezeption beeinflussen also mögliche Beziehungen sowohl zwischen verschiedenen Disziplinen als auch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Dies hat Folgen, die nicht immer in ihrer vollen Schärfe erkannt werden. Denn ungeachtet ihrer Autonomie und internen Digni-

tät, definiert sich heute das Ansehen einer Disziplin in zunehmendem Maße über deren rezeptive Vernetzung mit den anderen sozialen Systemen. Nicht das Selbstbild einer Disziplin allein ist damit das Maß aller Dinge, sondern offenkundig in zunehmendem Maße das Fremdbild aus der Perspektive fachfremder Kollegen und der Öffentlichkeit.

2. Die Umfrage⁹

2.1 Vorbemerkungen

Ausgangspunkt der Umfrage war das durchweg als problematisch bis negativ eingestufte Erscheinungsbild der Linguistik in der Öffentlichkeit.¹⁰ Auf diesem Hintergrund war es das Ziel der Umfrage, die Betroffenen zu einer Stellungnahme zu diesem für viele heiklen Punkt zu bewegen. Konkret: Wie schätzen Linguistinnen und Linguisten aus der Innenperspektive heraus Möglichkeiten und Probleme der Rezeption ihrer Arbeit durch die Öffentlichkeit ein? Welche Widerstände gegen einen Forschungstransfer gibt es – womöglich von beiden Seiten? Werden unabhängig davon auch Chancen einer Selbstdarstellung der eigenen Zunft gegenüber der Öffentlichkeit gesehen und genutzt? Wie wird das „Nicht-Verhältnis“ zwischen Linguistik und Öffentlichkeit kommentiert und bewertet, sieht man vielleicht aber auch neue Entwicklungen und positive Ansätze?

Es handelt sich bei dieser Umfrage um eine explorative Studie. Soweit wir sehen, ist sie die erste dieser Art in unserer Wissenschaft. Auf einige Konsequenzen des „Versuchsscharakters“ dieser Studie soll vorgreifend eingegangen werden:

2.1.1 Problematisierung der Motive

„Was Sie suchen sind ‘Vermarktungsstrategien’ und hoffen, dass Kollegen Ihnen ihre Rezepte verraten.“

„[... W]ahrscheinlich werden Sie – qua DFG! – in Übereinstimmung mit Herrn Rüttgers zu dem Ergebnis kommen, daß die Linguistik – wie in den USA – ‘kundenorientierter’ arbeiten muß, sprich: für die Wirtschaftsunternehmen. Geht es Ihnen wirklich um die ‘Öffentlichkeit’?“

⁹ An dieser Stelle möchten wir uns bei allen Teilnehmern und Teilnehmerinnen für die nicht unbeträchtliche Mühe beim Beantworten der Fragen und für eine Fülle von Ermutigungen und teilweise sogar recht ausführlichen Anregungen bedanken. Letztere haben wir dankbar aufgenommen.

¹⁰ Vgl. Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag; am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.

Vgl. Jäger, Ludwig (1998): Linguistik und Öffentlichkeit – Aspekte eines schwierigen Verhältnisses. In diesem Band, S. 243–261.

Für Befragungen eher untypisch, zeichnet sich unsere Umfrage u. a. dadurch aus, daß Kollegen unsere Motive problematisieren (und uns z. T. nicht gerade ehrenwerte Intentionen unterstellen). Unsere Position zu dem Kern dieser Problematisierung: Ob die Linguistik für die Öffentlichkeit einen „Nutzen“ hat und worin dieser für wen bestehen mag, soll hier nicht weiter verfolgt werden. Jenseits des leicht korrumpierbaren Nutzenbegriffs (vgl. Hubig/Rahden 1978¹¹) ließe sich erwarten, daß Wissenschaften in demokratischen Gesellschaften ihren Erkenntnisgewinn auch als „Gewinn“ für die Gesellschaft darstellen können. Bereits jetzt scheint eine solche Forderung einen nicht unwesentlichen Einfluß auf den Wettbewerb zwischen konkurrierenden Disziplinen auszuüben.

2.1.2 Problematisierung von Fragen und Begriffen

Neben unseren Motiven für eine Umfrage wurden gelegentlich „unklare Fragestellungen“ moniert und die vorgängige Explikation zentraler Begriffe wie *Linguistik*, *Sprachwissenschaft*, *Öffentlichkeit* oder *nichtakademisches Publikum* gefordert. Mehr noch: Es wurde sogar verlangt, daß selbst Begriffe wie *Erkenntnisse*, *Aspekte*, *Bereiche* oder *Probleme* vorgängig zu explizieren seien. Dazu ein Beleg:

„Sie hätten erst klären müssen, ob für Sie Linguistik dasselbe ist wie Sprachwissenschaft, oder ob Sie darunter – eingeeengt – nur die sog. Moderne Linguistik verstehen?“

Allein schon aus praktischen Gründen lassen sich in einer Umfrage die genannten Begriffe nicht vorgängig erläutern. Viele hätten dies zudem als glatte Bevormundung aufgefaßt. Anhand von Definitionsvorschlägen, Kommentaren und Randbemerkungen läßt sich auch in unserer Umfrage belegen: Linguisten und Linguistinnen zeichnet aus, daß sie sich um die Bedeutung zentraler Begriffe streiten (müssen). Unsere Disziplin ist offensichtlich so weit von einem homogenen Verständnis ihrer selbst entfernt, daß selbst der Gebrauch grundlegender Termini wie „Linguistik“ umstritten ist. Eine dirigistische Festlegung von Begriffen wäre somit kontraproduktiv gewesen.

Dies führt zu einer nicht unwichtigen Feststellung zum Status der Umfrage: Die Angesprochenen stellen – sozusagen berufsbedingt – einerseits das Problematisieren der Fragen in den Vordergrund ihrer Antworten. Andererseits überrascht, daß auch die eigenen Antworten durch viele Kommentare vertieft und problematisiert werden. Anders gesagt: Neben Antworten zu unseren Fragen scheint es für unsere Zunft nicht untypisch zu sein, Umfragen durch die linguistische Lust zur Problematisierung und Kommentierung

¹¹ Hubig, Christoph/Rahden, Wolfert von (Hg.) (1978): Konsequenzen kritischer Wissenschaftstheorie. Berlin/New York.

von Fragen und eigenen Antworten in eine Art Dialog „umzufunktionieren“ und ihn damit erhebungstechnisch-statistisch zu unterlaufen.

2.1.3 Problematisierung der Stichprobe:

Wer gehört zu den Befragten?

Diese Reflexionslust haben wir versucht, bei der Festlegung unserer Stichprobe zu berücksichtigen. Konkret: Wer von unseren Kolleginnen und Kollegen ist eigentlich „Linguist“ bzw. „Linguistin“? Wen darf man dazu zählen? Was ist mit denjenigen, die Wert darauf legen, als „SprachwissenschaftlerInnen“ kategorisiert zu werden? Und wie alt bzw. wie arriviert müssen sie sein, um als solche durchgehen zu können?

Wir haben uns bei unserer Umfrage durch folgende Kriterien leiten lassen:

- Umfang: Der Adressatenkreis sollte möglichst groß sein.
- Praktikierbarkeit: Die Adressen sollten leicht zugänglich sein.
- Datenschutz: Die Adressen sollten frei verfügbar sein.

Statt uns auf das Problem „Wer ist ein Linguist/eine Linguistin“ einzulassen, haben wir uns gefragt: „Wer hat sich als Linguist bzw. als Linguistin gegenüber der Fachwelt ‘geoutet’?“ Diese Selbsttypisierung scheint uns – bei allen Verzerrungen, die Kategorisierungen mit sich bringen – am ehesten akzeptabel. Sie ist auch praktikabel: Auf der Grundlage von Wilfried Kürschners „Linguistenlexikon“ haben wir die uns vom Herausgeber dankenswerterweise zur Verfügung gestellte Adressenkartei als Grundlage der Stichprobe verwenden können. Aus der Aufnahme in das Linguistenlexikon leiten wir ab, daß die dort aufgeführten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich öffentlich als Linguistinnen bzw. Linguisten einstufen.¹²

Insgesamt hat der Fragebogen ca. 1.500 Kolleginnen und Kollegen erreicht; die Rücklaufquote liegt bei etwas über 17 Prozent (256 Antworten). Dies mag gering erscheinen. Im Vergleich zu Erfahrungswerten aus der empirischen Sozialforschung ist dies jedoch zumindest ein befriedigender Wert. Hinzu kommt, daß der Fragebogen von vielen zeitaufwendig bearbeitet worden ist. Andere Rückmeldungen – die uns zum Beispiel telefonisch erreichten – gaben den unseres Erachtens überschätzten Zeitaufwand als Grund dafür an, den Fragebogen nicht ausgefüllt zu haben.

Die Stichprobe: Sozialangaben

Die Herkunft unserer Adressenliste hat bestimmte Konsequenzen für die Struktur unserer Stichprobe: DER typische Teilnehmer unserer Befragung

¹² Ergänzend dazu haben wir größere linguistische Forschungsinstitute (IDS Mannheim, MPI Nijmegen, und das „Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft“ in Berlin) mit der Bitte angeschrieben, den Fragebogen „to whom it may concern“ zu verteilen.

ist männlich, Professor und älter als 50 Jahre. ProfessorInnen sind gegenüber sonstigen WissenschaftlerInnen (188 : 54), Linguisten gegenüber Linguistinnen (213 : 43) und KollegInnen jenseits der 50 gegenüber jüngeren KollegInnen (179 : 66) überrepräsentiert. Insgesamt repräsentieren die von uns Angesprochenen also eher die etablierte Linguistik als die gesamte Disziplin inklusive der jüngeren Generation von WissenschaftlerInnen.

2.2 Die Ergebnisse der Befragung

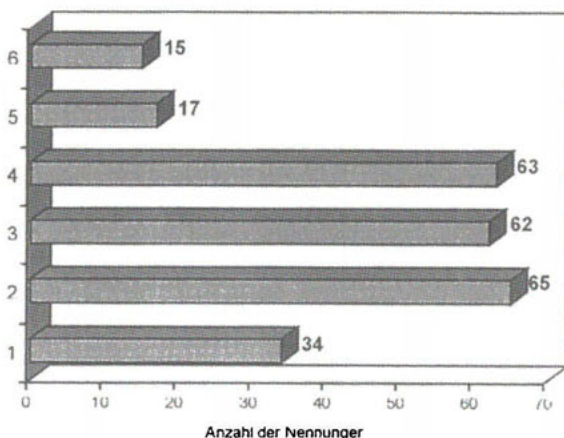
2.2.1 Linguistik und Öffentlichkeit

Der erste Teil der Befragung führt unter der Überschrift „Linguistik und Öffentlichkeit?“ in das Problem des Fragebogens ein. Frage (1) zielt darauf, wie die Linguisten das *Potential* der Linguistik, also ihre *potentielle Relevanz* für die Öffentlichkeit einschätzen. Vor diesem Hintergrund geht es mit Frage (2) darum zu bestimmen, in welchem Umfang die Linguistik gemessen an ihrem Potential *tatsächlich* zur Kenntnis genommen zu werden scheint.

Nr. 1: Wie relevant ist die Linguistik Ihrer Meinung nach für die Öffentlichkeit? Bitte entscheiden Sie sich auf einer Skala von 1 (äußerst relevant) bis 5 (irrelevant)?

Wie aus dem Diagramm ersichtlich, sind etwa 40 % von der Wichtigkeit ihres Faches für die Öffentlichkeit überzeugt (1 + 2). Etwa ein Viertel kann sich nicht so recht entscheiden (3). Überraschend: Etwa ein Drittel hält die Linguistik für irrelevant bzw. für wenig relevant (4 + 5: 31 %) oder gibt keine Antwort darauf (6: 3 %).

Diagramm Frage 1

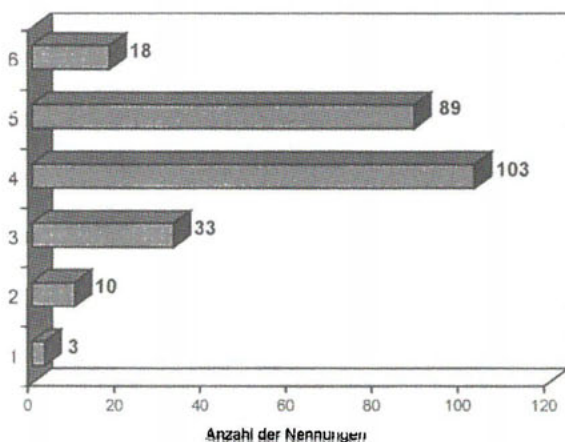


Mit der zweiten Frage wollten wir wissen, welche Rolle die Linguistik nun tatsächlich in der Öffentlichkeit spielt. Und dies natürlich aus der Perspektive unseres Faches:

Nr. 2: Wie wird die Linguistik im Verhältnis zu ihrer Öffentlichkeitsrelevanz durch die Öffentlichkeit wahrgenommen? Bitte entscheiden Sie sich auf einer Skala von 1 (überproportional) bis 5 (zu wenig).

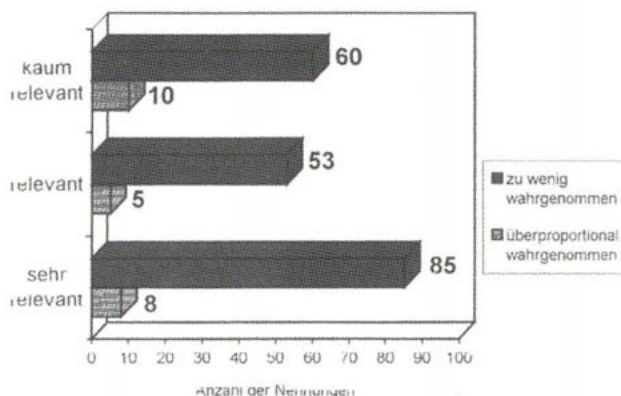
Tenor der Antworten: Die Linguistik findet – gemessen an ihrer potentiellen Relevanz – relativ wenig oder zu wenig Beachtung in der Öffentlichkeit.

Diagramm Frage 2



Ein interessantes Ergebnis zeigt sich, wenn man die Fragen (1) und (2) in Beziehung zueinander setzt: Faßt man die beiden Antworten zusammen, so zeigt sich übereinstimmend, daß die öffentliche Wahrnehmung der Linguistik *aus der Innenperspektive* überwiegend als zu gering eingeschätzt wird (vgl. das Diagramm zu Frage 1 + 2). Dies ist ins Verhältnis zu setzen zur großen Zahl der Antworten, die in Frage (1) die Öffentlichkeitsrelevanz mit „sehr relevant“ (insgesamt 93) bzw. mit „relevant“ (insgesamt 58) eingestuft haben. Selbst diejenigen, die die Bedeutung der Linguistik mit „kaum relevant“ bewerten, nämlich immerhin 60 Antwortende, glauben, daß relativ dazu die Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit zu gering ausfällt (vgl. oberes Balkenpaar).

Diagramm Fragen 1 + 2 (N=256)
Potentielle Relevanz vs. öffentliche Wahrnehmung



2.2.2 Linguistik in der Öffentlichkeit

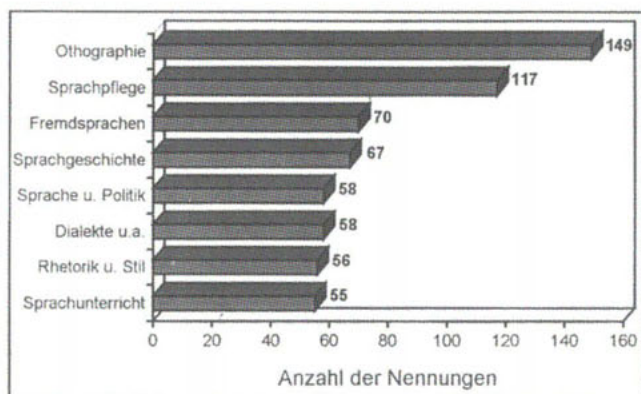
Hier geht es uns um Sprach- und Kommunikationsthemen, die in der Öffentlichkeit vorherrschen, und um die Verweise auf die Linguistik, die es dabei gibt oder geben könnte.

Nr. 3: Welche Themen und Probleme aus den Bereichen Sprache und Kommunikation spielen Ihrer Erfahrung nach für die Öffentlichkeit überhaupt eine Rolle?

Wie aus dem Diagramm zu Frage 3 zu ersehen ist, meinen die Linguistinnen und Linguisten, daß die Bereiche Orthographie und deren Reform (58%), Sprachpflege (45%), Fremdspracherwerb (27%) und Sprachgeschichte (26%) zentrale Sprachthemen in der öffentlichen Wahrnehmung bilden. Es folgen etwa gleichauf mit 22% bzw. 21% die Stichworte Sprache und Politik (z. B. Political Correctness, Ideologie), Dialekt und Varietäten, Rhetorik und Stilistik sowie Probleme des Sprachunterrichts. Dagegen spielen Themen wie Verständlichkeit von Texten, Grammatik, Sprache und Kultur sowie geschlechtsspezifische Sprache bzw. sprachliche Gleichbehandlung von Mann und Frau eher eine untergeordnete Rolle.

Die Frage (4) zielt nun auf die Wahrnehmung der Linguistik in diesen Diskursen ab. Es geht hier darum, ob nach Ansicht der Befragten im Rahmen dieser öffentlichen Sprachthematizierungen linguistische Erkenntnisse rezipiert und einbezogen werden. Wir fragten konkret:

Diagramm Frage 3
Sprachthemen in der Öffentlichkeit
 (N=256; Mehrfachnennungen möglich)



Nr. 4: Auf welche Erkenntnisse und Aspekte linguistischer Forschung wird dabei (s. Frage 3) Bezug genommen?

Knapp 50% äußern sich gar nicht zu diesem Thema bzw. formulieren explizit, daß es keine Bezugnahmen auf die Linguistik gebe (19%):

„Es ist, als wenn zu medizinischen Fragen in den Medien nur Geisterheiler, Schamanen, Medizinmänner u. ä. zu Wort kämen.“

Generell zeigt sich, daß nur wenige konkrete Beispiele, eher schon Bereiche der Linguistik in allgemeiner Form genannt werden. Dabei wird noch am häufigsten auf die Angewandte Sprachwissenschaft sowie die Sozio- bzw. Varietätenlinguistik verwiesen, Grammatik und Sprachgeschichte folgen.

Besonders interessant ist an dieser Stelle aber die große Anzahl mehr oder weniger ausführlicher Kommentare und weiterführender Gedanken, zu denen diese Frage in ganz besonderem Maße Anlaß gegeben hat. Etwa die Hälfte der Teilnehmer äußert sich in irgendeiner Form über das Rezeptionsverhältnis zwischen Linguistik und Öffentlichkeit, hinsichtlich möglicher Bezüge, Rezeptionsblockaden und deren Gründe:

- Die „Optimisten“ unter den Kommentatoren geben an, daß es zu jedem öffentlichen Sprachthema auch Bezüge zu entsprechender linguistischer Forschung gebe.

- Ein wiederkehrendes Motiv ist das, was man „Rezipientenschelte“ nennen könnte. Die „Skeptiker“ verweisen u. a. darauf, daß linguistische Erkenntnisse, wenn sie denn aufgegriffen werden, systematisch verzerrt und entstellt durch die Medien, die Laien oder die Populärwissenschaft wiedergegeben werden.

Hier zwei typische Kommentare der Skeptiker:

„[... M]oderne Linguistik gilt nicht gerade als genießbar. In den Medien wird nur wahrgenommen, was reißerisch ist [...]"

„Meistens auf veraltete Vorlieben und schlechte wissenschaftliche Ausbildung der Journalisten ist es zurückzuführen, daß viele Themen nur verzerrt in der Öffentlichkeit erscheinen.“

Andere merken an, daß Sprach- und Kommunikationsthemen in der Öffentlichkeit eher mit Rückgriff auf das Sprachgefühl und die Intuition behandelt werden als gestützt auf das Expertenwissen von Sprachwissenschaftlern:

„[Es] wird überhaupt nicht auf linguistische Forschung, sondern auf die angenommene Kollektivität des ‘gesunden Sprachempfindens’ oder auf die elitäre Individualität des eigenen Sprachgefühls zurückgegriffen.“

„Bezug genommen wird wohl nicht auf Erkenntnisse und Aspekte linguistischer Forschung. Man ist sprachinteressiert und bezieht sich auf seine vermeintliche Sprachkompetenz, die zum Teil auf die Schule zurückgeführt wird. ‘Wie man es gelernt hat’.“

Frage (5) führt den Gedanken der vorausgegangenen Fragen weiter. Hier geht es uns um linguistische Forschungsergebnisse, die in der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen werden, es aber gerade auch im Hinblick auf die unter 3. genannten Themen verdienten.

Nr. 5: Welche anderen Erkenntnisse und Aspekte linguistischer Forschung könnten aus Ihrer Sicht für die Öffentlichkeit außerdem interessant sein und z. B. zur Lösung der unter 3. genannten Probleme beitragen?

Aus der Fülle der genannten Bereiche stechen einige Antworten hervor. Daraus läßt sich folgende ‘Hitliste’ ableiten:

1. Pragmatik	14%
2. Sprachgeschichte	11%
3. Textlinguistik	10%
4. Soziolinguistik	9%
5. Varietäten	9%
6. Sprachkontakt	8%
7. Form und Funktion von Sprache	8%

In den Kommentaren zu dieser Frage fallen zwei ganz unterschiedliche Aspekte auf: Zum einen wird angemerkt, daß bislang unterschätzte Aspekte der Linguistik einer „Verkaufs“-Strategie“ bedürfen, um sie in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Ferner wird darauf verwiesen, daß „nicht alles für die Öffentlichkeit interessant sein dürfte, z. B. generative, formale etc. Grammatik“. Selbstkritisch wird vor einer „Überschätzung linguistischer Theoriebildung“ gewarnt. Andere bekennen sich im Hinblick auf die Rezeptionsbereitschaft der Öffentlichkeit als fatalistisch:

„Ich glaube nicht, daß die Öffentlichkeit bereit ist, linguistische Forschung zu rezipieren. Man ‘kennt’ ja seine Sprache und hält alles andere für falsch oder überflüssig, ev. auch für putzig.“

Am Ende der zweiten Sektion der Befragung sprechen wir die Befragten persönlich an:

Nr. 6: Welche Ihrer eigenen Forschungsgegenstände könnten für welche Bereiche der Öffentlichkeit relevant sein?

Die Antworten schwanken zwischen den beiden Extremen: „eigentlich alle“ „eigentlich gar keine“. Wiederum scheint die allgemeine Tendenz interessanter als eine vergleichende Auflistung der einzelnen Reaktionen, deren Allgemeinheit die beiden Zitate ja bereits andeuten. Wir waren zudem überrascht darüber, daß nur relativ wenige ganz konkrete Forschungsgegenstände, Projekte oder Studien genannt und deren mögliche Umsetzungsversuche angedeutet wurden.

Mögliche Begründungen für diese Zurückhaltung lassen sich vielleicht an folgenden drei Statements ablesen:

„Da bin ich sehr skeptisch. Schon bei unseren eigenen Studierenden herrscht keine große Neigung, ihre eigene Sprachverwendung vorurteilsfrei zu analysieren.“

„Die Kollegen sind zum größten Teil dagegen, weil sie es selbst nicht können.“

„Wer hier nicht bremst, wird zum Vortragsreisenden in Volkshochschulen.“

2.2.3 Linguistik für die Öffentlichkeit

Im 3. Teil des Fragebogens geht es um den Komplex „Linguistik für die Öffentlichkeit“. Gegenüber dem Vorangegangenen nehmen wir hier einen Perspektivwechsel vor. Dabei fragen wir nach den tatsächlich in die Tat umgesetzten Bemühungen von Linguistinnen und Linguisten, sich Sprachthemen der Öffentlichkeit zu widmen.

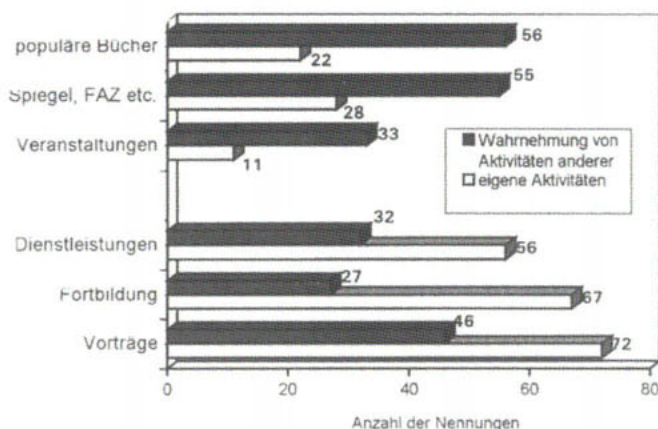
In einem ersten Schritt bitten wir um Auskunft darüber, welche öffentlichen Aktivitäten *anderer* LinguistInnen wahrgenommen werden. Anschließend erkundigen wir uns nach den eigenen, bereits in die Tat umgesetzten öffentlichen Aktivitäten der Teilnehmer.

Nr. 7: Welche Versuche von Fachkolleginnen und -kollegen kennen Sie, sich an ein nicht-akademisches Publikum zu wenden? Nennen Sie bitte möglichst Name und Anlaß.

Nr. 8: Haben Sie die Ergebnisse Ihrer linguistischen Arbeit bereits einmal in außerakademischen Tätigkeitsbereichen umsetzen können? Wenn ja, nennen Sie uns bitte Beispiele.

Die Ergebnisse sind nachfolgend im Diagramm zu den Fragen 7 + 8 abgebildet: Die x-Achse enthält eine Liste von Domänen öffentlicher Betätigung, etwa: Vorträge, Artikel in Magazinen und Tageszeitungen etc. Entlang der y-Achse wird die Anzahl der Nennungen pro Domäne in Form von Balkenpaaren repräsentiert. Dabei stellen die dunklen Balken dar, inwieweit die Aktivitäten anderer wahrgenommen wurden (Frage 7), während sich die hellen Balken auf die Selbstzuschreibungen von Aktivitäten beziehen.

Diagramm Fragen 7 + 8
(N=256; Mehrfachnennungen möglich)
Selbst- vs. Fremdwahrnehmung



Bei Kolleginnen und Kollegen werden im Vergleich zur Selbsteinschätzung häufiger populäre Publikationen, Artikel in überregionalen Medien und Veranstaltungen wahrgenommen, also Formen, die eine relativ *breite* Öffentlichkeit erreichen (vgl. oberer Teil des Diagramms). Diese spielen umgekehrt in der Selbstwahrnehmung nur eine untergeordnete Rolle. Dafür dominieren dort (im Selbstbild) eher Formen, die einen *eingeschränkten* Adressatenkreis erreichen (z. B. Beiträge für lokale Tageszeitungen, Vor-

träge an VHS und sogar Gutachten, vgl. unterer Teil des Diagramms). Diese 'verborgeneren' Formen der eigenen Öffentlichkeitsarbeit werden wiederum aus fremder Perspektive weniger deutlich wahrgenommen.

Wie immer man dieses merkwürdige Faktum erklären mag, es zeigt eine Art „Schere“ zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung im Hinblick auf die Öffentlichkeitsarbeit. Eine auffällige Ausnahme muß aber hervorgehoben werden: Fernseh- und Hörfunkauftritte wurden in der gleichen Größenordnung von jeweils etwa 50 Mal sowohl als Selbst- als auch als Fremdzuschreibung genannt.

Angeichts dieser formbestimmten „Nicht-Wahrnehmung“ großer Bereiche linguistischer Öffentlichkeitsarbeit mag es nicht verwundern, daß auch die breite Öffentlichkeit vom Wirken der Linguistik kaum Notiz nimmt. Daß dies von den Befragten als ein beklagenswerter Zustand empfunden wird, zeigen die Antworten – und sehr pointiert auch die Randbemerkungen – im zweiten Teil der Befragung.

Frage (9) zielt auf öffentliche Sprachthematizierungen, die von der Linguistik bisher noch nicht hinreichend aufgegriffen wurde. Es geht hier also um einen potentiellen Ideentransfer *von* der Öffentlichkeit *in* die linguistische Forschung.

Nr. 9: Glauben Sie, daß bestimmte Bereiche öffentlicher Sprachthematizierungen bisher noch nicht hinreichend in der Linguistik behandelt wurden? Wenn ja, bitte geben Sie Beispiele.

Aus einigen Randbemerkungen zu dieser Frage geht hervor, daß z. T. sehr konträre Auffassungen vertreten werden: Während einige meinen, es werde alles nur Denkbare thematisiert (und manche sogar glauben, man thematisiere zu viel), sind andere davon überzeugt, daß die Linguistik keine nennenswerten und überzeugenden Forschungsbeiträge liefern könne. Die Bereiche, die am häufigsten für die Behandlung in der Linguistik empfohlen werden, entsprechen auch in etwa den meistgenannten öffentlichen Sprachthemen (aus Frage 3). Hinzuweisen ist darauf, daß die scheinbar geringen Prozentzahlen mit der Fülle unterschiedlicher Angaben in Beziehung gesetzt werden müssen:

Sprache und Medien	8%
Sprachpflege	8%
Politik und Sprache	6%
Fremdsprachen	6%
Sprachgeschichte	5%
Rhetorik	4%

Überraschend sind an dieser Stelle Reaktionen, die weniger als Antworten auf die Frage zu interpretieren waren. Neben Empfehlungen wie „Linguisten müssen Sprachwahrnehmungen von Laien ernst nehmen“ und „Linguisten sollten Sprachglossen schreiben“ wurde einerseits Kritik an der Linguistik geübt:

„Woran es fehlt, sind brillante populärwissenschaftliche Darstellungen. Das Einfache, das schwer zu machen ist. Erziehung zu Sprachkultur ist nur mit Wissensvermittlung möglich, in einer Weise, die Laien Erkenntnisse bringt, auch emotional berührt.“

„Es geht wohl nicht so sehr um die fehlende Behandlung, sondern um fehlende Versuche, linguistische Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.“

Andererseits wird auch hier, nicht immer sehr differenziert, dafür aber unverhohlen Kritik an der Öffentlichkeit geübt:

„öffentliche Sprachthematisierung ist meistens Stuß“

„Sprache ist ungleich weniger spektakulär, als ‘schwarze Löcher’ es sind“

„über Sprache glaubt jeder Bescheid zu wissen“

„nicht möglich, da es eigentlich keine öffentliche Sprachthematisierung gibt“

Auffällig ist, daß der von uns erwartete Perspektivwechsel, d. h., die Linguistik mit den Augen der Öffentlichkeit zu betrachten, offenkundig nicht immer vollzogen wird. So präsentieren nicht wenige der Befragten linguistische Forschungsgegenstände, die für die Öffentlichkeit interessant sein könnten. Gefragt waren aber jene Gegenstände, die die Öffentlichkeit womöglich diskutiert, die aber in der Linguistik noch nicht hinreichend behandelt werden.

Die auf die Frage (9) aufbauende Folgefrage (10) wird entsprechend weniger häufig beantwortet bzw. ist z. T. ähnlichen Mißverständnissen unterworfen.

Nr. 10: Welche Gründe gibt es Ihrer Meinung nach für die Ausblendung dieser Themen (s. Frage 9) aus der linguistischen Forschung?

Es lassen sich zwei Typen von Reaktionen unterscheiden: Diejenigen, die aus der erfragten linguistischen Perspektive antworten, und jene, die aus Sicht der Öffentlichkeit antworten:

„Es gibt zu wenig Möglichkeiten, in die Öffentlichkeit zu gehen“

„Man kann nur Themen aufgreifen, die sich mit wissenschaftlichen Methoden bearbeiten lassen“

„kein Bewußtsein, daß es die Linguistik überhaupt gibt“

„alle fühlen sich sprachlich kompetent, besonders bei guter Deutschnote in der Schulzeit“

„Scheu vor linguistischen Untersuchungen“
 „statt Themen und Probleme der Linguistik anzupassen, sollte es umgekehrt sein, d. h. Methoden ändern oder Forschung vergessen“
 „Linguistik selber dran schuld“
 „kein Anlaß, Forschungen auf das abzustellen, was Öffentlichkeit für wesentlich hält, aber danach forschen, wieso nur bestimmte Bereiche für die Öffentlichkeit interessant sind“

Versucht man aus der Vielzahl disparater Antworten Gründe für den fehlenden Thementransfer „Öffentlichkeit in die linguistische Forschung“ zu bündeln, so wird folgendes für die Ausblendung öffentlich interessierender Fragen aus der linguistischen Forschung noch am häufigsten genannt:

1. Die Linguistik ist realitäts- und praxisfern.
2. Linguistik und Öffentlichkeit sind aneinander nicht interessiert.
3. Die Linguistik ist zu theoretisch.
4. Die Linguistik ist schwer verständlich.
5. Die Linguistik zeigt mangelnde Kooperationsbereitschaft mit anderen inner- oder außeruniversitären Bereichen.
6. Öffentlichkeitsarbeit schadet dem wissenschaftlichen Image.
7. Die Linguistik kann einen populärwissenschaftlichen und didaktischen Transfer nicht leisten.

2.2.4 Linguistik und Öffentlichkeit – Ein Ausblick

Im letzten Teil geht es um Konsequenzen für die Linguistik. Tenor der Antworten, Kommentare und Randbemerkungen: Die mangelnde Präsenz der Linguistik in der Öffentlichkeit wird überwiegend bedauert bzw. frustriert zur Kenntnis genommen!

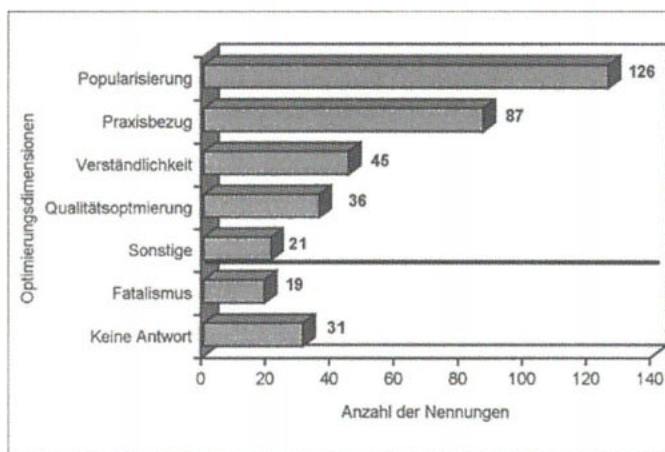
Angesichts dieses Befunds sollte man erwarten, daß die folgende Frage (11) auf große Resonanz trifft:

Nr. 11: Was wäre Ihrer Meinung nach notwendig, um die Linguistik öffentlichkeitswirksamer darzustellen und den Transfer linguistischer Erkenntnisse in verschiedene Bereiche der Öffentlichkeit zu fördern?

Die Antworten auf diese Frage zeichnen sich durch sehr einheitliche Vorstellungen ab, so daß sich die Vorschläge zur Optimierung der öffentlichen Darstellung und des Wissenstransfers zum ganz überwiegenden Teil unter folgende Schlüsselwörter subsumieren lassen: „Popularisierung“, „Verständlichkeit“, „Praxisnähe“ und „Qualitätsoptimierung“.

Das Diagramm zeigt die genannten „Optimierungsdimensionen“ auf der x-Achse und die Anzahl der Nennungen auf der y-Achse.

Diagramm Frage 11
Optimierungsmöglichkeiten
 (N=256; Mehrfachnennungen möglich)



Unter dem Stichwort „Popularisierung“ haben wir Vorschläge etwa folgender Art zusammengefaßt:

„Die Linguistik muß selbst in die Öffentlichkeit gehen.“

„[Wir brauchen] eigene populärwissenschaftliche Zeitschriftenreihen, Buchreihen, TV-Sendungen (Massenmedienpräsenz!).“

Linguistische Forschungsergebnisse sollen also in „benutzerfreundlicher“ Weise und in allgemein zugänglichen Medien dargestellt werden. Rundfunk und Fernsehen (das Internet noch kaum) werden hier ebenso genannt wie populärwissenschaftliche Zeitschriften und öffentliche Vorträge. Linguistik soll auch offensiv für ihre Leistungen werben.

Unter das Thema „Praxisnähe und gesellschaftliche Relevanz“ lassen sich z. B. diese Beiträge subsumieren:

„Das Negativ-Image der Linguistik müsste durch Aufzeigen interessanter Anwendungsbezüge beseitigt werden.“

„[Wir brauchen] mehr Praxisorientierung bei der Vergabe von Forschungsprojekten.“

Die Linguistik kann Anwendungsfelder dadurch erschließen und ausbauen, daß Forschungsvorhaben praktische Bedürfnisse aus Schule, Wirtschaft, und Verwaltung aufgreifen.

Im Zusammenhang mit der Forderung nach mehr „Verständlichkeit“ wünschen sich die Kolleginnen und Kollegen u. a. „eine verständlichere Sprache der Linguisten!“ und „gänzlichen Verzicht auf Insider-Fachjargon“. Die Sprache, in der Forschungsergebnisse präsentiert und Debatten geführt werden, soll möglichst frei sein von Jargon, Fachchinesisch, geschraubten und mit Fußnoten gespickten Formulierungen.

Das Stichwort „Qualitäts- und Optimisationsoptimierung“ vereint Ideen unterschiedlichster Art, die auf die Verbesserung von Forschung, Organisation des Fachs und Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen zielen. So fordern manche KollegInnen beispielsweise eine „stärkere deskriptive Orientierung auf das Deutsche und seine Varietäten“ oder eine „Erhöhung der interdisziplinären Anstrengungen“.

Neben diesen vier Schwerpunkten spielen andere mögliche Optimierungsdimensionen eine untergeordnete Rolle. Bemerkenswert am Rande ist vielleicht die Gruppe der „Fatalisten“ (siehe Diagramm zu Frage 11), die mit Bemerkungen wie „keine Chance!“ das Unternehmen der Vermittlung grundsätzlich in Zweifel ziehen.

Als Ausgangspunkt für eine innerlinguistische Debatte um das Thema „Linguistik in der Öffentlichkeit“ scheint ferner bemerkenswert zu sein, daß ein großer Anteil der Linguistinnen und Linguisten *selbst* diese aus der forschungspolitischen Diskussion durchaus bekannten Forderungen nach Popularisierung, Verständlichkeit, Anwendungsnähe und Qualitätssteigerung erhebt.

Man könnte nun einwenden, daß die 256 Rückläufe mit jenen Kolleginnen und Kollegen identisch seien, deren Forschungsgebiet mit dem Thema „Linguistik in der Öffentlichkeit“ in direkter Verbindung steht. Dies scheint aber nicht zuzutreffen, wie man aus den breit gestreuten Antworten zur Frage (12) erkennt, die auf die Selbstverortung der Befragten zielt.

Nr. 12: Welche linguistischen Erkenntnisse sind für Sie persönlich die bedeutendsten in den letzten Jahrzehnten?

Wir erhielten Antworten, die sich irgendwo zwischen „die fast vollständige Überwindung der Chomskyschen Position“ und „Oh, Chomsky!“ liegen. Einige wenige Schlagwörter seien hier zur Illustration genannt: „kulturanalytische Sprachwissenschaft“, „Dialogforschung“, „Unifikationsgrammatiken“, „Suprasegmentale Phonologie“, „KI“, „kognitive Linguistik“, „empirische Universalienforschung“. Was sich wie ein Katalog linguistischer Spezialinteressen und bei manchen auch wie ein Katalog linguistischer Eitelkeiten lesen mag, ist für uns ein Indikator für die Breite der theoretischen Selbstverortung von Kolleginnen und Kollegen, die in unserer Stichprobe vertreten sind.

3. Linguistik *in die* Öffentlichkeit!

Die Fragebögen bieten noch weitere interessante Ansatzpunkte für eine detailliertere Auswertung. Gleichwohl lassen sich erste Befunde zusammenfassen. Linguistik in der Öffentlichkeit? Ist das überhaupt ein Thema für Linguistinnen und Linguisten? Nach Begutachtung der 256 Fragebögen läßt sich feststellen:

1. Ja, es ist ein Thema, offenbar sogar ein neuralgisches Thema. Das zeigen nicht nur die Antworten, sondern beinahe drastischer noch die zum Teil emotionalen Kommentare, Vorschläge, Unterstellungen, die – im Wortsinne – weit über den Rahmen des Fragebogens hinausgehen.
2. Es wird überwiegend ein starkes Mißverhältnis zwischen den Möglichkeiten der Linguistik einerseits und ihrer tatsächlichen Wahrnehmung in der Öffentlichkeit andererseits empfunden.
3. Es gibt ferner eine „Wahrnehmungs-Schere“ zwischen der Zuschreibung der eigenen öffentlichen Wirksamkeit und einer Öffentlichkeitswirksamkeit von Kolleginnen und Kollegen.
4. Linguistinnen und Linguisten scheinen sich in einer nicht zu vernachlässigenden Anzahl kaum von eigenen Standpunkten lösen und ihre Disziplin mit den Augen externer Betrachter beurteilen zu wollen oder zu können. Ausdruck dafür ist die oft unverhohlene Kritik an Laien und deren Umgang mit Problemen der Sprachthematisierung als auch die Kritik an konkurrierenden Strömungen der eigenen Zunft.
5. Das bedeutet nicht, daß LinguistInnen nicht auch selbst Kritik an der eigenen Zunft üben: Auf die Frage, was den Transfer von Forschungsergebnissen behindert und in welcher Weise hier Abhilfe zu schaffen ist, werden in 3/4 aller Antworten Forderungen nach „Popularisierung“, mehr „Verständlichkeit“ oder stärkerem „Praxisbezug“ erhoben.
6. Trotz zahlreicher Kommentare gibt es keine Erklärungsversuche dafür, warum die Öffentlichkeit anderes an Sprache und Kommunikation interessiert und thematisiert als die Linguistik.
7. Unsere Umfragebögen zeigen eine verwirrende Fülle von oft diametral entgegengesetzten Einschätzungen über Gegenstand, Methoden oder wichtige Ergebnisse der Linguistik. Eine „normale Wissenschaft“ sensu Kuhn scheint es nicht zu geben. Mangelnde Kanonisierung der Linguistik könnte daher ein wichtiger Nebeneffekt für das Fehlen von verständlichen und populären Gesamtdarstellungen sein.
8. Selbstmissionierung der eigenen Zunft rangiert daher bei vielen vor einer intensiven Öffentlichkeitsarbeit.

Insgesamt belegt die erste Auswertung der Befragung:

- Die Antworten sind insgesamt so disparat wie wohl die Sicht der Linguistinnen und Linguisten auf ihr Fach.
- Selbst diejenigen, die geantwortet haben, scheinen nicht frei von Unsicherheiten und Verunsicherungen zu sein. Dies betrifft offenkundig sowohl das Selbstbild als auch das Fremdbild der Öffentlichkeit von unserer Wissenschaft.
- Es ist aber auch unverkennbar, daß es einen starken, wenn auch diffus geäußerten Wunsch gibt, in einen – wie auch immer gearteten – Dialog mit der Öffentlichkeit zu treten. Dahinter verbirgt sich die Erkenntnis, daß Forschungstransfer in geeigneter Form unerlässlich für das Fach ist.
- Weithin offen bleibt in den Antworten, wie dies jenseits von „Andienung“ an die Erwartungen der Öffentlichkeit einerseits und fachwissenschaftlicher Arroganz andererseits konkret geschehen kann.

PETER EISENBERG

Für wen schreiben wir Grammatiken?

Abstract

Einzel sprachliche wissenschaftliche Grammatiken – nur von ihnen ist die Rede – haben eine ganze Reihe von Anwendungen außerhalb von universitärer Lehre und Forschung, die sich in ihrem Adressatenbezug niederschlagen sollten. Der folgende Beitrag möchte die Aufmerksamkeit auf solche Anwendungen richten, die das Verhältnis von Sprache, Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit betreffen. An einschlägigen Beispielen wird vorgeführt, welche Art von grammatischem Wissen für welche dieser Anwendungen von Interesse sein kann. Das Plädoyer für einen Rückgriff auf grammatisches Wissen ist auch ein Plädoyer für eine bestimmte Art von Grammatik, wir nennen sie die 'funktionale'. Wir schreiben an ihr, indem wir Lösungen für außerhalb der Grammatikforschung auftretende Probleme anbieten.

1.

Das Tagungsthema verlangt, daß etwas über das Interesse der Öffentlichkeit an Grammatiken gesagt wird. Das Interesse besteht oder sollte bestehen, wo grammatisches Wissen etwas zur Lösung von 'Sprachproblemen' beiträgt, die die Öffentlichkeit als solche wahrnimmt. Ganz vorn rangieren da nach wie vor Orthographie und Sprachbewertung. Wir stellen sie ins Zentrum unserer Antwort. Grammatiken schreiben wir für diejenigen, die sich an öffentlichen Debatten über Orthographie und Sprachbewertung beteiligen.

Ein so gesetzter Fokus berührt das Verhältnis von Sprachwissenschaft und öffentlichem Sprachdiskurs an einem wichtigen, empfindlichen, ja neuralgischen Punkt, aber er blendet auch vieles aus. Allgemeiner würde man etwa antworten: Wir schreiben Grammatiken für diejenigen, die sich professionell mit der Vermittlung von Sprache, mit der Beschreibung von Sprache und mit der Herstellung von Sprachprodukten wie Wörterbüchern, Ratgebern, Schulbüchern und Werkzeugen zur automatischen Sprachbearbeitung befassen.

Einiges davon kommt immerhin zur Sprache. So spielt der Orthographieerwerb, das Schreiben- und auch das Lesenlernen, in der öffentlichen Wahrnehmung eine bedeutende Rolle. Für den schulischen Beitrag zum Erwerb des Deutschen insgesamt gilt das schon nicht mehr im selben Um-

fang. Welche Bedeutung grammatischem Wissen dabei zukommt, interessiert eher die Fachleute.

Dasselbe ist festzustellen, wenn es um die Herstellung von Sprachprodukten geht. Grammatisches Wissen ist für die Lexikographie zunehmend von Bedeutung. Wörterbücher sollen systematisch Auskunft über den Gebrauch der erfaßten Einheiten geben und bedienen sich dazu ausgefeilter grammatischer Terminologien, einer grammatisch fundierten Anordnung der Beispiele und immer häufiger einer Spezifizierung von Gebrauchsbedingungen über grammatische Konstruktionen. Wie grammatisches Wissen effektiv und benutzerfreundlich in Wörterbücher einzubringen ist, gehört zu den Leitfragen moderner Lexikographie. Der Wörterbuchbenutzer thematisiert das im allgemeinen nicht.

Werkzeuge zur automatischen Sprachbearbeitung wie Korrektur-, Satz- und Trennprogramme, wie Systeme zur Konvertierung gesprochener Texte in geschriebene, wie automatische Lesegeräte, Übersetzungshilfen usw. verdanken ihr in den vergangenen Jahren eindrucksvoll gesteigertes Leistungsvermögen nur in begrenztem Umfang einer besseren grammatischen Fundierung. Unkontrovers dürfte aber sein, daß bei sonst gleichen Bedingungen das verfügbare grammatische Wissen mitentscheidend für die Leistungsfähigkeit ist. Die Geschichte der automatischen Sprachbearbeitung kann geradezu als eine Geschichte der wachsenden Einsicht in diesen Tatbestand gelesen werden. Macht man wirklich ernst mit der Flexibilität solcher Systeme, ist die umfassende grammatische Beschreibung der verwendeten Sprache eine der Voraussetzungen. Wenn überhaupt, verfügen wir gegenwärtig über *eine* Grammatik, die auf *einer* der Beschreibungsebenen so etwas wie umfassend ist. Die Grammatik der deutschen Sprache (Zifonun u. a. 1997) darf dieses Prädikat für die Syntax und Satzsemantik in Anspruch nehmen.

Noch manches andere kann illustrieren, zu welchem Ende wir Grammatiken schreiben. Ans Licht einer größeren Öffentlichkeit kommen wir mit all dem nicht, jedenfalls nicht direkt. Wer liest überhaupt Grammatiken, für wen schreiben wir sie tatsächlich?

So weit ich sehe, stellen die Studierenden der philologischen und angrenzender Fächer mit weitem Abstand die größte Gruppe von Grammatiklesern dar. So gut wie jede wissenschaftliche Grammatik der jüngeren Vergangenheit, die nicht für Studenten geschrieben ist, hat sich um einen entscheidenden Teil ihrer Wirkung gebracht. Wer den Sprachfreund, jeden an Sprache Interessierten, den Liebhaber des Deutschen usw. zum Hauptadressaten macht, schreibt in den Nebel. Nur was Studenten lesen, lesen auch andere und fast nur durch die Studenten kann eine Grammatik ihre Wirkung über die Universität hinaus entfalten. Alles andere sind besondere Glücksfälle.

Der mögliche grammatische Beitrag zum öffentlichen Sprachdiskurs

läßt sich am einfachsten konkret machen, indem man ihn exemplarisch vorführt. Das mag manchen irritieren, weil Grammatik machen ja nicht dasselbe ist wie über Grammatik reden. Ich bin allerdings der Auffassung, daß man – umgekehrt – mit Reden über Grammatik nicht weit kommt, wenn nicht präsent bleibt, wovon genau die Rede ist. So werde ich die folgenden Beispielanalysen jeweils auf einen Kern beschränken, dem gerade noch zu entnehmen ist, was die Analyse zeigen soll. Und ich werde mich bemühen, den jeweiligen Adressaten deutlich zu nennen. Ihn wünschen wir uns ja als Leser.

Die Beispiele sind wie sie präsentiert werden oder in anderer Form schon irgendwann in meiner grammatischen Arbeit vorgekommen. Sie sind nicht neu, es geht um eine Demonstration und nicht um neue Ergebnisse. Abschnitt 2 thematisiert den Zusammenhang von Grammatik und Orthographie, Abschnitt 3 die Fremdwortfrage und Abschnitt 4 schließlich die Evaluierung syntaktischer Normen. Als Hinweise für den interessierten Leser wird einige wichtige Literatur genannt.

2.

Grammatisches Wissen ist von Nutzen für das Schreibenlernen. Zwar wird im Praxisjargon der Schule, in Lehrplänen, Sprachbüchern wie im alltäglichen Reden über Sprache häufig noch zwischen Orthographie und Grammatik (folglich auch zwischen Orthographie- und Grammatikfehlern) unterschieden. Damit stellt man im allgemeinen nicht in Abrede, daß Orthographie etwas mit Grammatik zu tun habe. So gehört zur Schulgrammatik die Wortartenlehre. An ihr hängt unmittelbar die Großschreibung der Substantive, dazu die Getrennt- und Zusammenschreibung in Fällen wie *Klavier spielen* vs. *kopfrechnen* oder *grün streichen* vs. *krankschreiben*. Auch das Stammprinzip, die Basis der morphologischen Schreibungen, bezieht sich mit der Flexions- und Wortbildungsmorphologie auf einen etablierten Bereich der Schulgrammatik. Wie angesichts dieser und vieler weiterer direkter Bezüge (*daß/das*, Zeichensetzung) Orthographiefehler von Grammatikfehlern abzugrenzen sind, bleibt ein Geheimnis der Praktiker.

Mit der Behauptung, grammatisches Wissen sei nützlich für das Schreibenlernen, wird die Orthographie nun insgesamt zu einem Teil der Grammatik erklärt. Das entspricht durchaus einer in unserer Grammatiktradition verbreiteten Auffassung. Viele der großen Grammatiken des 19. Jahrhunderts enthielten eine Orthographie. In den neueren ist sie allerdings eine Rarität. Warum also sollte die Orthographie als Ganze in die Grammatik zurückgeholt werden?

Angelpunkt ist, daß die neuere Schriftlichkeitsforschung einem Orthographiebegriff zu Leibe rückt, der unsere Buchstabenschreibung im wesentlichen als lautbezogen ansieht. Er gründet die Wortschreibungen auf

Laut-Buchstaben-Beziehungen. Ganz üblich war es etwa, die „Schreibung der Laute ... nach dem phonographischen und morphologischen Prinzip“ zu spezifizieren (hier: Menzel 1978, S. 18 f.). Das ist in sich zumindest schwer verständlich und führt notwendig zu inkonsistenten Regelformulierungen. Umso bedauerlicher ist, daß auch die Neuregelung von 1996 den gesamten Bereich der Buchstabenschreibung unter die Überschrift „Laut-Buchstaben-Zuordnungen“ zwingt (Deutsche Rechtschreibung 1996, S. 19 ff.).

Morphologische Schreibungen wie der Unterschied zwischen *Bäche* und *Becher* in der Schreibung des Stammvokals [e] sind grammatisch nicht als Laut-Buchstaben-Beziehungen zu fassen, sondern über die Schreibung von Umlaut als morphologisches Mittel. Das ist das Eine. Das Zweite ist die Frage, was *Stammkonstanz* heißen soll. Was wird konstant gehalten? Klar war seit langem, daß die Basis der Konstantenschreibungen nicht phonographischer Natur ist. Als überzeugende Lösung hat sich der Ansatz einer silbenschriftlichen Komponente erwiesen. Das silbenschriftliche Element unserer Orthographie bewirkt insbesondere die Markierung von Dehnung und Schärfung (Maas 1992, S. 278 ff.; Duden 1998, S. 63 ff.).

Silbenstrukturelle Kodierungen erweisen sich als das Missing link zwischen phonographischen und morphologischen Schreibungen. Sie zeigen, daß morphologische Schreibungen ihrerseits grammatisch fundiert sind, daß die Regeln zur Silbentrennung eine grammatische Basis haben und manche für willkürlich gehaltene Züge unserer Orthographie in Wahrheit höchst systematisch sind. Und schließlich hat die Isolierung des silbenstrukturellen Anteils einen erheblichen Einfluß auf das Verständnis der historischen Entwicklung und des Erwerbs sowie die Möglichkeiten einer Therapie von Schreib- und Lesestörungen gehabt (Scheerer-Neumann 1996; Meisenburg 1998; Günther 1998, 1999). Betrachten wir ein typisches Beispiel für diesen Teil der orthographischen Grammatik einschließlich einer möglichen Bedeutung für das Schreibenlernen.

Ein innerhalb des Kernwortschatzes des Deutschen verbreiteter, in bestimmten Bereichen sogar dominanter Typ von Wortform ist der Zweisilber aus betonter und unbetonter Silbe. Dabei ist die zweite eine Reduktionssilbe, d. h. eine Silbe mit dem nichtbetonbaren Vokal Schwa [ə]. Unter diesen trochäischen Wortformen lassen sich als wichtigste Grundtypen wiederum zwei Klassen unterscheiden, nämlich die mit betontem, gespanntem Langvokal und die mit betontem, ungespanntem Kurzvokal. Ein derartiges Minimalpaar hat etwa die geschriebenen Formen *Robe* – *Robbe*, *Ofen* – *offen*, *Schote* – *Schotte*. Wir betrachten weiter ausschließlich geschriebene Formen der ersten Klasse, also solche, deren Stammvokal im Gesprochenen lang und gespannt ist. Sie weisen im Geschriebenen typischerweise genau ein Konsonantgraphem zwischen den beiden Vokalgraphemen auf (1a).

- (1) a. *Mie-te, Re-be, Grä-te, Ra-be, Ro-be, Hu-pe*
 b. *flie-hen, ge-hen, nä-hen, na-hen, dro-hen, mu-hen*
- (2) a. *Schie-ne, Ste-le, Mä-re, Na-me, Do-le, Kru-me*
 b. *ih-re, neh-men, zäh-men, fah-ren, woh-nen, suh-len*

1b zeigt, daß das auch gilt, wenn zwischen den Vokalen kein Konsonant auftritt. Das Geschriebene schiebt dann ein stummes *h* ein und der silbische Aufbau der geschriebenen Form bleibt derselbe. Für das Lesen ergibt sich als Grundregel: Bei genau einem Konsonantgraphem zwischen den Vokalgraphemen wird der vorausgehende Vokalbuchstabe lang und gespannt gelesen.

Dieser einfache Zusammenhang ist systematisch dann außer Kraft gesetzt, wenn der einzige Konsonant ein Sonorant ist. Das führt zu der bekannten Regel, daß vor *r, l, n* und *m* ein Dehnungs-*h* stehen kann. Das ist silbenstrukturell gut motiviert, denn ein *r* (*ger-ne*), *l* (*Pal-me*), *n* (*Kan-te*) oder *m* (*Am-pel*) steht besonders häufig vor einem weiteren Konsonantbuchstaben und damit nach einem Vokalgraphem, das kurz zu lesen ist. Die Markierung des vorausgehenden Vokals als lang und gespannt, die das Dehnungs-*h* leistet, ist strukturell nicht erforderlich, aber sie ist funktional.

Ärgerlicherweise steht das Dehnungs-*h* nun aber nur in etwa der Hälfte aller Fälle, in denen es stehen könnte (2a vs. b). Das wird immer wieder einmal als Beispiel für die Willkürlichkeit unserer Orthographie ins Feld geführt. Aber es gibt hier interessante Subregularitäten, die zeigen, wie sich die Schriftsystematik in einem solchen Grenzfall konstituiert.

Einen der relevanten Gesichtspunkte erfaßt man mit dem Vergleich einer größeren Zahl von nominalen und verbalen Stämmen. Das Dehnungs-*h* erscheint signifikant häufiger in unabgeleiteten Verbstämmen als in nominalen. Einige Beispiele dazu in 3a, b. Die Stämme in 3b sind (zumindest synchron) von substantivischen oder adjektivischen abgeleitet, die in 3a nicht.

- (3) a. *fahren, lehren, kehren, zehren, prahlen, fehlen, stehlen, johlen, fühlen, wühlen, nehmen, mahnen, gähnen, sehen, wohnen*
- b. *garen, scharen, scheren, quälen, schälen, ölen, spulen, bequemen, grämen, schämen, strömen, planen, tränen*

Der Grund für diese auf den ersten Blick rätselhafte Verteilung des Dehnungs-*h* ist, daß das Verb verschiedene phonotaktisch schwere Flexionsuffixe hat. Dazu gehören insbesondere das *t* und *st* als Personalsuffixe sowie das *t* als Präteritalsuffix der schwachen Verben (Maas 1992). Ihr Syllabierungsverhalten führt dazu, daß die Gespanntheit des Stammvokals aus der Graphemfolge allein nicht mehr zu ermitteln ist. Das hat eine Reihe interessanter Folgen, von denen wir hier wenigstens eine zeigen wollen.

(4) a. Prät	b. Präs	c. Prät
<i>ich malte</i>	<i>walte</i>	<i>mahlte</i>
<i>du maltest</i>	<i>waltest</i>	<i>mahltest</i>
<i>w/s malten</i>	<i>walten</i>	<i>mahlten</i>
<i>ihr maltet</i>	<i>waltet</i>	<i>mahltet</i>

Das Präteritum von *malen* sieht weitgehend – nämlich in allen Formen mit Ausnahme der 3. Ps Sg – so aus wie das Präs von *walten*, obwohl der Stammvokal beim ersten gespannt, beim zweiten ungespannt ist (4a,b). Wiedergewonnen wird der Unterschied durch das Dehnungs-*h* (4c). Aufs Ganze gesehen sind deshalb Schreibungen von Verbstämmen wie *malen*, *hören*, *holen* markiert und entsprechend selten, solche wie in 3a sind unmarkiert und entsprechend häufig. Die Verteilung des Dehnungs-*h* ist bezüglich ihrer notwendigen Bedingungen silbisch, darüber hinaus zumindest teilweise morphologisch motiviert.

Die silbenstrukturelle Distribution des Dehnungs-*h* ist in der für den Rechtschreibunterricht relevanten Literatur seit langem detailliert beschrieben (z. B. Roemheld 1955) und in der neueren Literatur didaktisch ausführlich reflektiert worden (Röber-Siekmeyer 1993; Hinney 1994, 1997). Zu fragen ist darüber hinaus, welche Fehler beim Dehnungs-*h* tatsächlich gemacht werden.

Unter den häufigeren Rechtschreibfehlern in der Statistik von Menzel 1985 beziehen sich etwa 5% der Fehlertokens auf das Dehnungs-*h*. Ungefähr die Hälfte der Fehlschreibungen hat ein *h* zu viel, der anderen Hälfte fehlt es. Unter diesen gibt es einige pronominale wie *im*, *inen* statt *ihm*, *ihnen*. Die übrigen sind vom Typ *belont*, *erzälte*, *färst*, *felt*, *nam* sowie *Lerer*, *Feler*, d. h. es handelt sich um Formen von Verben und deverbale Substantiven.

Falls sich dieser Befund erhärten läßt oder bereits erhärtet ist, sollte er natürlich auf das Ergebnis der grammatischen Analyse bezogen werden. Ganz unvorsichtig formuliert: wer Verbstämme mit *h* und Substantivstämme ohne *h* schreibt, endet mit viel weniger Fehlern als wenn er es umgekehrt macht oder wenn er die Dehnungs-*hs* statistisch verteilt.

3.

Zu den unerschöpflichen Themen öffentlichen Sprachinteresses gehört die Fremdwortfrage. Wir gehen ihr nach anhand der Grundaussagen eines Aufsatzes des Germanisten und Wissenschaftsjournalisten Dieter E. Zimmer (DIE ZEIT) aus dem Jahr 1997. Der Aufsatz mit dem Titel 'Neu-anglodeutsch' eröffnet ein Buch, in dem Zimmer eine Reihe von Entwicklungen bespricht, die er im gegenwärtigen Deutsch als Folge der Medienpraxis zu beobachten glaubt.

Zimmers Buch hat ein vernehmliches Echo außerhalb wie innerhalb der Sprachwissenschaft gehabt, und mancher möchte wissen, warum Bücher dieses Schlages zumindest in Deutschland nicht von der institutionalisierten Disziplin erwartet werden. Die Frage, warum das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit so weitgehend ein Nichtverhältnis ist, wäre sonst jedenfalls vom Tisch.

Es gibt eine Reihe weiterer Gründe, Zimmers Thesen zum Neuanglo-deutsch im Zusammenhang unserer Tagung und des gestellten Themas nachzugehen. Zimmer argumentiert differenziert anhand von sprachlichen Fakten weit jenseits sprachkritisch freischwebender Meinungsbekundung. Er ist sich der Gefahr des Beifalls von der falschen Seite bewußt, in die man sich mit Fremdwortkritik jedweder Art begibt „Dies ist also keine Polemik gegen Fremdwörter, vorgebracht im Namen irgendeiner Deutschtümelei“ (1997, S. 74). Und schließlich beziehen sich seine Aussagen nicht auf das Deutsche allein. Im entscheidenden Punkt wird es mit neun anderen europäischen Sprachen verglichen.

Angesichts all dessen wäre jeder Versuch verfehlt, der großen Linie des Kritikers mit Philologenepsilontik beizukommen. Es geht überhaupt nicht darum, jemandem oder einer bestimmten Auffassung beizukommen. Nur – Zimmer bewertet das Deutsche mit derartiger Härte, daß eine Nachfrage, die falsche Rücksicht nimmt, sinnlos wäre. Er schreibt (S. 70): „Deutsch hat seine Assimilationskraft weitgehend eingebüßt. Es ist kaum noch imstande, fremdsprachliche Wörter und Wendungen entweder zupackend und überzeugend zu übertragen oder sie wenigstens den inländischen Sprachgesetzen ein Stück weit anzupassen.“ Und: „Die zur Assimilation unfähige Sprache ist eine tote Sprache.“

Die Sprache mit hundert Millionen Sprechern und weltweit zwanzig Millionen Lernern wird selbst gar nicht mehr recht angesprochen. Eigentlich bekommt sie schon den Nachruf. Es ist von Pidginisierung die Rede; von Beschädigung; vom fehlenden Willen, das Deutsche an der deutschen Sprache zu erhalten. Und eines Tages werden wir, schreibt Zimmer, die Engländer, Franzosen, Polen, Finnen und Spanier um ihren Eigensinn beneiden. Sie alle erhalten ihre Sprache, wir dagegen lassen sie verkommen.

Eine gewisse Schwierigkeit im Umgang mit Zimmers Aussagen besteht darin, daß er im Verlauf seiner Arbeit auf manches zu sprechen kommt, das bei einem derart ultimativen Urteil jedenfalls bedacht werden müßte, es dann aber eben nicht bedenkt. Das gilt gerade für die grammatischen Eigenschaften von Wörtern, die genannt (S. 54 ff.), dann aber außer Acht gelassen werden. Wir halten uns deshalb eng an die jeweils behandelte Textpassage und beschränken uns auf einen kleinen Ausschnitt der angesprochenen Probleme.

Zunächst eine Bemerkung zu den Fakten. Den Kern der in Neuanglo-deutsch behandelten Fakten bilden hundert englische Wörter aus dem

Sachgebiet Computer. Sie werden verglichen mit äquivalenten Ausdrücken aus neun anderen europäischen Sprachen. Da dem Vergleich die geschriebene Form zugrunde liegt, sind ausschließlich Sprachen berücksichtigt, die das lateinische Alphabet verwenden.

Ausgezählt wurde u. a., wie viele der hundert Begriffe in jeder der neun Sprachen assimiliert sind. Das englische *compiler* beispielsweise gilt für das Polnische als assimiliert (*kompiler*), für das Schwedische nicht (*compiler*).

Das Ergebnis der Auszählung wird präsentiert in Prozent von assimilierten Ausdrücken. Je höher die Prozentzahl, desto größer also die Assimilationskraft der jeweiligen Sprache. Es ergibt sich die Rangfolge 5, in der das Deutsche die erwartete schlechte Stellung hat.

(5) Assimilierte Ausdrücke in Prozent

Dänisch	Deutsch	Italienisch	Niederländisch	Schwedisch	Spanisch	Polnisch
52	57	65	68	69	80	82
Französisch Finnisch						
86	93					

In der Rangfolge stehen links die germanischen, also dem Englischen genetisch eng verwandten, rechts die nichtgermanischen Sprachen. Einziger Ausreißer ist das Italienische, von dem man, gerade auch was die Orthographie betrifft, allgemein annimmt, es assimiliere Fremdwörter besonders konsequent. Warum das Italienische so schlecht abschneidet, wäre zu untersuchen.

Im übrigen zeigen die Zahlen etwas höchst Triviales. Zimmer erwähnt das für das Polnische und Finnische, es gilt aber allgemein. Der verwendete Begriff von Assimilation ist ungeeignet, wenn daraus ein Maß für den Abstand vom Englischen gewonnen werden soll. Assimilation bezieht sich in der vorgeführten Verwendung ja nicht darauf, ob ein Ausdruck an eine bestimmte Sprache angepaßt ist, sondern er meint den Unterschied zum Englischen. Es ist in Wahrheit nicht von Assimilation an die Bedingungen der Zielsprache, sondern von Dissimilation bezüglich des Englischen die Rede. Die Zahlen geben keinerlei These über Assimilation her. Welche eigenartige Forderung, vom Deutschen zu verlangen, es solle seine Lebendigkeit durch Abgrenzung von einem Verwandten erweisen. Lassen wir uns besser nicht dazu verführen, diesem Gedanken nachzugehen.

Etwas anderes kommt hinzu. Die meisten Wörter aus der Computersprache gehören zu den Fremdwörtern, die besonderen Dissimilationshemnissen ausgesetzt sind. Ein einmal etabliertes Form-Bedeutungs-Verhältnis verändert sich im Sinne einer Bewegung auf Spezifika einer Einzelsprache hin nur schwer. Es handelt sich bei der Mehrzahl dieser Wörter um typische Internationalismen, deren Bedeutung sich durch viel-

sprachig identischen Gebrauch etabliert (Zimmers Erwähnung S. 47 f.). Dadurch wird verhindert, daß ein Wort sich auf spezifische Weise in das Begriffsgefüge einer Einzelsprache integriert. Zumindest in einer Bedeutung bleibt es dem Internationalismus verhaftet. Zum Semantic drift als 'Schwerkraftbewegung' in Richtung Lexikalisierung, Idiomatisierung oder Metaphorisierung, die oft genug Hand in Hand geht mit Veränderungen auf der Formseite, kommt es nur in beschränktem Umfang. Welche Integrationskraft eine Sprache auf längere Sicht hat, ist dem Verhalten einer Gruppe von formal heterogenen, meist sehr jungen Internationalisten gerade am wenigsten zu entnehmen (dazu Beiträge in Braun, Peter u. a. Hg. 1990; Volmert, Johannes Hg. 1999).

Sehen wir uns trotz solcher Bedenken an, wie die Zahlen in 5 zustande kommen. Ausgezählt wurde, „wie viele dieser Begriffe mit einem oder mehreren Wörtern ausgedrückt werden, die in irgendeiner Weise an die Zielsprache angepaßt wurden: durch Lehnerschöpfung, durch Übersetzung oder durch auch nur minimale orthographische Angleichung an die eigenen Laut-Buchstaben-Beziehungen der Zielsprache.“ (1997, S. 104).

Leider werden die assimilierten Einheiten in der präsentierten Wortliste nicht ausgewiesen. Als assimiliert setze ich beispielsweise an *Prozessor* für CPU (für Zimmer vermutlich eine Lehnerschöpfung), *Laserdrucker* für *laser printer* (vermutlich eine Übersetzung) und *Makro* für *macro* (vermutlich eine orthographische Angleichung). Auch mit dem besten Willen ist es aber nicht gelungen, unter den hundert Ausdrücken die geforderten 43 nichtassimilierten zu finden.

Identifiziert wurden lediglich die 39 in 6. Das Deutsche würde ein wenig, aber nicht wesentlich besser abschneiden. Mit der geringeren Zahl sind wir jedenfalls auf der sicheren Seite. Denn letztlich interessiert natürlich, ob die Ausdrücke in 6 tatsächlich nichtassimiliert sind.

(6) Nichtassimilierte Ausdrücke

englisch	deutsch	englisch	deutsch
<i>benchmark</i>	<i>Benchmark</i>	<i>multimedia</i>	<i>Multimedia</i>
<i>browser</i>	<i>Browser</i>	<i>newsgroup</i>	<i>Newsgroup</i>
<i>bus</i>	<i>Bus</i>	<i>notebook</i>	<i>Notebook</i>
<i>CAD</i>	<i>CAD</i>	<i>OCR</i>	<i>OCR</i>
<i>chip</i>	<i>Chip</i>	<i>personal computer</i>	<i>Personal-computer</i>
<i>client</i>	<i>Client</i>	<i>play & play</i>	<i>Play and Play</i>
<i>compiler</i>	<i>Compiler</i>	<i>ROM</i>	<i>Rom</i>
<i>cyberspace</i>	<i>Cyberspace</i>	<i>scanner</i>	<i>Scanner</i>
<i>drag & drop</i>	<i>Drag and Drop</i>	<i>server</i>	<i>Server</i>
<i>DTP</i>	<i>DTP</i>	<i>setup</i>	<i>Setup</i>
<i>e-mail</i>	<i>E-mail</i>		

<i>to format</i>	<i>formatieren</i>	<i>software</i>	<i>Software</i>
<i>hardware</i>	<i>Hardware</i>	<i>spreadsheet</i>	<i>Spreadsheet</i>
<i>host</i>	<i>Host</i>	<i>streamer</i>	<i>Streamer</i>
<i>hotline</i>	<i>Hotline</i>	<i>task</i>	<i>Task</i>
<i>hyperlink</i>	<i>Hyperlink</i>	<i>task bar</i>	<i>Taskbar</i>
<i>to install</i>	<i>installieren</i>	<i>toner</i>	<i>Toner</i>
<i>joystick</i>	<i>Joystick</i>	<i>trackball</i>	<i>Trackball</i>
<i>mini tower</i>	<i>Minitower</i>	<i>to upgrade</i>	<i>upgraden</i>
<i>modem</i>	<i>Modem</i>	<i>workstation</i>	<i>Workstation</i>

Die Liste enthält Einheiten des Geschriebenen. Ob sie Merkmale einer Integration ins Deutsche aufweisen, kann jedoch nicht an der Schriftform allein entschieden werden. Da es um 'das Deutsche' geht, ist eine Beschränkung auf das Geschriebene selbstverständlich ausgeschlossen. Gibt man sie auf, werden ganz unangenehme Seiten des Integrationskonzepts deutlich. Die Mehrheit der deutschsprachigen Benutzer spricht die Formen so aus, daß sie vom Englischen (oder auch Amerikanischen) mühelos unterscheidbar bleiben. Integration findet statt, und je weiter sie geht, desto unbeholfener und hilfloser tritt uns das Sprechen entgegen. Das gilt für Anglizismen wie für Gallizismen. Es gilt viel weniger für Gräzismen und Latinismen, weil für sie längst eine allgemein akzeptierte Leseaussprache etabliert ist. Wieviel sie mit welchen Artikulationsmodi der alten Griechen und Römer zu tun hat, ist von eher marginalem Interesse. Bei Entlehnungen aus lebenden Sprachen, mit denen wir zudem in regem Kontakt stehen, ist das Integrationskonzept mit Vorsicht zu verwenden.

Bleiben wir beim Geschriebenen. Zimmer setzt als Kriterium für orthographische Assimilation eine Angleichung an die „eigenen Laut-Buchstaben-Beziehungen.“ Wieder sollen die Laut-Buchstaben-Beziehungen das Maß der Dinge für die Schrift sein. Warum? Gut untersucht ist, wie die europäischen Sprachen, die das lateinische Alphabet verwenden, trotzdem ihre 'orthographische Identität' sichern. Ein Blick auf das Schriftbild zeigt, ob wir es mit einem französischen, tschechischen oder spanischen Text zu tun haben (Harweg 1989). Zu den Eigenheiten des Deutschen gehört die Großschreibung der Substantive. Sie beruht auf einer einfachen, lebendigen, in der Grammatik des Deutschen verankerten Regularität. Anglizismen werden ihr gnadenlos unterworfen. Im Bereich der Substantivgroßschreibung erreicht das Deutsche einen Assimilationsgrad von 100%. Durch nichts ist gerechtfertigt, den Übergang *to click* – *klicken* als Assimilation zu werten, den Übergang *chip* – *Chip* aber nicht.

Ganz schwierig wird die Verteidigung von Zimmers Sicht angesichts des Wortbegriffs, den er verwendet. Verhandelt wird ja die Assimilation von Wörtern, wobei im Mittelpunkt Verben und Substantive stehen.

Drei Verben gelten als vollständig unassimiliert, nämlich *formatieren*, *installieren* und *upgraden*. Ein Verb als lexikalisches Wort besteht in einer flektierenden Sprache wie dem Deutschen aus der Menge von Flexionsformen mit der zugehörigen Wortbedeutung. Vergleichen wir die Formen von Verben wie *formatieren* und *installieren* mit denen von *to format* und *to install*, dann stellt sich heraus, daß keine einzige Form des Deutschen mit der des Englischen übereinstimmt. Nicht einmal die Stämme sind identisch. Sie werden im Deutschen mit dem seit Jahrhunderten etablierten Eindeutschungssuffix *ier* gebildet, einem Assimilierer par excellence (Dittmer 1983; Fuhrhop 1998).

Auch bei *upgraden* gibt es kaum Formübereinstimmungen. Möglicherweise gleichen sich die Formen der 1. Ps Sg Präs Ind Akt, *I upgrade* und *ich upgrade*, aber sonst? Aus Zimmers Sicht zeigt sich hier aber ein anderes, noch gravierenderes Problem für die Überlebensfähigkeit des Deutschen. Unsere Sprache wird mit so einem Verb nicht fertig, weil sie seine Flexionsformen nicht zu bilden weiß. Das Verb sei „besonders gehandikapt“, weil sein erster Bestandteil „als Präposition identifiziert“ werden könne (S. 61). In der Tat führt der Bestandteil *up* zu Schwierigkeiten bei der Formbildung, weil er nicht eindeutig als Verbpartikel grammatikalisiert ist. Man kann sich vorstellen *sie graden up* neben *sie upgraden* und entsprechend beim Partizip 2 *geupgradet* vs. *upgegradet* sowie beim zu-Infinitiv *zu upgraden* vs. *upzugraden*. Ob und wenn ja wie die infiniten Formen sowie die finiten Formen bei Verwendung in Verberst- und Verbzweitsätzen bildbar sind, ist unsicher.

Irrig ist allerdings die Annahme, solche Probleme seien typisch für Fremdwörter oder gar Anglizismen. Offenbar wird unterstellt, daß heimische Wörter sich im System ihrer Sprache wie Fische im Wasser bewegen, die fremden dagegen überall anstoßen. Dabei bekommen sie selbst blaue Flecken und bringen gleichzeitig das System in Unordnung.

So verhält es sich keineswegs. Wir haben Dutzende wenn nicht hunderte von heimischen Infinitiven, denen es keinen Deut besser geht. *Sie will bausparen* ist in Ordnung, aber was ist mit *sie spart bau*, *gebausparkt* vs. *baugespart*, *zu bausparen* vs. *bauzusparen*? Ähnlich *schutzipfen*, *bruchrechnen*, *kunststopfen*, *bauchlanden* und viele andere. Man nimmt an, daß sie ihr verbales Paradigma – wenn überhaupt – vom reinen Infinitiv her aufrollen und bei Etablierung im Lexikon die Formen des Paradigmas in einer bestimmten Reihenfolge entwickeln. Die Literatur beschäftigt sich seit langem und neuerdings wieder intensiv mit solchen Verbtypen (Åsdahl-Holmberg 1976; Wurzel 1993; Eschenlohr 1999). Eine gewisse Berühmtheit haben sie in letzter Zeit erlangt, weil die Neuregelung der Orthographie an ihnen gescheitert ist.

Was Zimmer nichtassimilierte Verben nennt, bezieht sich nicht auf Wörter, sondern auf bestimmte morphologische Bestandteile von Wör-

tern. In traditioneller Redeweise sind das Wurzeln. Wurzeln zur Bildung von verbalen Flexionsstämmen übernimmt das Deutsche aber seit Jahrhunderten ohne Assimilation in großer Zahl. Unsere rückläufigen Wörterbücher enthalten mehr als zweitausend Verben auf *ier* oder *isier*, die in nichts von *formatieren* oder *installieren* zu unterscheiden sind. Auch der Typ *upgraden* bringt keine spezifischen Ungereimtheiten mit sich.

Bei der erheblich größeren Klasse von scheinbar nichtassimilierten Substantiven ergeben sich ähnliche Schwierigkeiten, wenn man lediglich die Grundformen des Englischen und Deutschen vergleicht. Nach Zimmers Auffassung herrscht genau so ein Chaos wie bei den Verben. Er schreibt (S. 58 f.): „Substantive müßten mindestens ein Genus und einen Plural erhalten. Auch die Entscheidung, daß Plural gleich Singular sein soll, ist eine. Wiederum scheint die pure Willkür zu herrschen. Es heißt: *die Notebooks*, aber nicht *die Users*, sondern *die User*. Heißt es *die Modems* oder *die Modeme*? Und warum eigentlich nicht *der Modem* und *die Modemen*, da sie ja von '(De-)Modulatoren' abgeleitet sind?“

In der Tat, jedes Substantiv aus dem Englischen muß ein Genus erhalten, anderenfalls wäre nicht einmal eine Verwendung mit Artikel möglich. Es besteht aber auch in dieser Hinsicht kein Anlaß zu Beunruhigung. Die Genuszuweisung funktioniert bei den Anglizismen einwandfrei und ist seit längerer Zeit recht genau untersucht (Carstensen 1980; Gregor 1983; allgemein Köpcke/Zubin 1984). Festgestellt wird immer erneut, daß es angesichts der großen Zahl von Entlehnungen erstaunlich wenig Zweifelsfälle gibt. Mit traumwandlerischer Sicherheit finden die fremden Substantive das passende Genus, sozusagen als Eintrittskarte ins Deutsche. Das Deutsche ist quicklebendig und entfaltet die notwendige assimilatorische Kraft. Auch bei Zimmer findet sich kein konkreter Hinweis auf ernsthaft Probleme.

Genauso der Plural. Es heißt *die Notebooks*, weil der *s*-Plural bei anglistischen Maskulina und Neutra dann gewählt wird, wenn nicht besondere Regeln einen anderen Plural fordern (Bornschein/Butt 1987). Bei *User* ist das der Fall. Maskulina und Neutra auf *er* haben im Deutschen generell kein Pluralsuffix. Das gilt sogar unabhängig davon, ob dieses *er* Teil des Stammes ist (*der* – *die Eimer*) oder ein Suffix (*der* – *die Lehrer*). Anglizismen werden bei der Entlehnung sofort und konsequent dieser Regel, die innerhalb des Gesamtsystems bestens fundiert ist, unterworfen. In unserer Liste stellen die *er*-Substantive die umfangreichste Klasse dar: *Browser*, *Compiler*, *Minitower*, *Personalcomputer*, *Scanner*, *Server*, *Streammer*, *Toner* sind bezüglich des Plurals vollständig assimiliert. Bezüglich der Kasusmarkierung ebenfalls. Nimmt man *of the scanner* als analytischen Genitiv im Englischen an, dann ist das flexivische *s* in beiden Sprachen gerade komplementär verteilt, d. h. weniger Gemeinsamkeiten sind überhaupt nicht möglich:

(7) Verteilung des *s*-Flexivs

	englisch	deutsch
Gen Sg	–	+
Nom Pl	+	–

Weiter zu *Modem*. Gefragt wurde, warum nicht *Modeme* die Pluralform sei. Man kann die Hand dafür ins Feuer legen, daß *die Modeme* nicht infrage kommt, solange die vorletzte Silbe unbetont bleibt. Es gibt im Deutschen einschließlich der Fremdwörter so gut wie keine substantivischen Plurale, die mit zwei Reduktionssilben enden. Fälle wie *die Abende*, *die Tugenden* sind absolute (aber wiederum gut begründete) Ausnahmen. Nähme *Modem* einen silbischen Plural, wäre die Pänultima betont, also *die Modéme* oder *die Modémen*. Aber so etwas ist hoch markiert. Das Flexionssystem bleibt deshalb beim üblichen Assimilationsmuster und wählt den nichtsilbischen *s*-Plural.

Schließlich weist Zimmer auf den Plural von *Modulator* hin. Er lautet ja tatsächlich *Modulatoren*, ist also silbisch. Festzustellen ist aber, daß dies mit einer Akzentverschiebung einhergeht: *der Modulátor – die Modulátören*. Auch im Plural ist damit die Pänultima betont.

Dieses Verhalten ist an das Suffix *or* gebunden, ein ganz besonderer Fall, auch in Hinsicht auf die Flexionssuffixe selbst. Der Gen Sg von *or*-Substantiven wird mit *s* gebildet (*des Modulators*, *des Professors*), der Pl mit *en* (*die Modulatoren*, *die Professoren*). Es handelt sich um die gemischte Deklination, die im Kernwortschatz mausetot und nur noch bei einer Handvoll Substantiven zu finden ist (*des Staates – die Staaten*; *des Auges – die Augen*). Eine umfassendere Analyse von *or* ergibt, daß sein Verhalten das eines Zwitter ist. Teils sieht es aus wie ein Suffix mit Vollvokal, teils wie eins mit Reduktionsvokal (Fuhrhop 1998). Fremdwörter auf *or* bringen tatsächlich einige Unordnung ins System. Weil sie teilweise alt sind und nicht nach Anglodeutsch, sondern nach Latein aussehen, regt sich niemand über sie auf. Die Anglizismen dagegen werden als Chaoten hingestellt, auch wenn sie sich an die Regeln halten.

Wir schreiben Grammatiken, damit das Deutsche, wenn es schon sein muß, einigermaßen gerecht beurteilt wird. Keine Grammatik redet die Probleme weg, die mit dem weltweiten Gebrauch einer einzigen Sprache als *Lingua franca* auf die Dauer verbunden sind. Dennoch wird man schnelle und publikumswirksame Urteile über das Schicksal des Deutschen grammatisch kaum fundieren, stets aber demontieren können.

4.

Normierungen im Bereich der Syntax machen den Kern dessen aus, was allgemein unter grammatischer Norm verstanden und einer Bewertung in Hinsicht auf grammatische Richtigkeit unterworfen wird. Gleichzeitig

und in Verbindung damit ist die Auffassung verbreitet, man befinde sich hier sozusagen im Inneren der Sprache.

Eine schlechte oder falsche Syntax verursacht die meisten Schmerzen, sie wirft aber auch die meisten Beurteilungs- und Bewertungsprobleme auf. Man steht hilflos vor Sätzen, die man vollkommen versteht und nicht als richtiges Deutsch akzeptiert. Bekannt ist beispielsweise, daß manche Deutschlehrer dazu neigen, Syntaxfehler nicht mit G, sondern als Ausdrucksfehler mit dem weniger verbindlichen A zu sanktionieren. Denn wer traut sich zu, selbst in harmlosen Fällen wie *Das Auto ist jetzt verkauft worden, um die Schulden bezahlen zu können* oder *Man hofft auf ein ermäßigtes Steuergesetz* der Syntax des Schreibers so beizukommen, daß er sie ändert? Es gibt Lehrer, die das schaffen, aber es gibt viele, die es gar nicht erst versuchen.

Unter sprachkritischer Perspektive gibt, so weit ich sehe, die Syntaxforschung mindestens in zweierlei Hinsicht etwas her, wenn es um Klagen über Sprachverfall und sprachliche Fehlentwicklungen geht. Einmal wirft die Kritik die Frage auf, ob das Auftauchen oder Verschwinden, die Zunahme oder Abnahme der Verwendungshäufigkeit bestimmter Konstruktionen an sich einen Wert oder Unwert darstellt. Braucht das Deutsche den Genitiv als Objektkasus? Gehört der Konjunktiv in die indirekte Rede, weil er, wie Wustmann sagt, hier „durchsichtiger und damit gebildeter und feiner“ ist? Soll man die Zunahme der transitiven Verben beklagen und das Aufkommen der Funktionsverbgefüge verdammen?

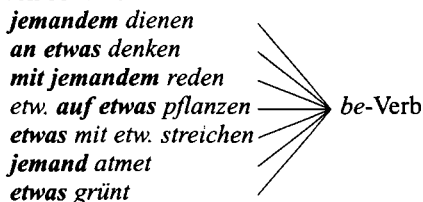
In der zweiten Gruppe von Fällen bewertet man nicht eine Konstruktion oder ihre Häufigkeit als solche, sondern bestimmte Verwendungen. Niemand wird am Passiv etwas aussetzen, wohl aber wird Kritik am *bekommen*-Passiv geübt. Und niemand wird etwas gegen die Satzgliedstellung im Hauptsatz sagen, wohl aber wird ihre Verwendung nach *weil* kritisiert.

Die Art und Weise, wie die Grammatik sich mit in die Normenkritik geratenen syntaktischen Phänomenen auseinandersetzen kann, ist im Prinzip auf den Nachweis von Funktionalitäten gerichtet. Der Funktionsbegriff ist ein weites Feld, aber er muß deshalb nicht unkonkret sein. Gerade in der Syntax besteht die Antwort der Grammatik auf manche sprachkritische Argumentation im Hinweis auf deren selektive Verfahrensweise. Was deshalb zu demonstrieren ist, sind grammatische Argumentationsweisen in ihrer Verschiedenheit.

Dolf Sternbergers berühmte Sprachglosse über *Betreuung* und *betreuen* aus dem 'Wörterbuch des Unmenschen' hat man – gemeinsam mit einer ganzen Reihe von daran anschließenden Arbeiten – letztlich als eine Kritik an der Übermacht des transitiven Verbs zu lesen. Es gibt zu viele und immer mehr transitive Verben mit der Folge, daß eine Vielfalt von Konstruktionen der Einheitlichkeit weicht. Sternberger selbst vergleicht den Akkusativ mit dem Dativ (*jemanden betreuen* vs. *jemandem treu sein*),

es werden aber auch andere Vergleiche angestellt. Mit mehr oder weniger ausgeprägter Reihenbildung und teilweise als produktive Wortbildungstypen findet man ohne große Mühe die Muster in 8.

(8) Bildung von *be*-Verben

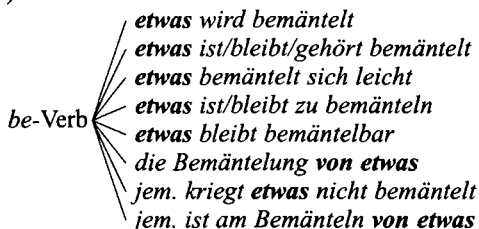


Zu den aufgeführten Verben gibt es jeweils ein transitives Verb mit dem Präfix *be*, wobei das hervorgehobene Komplement des einfachen als direktes Objekt beim *be*-Verb erscheint (z. B. *jemandem dienen* – *jemanden bedienen*). Das Präfix ist nicht nur ein Transitivityer, sondern es macht Komplemente unterschiedlicher Art zum direkten Objekt. Die Präfigierung mit *be* nimmt Basen von großer Vielfalt und liefert ein einheitliches Ergebnis. Das könnte, grammatisch gesprochen, ein Aspekt der Beunruhigung über Sprachschematismus und öde Gleichmacherei sein, die Sprachkritiker den *be*-Verben vorhalten. Der Vorhalt ist struktureller Natur. Man kann ihn erheben, ohne das Geringste etwa über die Semantik der *be*-Verben zu sagen.

Bei Durchsicht der grammatischen Literatur zu den *be*-Verben, wie ich sie für einen Beitrag zur Festschrift für Walther Dieckmann vorgenommen habe (Klein/Paul Hg. 1993), stellt man fest, daß die Grammatiker ebenfalls und mit zunehmender Konsequenz rein strukturell argumentieren, wenn es um den Status der *be*-Verben geht (z. B. Eroms 1980; Wunderlich 1987).

Als transitives hat das *be*-Verb teil an einer großen Zahl von Vorkommen, die als Diathesen oder diathesenähnliche Konstruktion neben dem Aktivsatz stehen. Hat dieser die Form *Jemand bemäntelt etwas*, dann ergibt sich mindestens 9.

(9) Konstruktionen mit *be*-Verben



Die Konstituente, die dem direkten Objekt im Aktivsatz entspricht, ist wiederum hervorgehoben. Auch ohne daß die Konstruktionen in 9 im einzelnen kommentiert werden, zeigt sich, was zumindest einen Teil des Sogs in Richtung auf das transitive Verb ausmacht. Das transitive Verb steht im Zentrum der gesamten Diathesensyntax des Deutschen. Die syntaktische Flexibilität des direkten Objekts ist unvergleichlich viel größer als etwa die des geradezu ärmlichen indirekten Objekts.

Im Gefolge solcher Einsichten ist der Begriff Transitivity neben darauf bezogenen wie dem der Ergativity in den vergangenen Jahren zu einem syntaktischen Schlüsselbegriff avanciert (z. B. Abraham 1995). Und damit nicht genug, hat er sich auch als zentral für die Wortbildung erwiesen. Schon vor längerer Zeit wurde festgestellt, daß Wortbildungsmuster, die verbale Basis- oder Zielkategorien spezifizieren, so gut wie ausschließlich auf die Stämme transitiver Verben Bezug nehmen (Toman 1983).

Noch einmal: wir wollen nicht mit dem Todschlagargument kommen, das transitive Verb sei so mächtig, daß es sowieso nicht aufzuhalten ist. Das trifft sicher auch zu. Wichtiger ist aber, dem sprachkritischen Abheben auf Einheitlichkeit und Verarmung das grammatische Wissen von syntaktischer und morphologischer Vielfalt entgegenzusetzen. Die selektive Wahrnehmung der Sprachkritik wird dem Gegenstand nicht gerecht.

Wenn Grammatiker sprachkritischen Aussagen mit Funktionalitätsargumenten begegnen möchten, verwenden sie in der Regel einen weniger systembezogenen Funktionsbegriff als im gerade besprochenen Beispiel. Sprachliche Einheiten haben zunächst einmal eine semantische und pragmatische Funktion. Hier wird zuerst nach ihrer 'Leistung' gesucht.

Man kommt gar nicht umhin, in diesem Zusammenhang an Peter von Polenz' Arbeit zu den Funktionsverben zu erinnern (1963). Polenz stellt fest, daß Streckformen vom Typ *zur Abstimmung kommen/bringen/stehehen/stellen* jedenfalls nicht nur inhaltsleere Aufblähungen sind, die das einfache Verb *abstimmen* im Nominalstil ersetzen. Funktionsverbgefüge erlauben es, Vorgänge in zeitlicher Zerdehnung differenziert darzustellen. Sie bilden ein System zur Bezeichnung von Aktionsarten.

Die Wirkung von Polenz' Arbeit beruht darauf, daß sie dem grammatischen Umgang mit scheinbaren Formalalternativen einen Sinn gibt, der nicht in einer Bewertung liegt. Formalalternativen sind in Wahrheit keine. Auch wenn eine von ihnen häßlich aussieht und umständlich zu handhaben ist, lohnt es sich, nach ihrer Funktionalität zu suchen.

Die Ironie der Geschichte unserer Disziplin will es, daß das Postulat einer Existenz syntaktischer Formalalternativen in dem Augenblick zum Drehpunkt moderner Grammatikforschung wurde, als für einen Funktionalismus der geschilderten Art die Möglichkeit bestand, sich als herrschende Lehre zu etablieren. Die transformationelle Grammatik hat, so meine ich, mit dem Bestehen auf bedeutungserhaltenden Transformatio-

nen den Durchbruch einer funktionalen Grammatik verhindert und möglicherweise indirekt sogar dem normativen Grammatikdenken Vorschub geleistet. Natürlich war das Postulat nicht zu halten, natürlich ist es recht bald relativiert und später theoretisch bedeutungslos geworden (früh z. B. Partee 1971). Der Gegensatz zwischen generativem und funktionalem Denken ist der Grammatik aber lange erhalten geblieben, sehr zum Nachteil einer Beteiligung der Syntaxforschung am öffentlichen Sprachdiskurs.

Das Angebot an funktionalgrammatischen Analysen ist dennoch groß. Seit Ende der 60er Jahre gibt es sie in fast allen Bereichen der Syntax, wobei die an den Funktionsverbgefügen vorgeführte Denkfigur zum selbstverständlichen methodischen Rüstzeug gehört. Vielleicht ist sogar ein Vergleich mit der Arbeitsweise der Junggrammatiker nicht ganz hergeholt. Wie sie eine durchgängige Gesetzmäßigkeit des Lautwandels unterstellt haben, wird jetzt mit einer gewissen Hartnäckigkeit nach der Funktionalität gerade auch solcher grammatischer Erscheinungen gesucht, die normativen Anforderungen scheinbar nicht gerecht werden. Das vielleicht schönste Beispiel dieser Art ist die andauernde Diskussion um die Bewertung von Sätzen mit Hauptsatzstellung nach im weiteren Sinne kausalen Konjunktionen, vor allem *weil* und *obwohl*.

Die Diskussion beginnt Anfang der 70er Jahre, wobei nicht ganz klar zu sein scheint, seit wann die Konstruktion selbst in größerem Umfang in Erscheinung getreten ist. Die meiste Aufmerksamkeit hat *weil* auf sich gezogen, denn einmal ist es die in Wort und Schrift am häufigsten verwendete kausale Konjunktion und zweitens scheint ihm beim Vorkommen mit Hauptsatz die Rolle des Vorreiters zuzukommen. Der Konstruktion wurde Aufmerksamkeit von beiden Seiten zuteil, einerseits von selbsternannten Sprachnormern jeder Couleur und andererseits von Deskriptivisten, die mit einer genauen Distributionsanalyse einer funktionalen Deutung näherkommen wollten.

Abgeschlossen ist die Debatte bis heute nicht. In der Neuauflage des Zweifelsfälle-Dudens von 1997 heißt es noch immer, *weil* mit Hauptsatz gelte „standardsprachlich als nicht korrekt“ (Duden 1997, S. 811). Deshalb hat es wohl seine Berechtigung, wenn auch die neueste sprachwissenschaftliche Literatur regelmäßig über die Analyse hinausgeht und sich gegen Versuche verwahrt, die Konstruktion abzuwerten (zuletzt Willems 1994; Günthner 1996; Pasch 1997; Eroms 1998). Für die Analyse selbst wird auf ein umfangreiches Methodeninventar zurückgegriffen. Eine Funktionalität von *weil* mit Hauptsatz hält man auf ganz unterschiedlichen Ebenen für möglich.

Die Konstruktion tritt bisher ausschließlich im Gesprochenen auf. Geschrieben findet man sie nur dort, wo die Register im Sprachgebrauch (noch) nicht klar unterschieden sind, zum Beispiel beim freien Schreiben von Kindern. *Weil* mit Hauptsatz war zunächst im Süden zu finden. Man

nimmt an, daß es dort im Gesprochenen den Platz einnimmt, den *denn* im Geschriebenen besetzt. Mit der Ausbreitung nach Norden mußte eine Verdrängung des hier im Gesprochenen gut verankerten *denn* einhergehen. Etwas vereinfacht wird daraus, daß das Gesprochene *weil* mit Hauptsatz in ähnlicher Funktion und mit ähnlicher Distribution verwendet wie das Geschriebene *denn*. Manche Autoren halten es deshalb für möglich, daß *denn* durch *weil* mit Hauptsatz in der Alltagssprache ganz verdrängt wird. Im allgemeinen wird aber keine Voraussage über das Eindringen von *weil* ins Geschriebene und damit die totale Verdrängung von *denn* riskiert (so jedoch Keller 1995, S. 252).

Weil mit Hauptsatz unterliegt harten distributionellen Restriktionen, im wesentlichen denselben wie *denn*. Die wichtigste ist, daß es seinem Bezugssatz nicht vorausgehen kann. Prosodisch liegen die Verhältnisse ebenfalls eher wie bei bestimmten Koordinationen. Interessant ist, daß zwischen *weil* und dem folgenden Hauptsatz eine Verzögerung oder gar Sprechpause feststellbar ist, wobei ein Teil der Literatur annimmt, daß diese Pause mit der fortschreitenden Etablierung der Konstruktion mehr und mehr verschwindet. Das könnte als Anzeichen für fortschreitende Syntaktisierung genommen werden.

Die Deutung der Konstruktion hebt – ausgehend von der Beschränkung auf das Gesprochene – zunächst auf stilistische und ökonomische Gesichtspunkte ab. Das Ökonomische hat dabei einen lexikalischen und einen syntaktischen Aspekt. Parataktische Konstruktionen sind im Gesprochenen generell gegenüber hypotaktischen präferiert. Lexikalisch besteht der Vorteil darin, daß das Gesprochene die Begründungstypen, die im Geschriebenen mit *denn* und *weil* realisiert sind, mit nur einer lexikalischen Einheit bewältigt.

Eine wichtige Rolle spielen Versuche, *weil* mit Nebensatz und *weil* mit Hauptsatz funktional voneinander zu trennen bis hin zu der Annahme, man habe je eigene lexikalische Bedeutungen zu unterscheiden. Festgemacht wird das vor allem an der Möglichkeit sog. replikativer Schlüsse wie in 10b.

- (10) a. Die Straße ist naß, weil es geregnet hat
 b. Es hat geregnet, weil die Straße ist naß
 c. ?Es hat geregnet, weil die Straße naß ist

Gegenüber dem 'normalen' Schluß in 10a sind in 10b Ursache und Wirkung vertauscht. Das ist mit *denn* ebenso möglich wie mit *weil* und Hauptsatz. Umstritten ist, ob so etwas auch mit Nebensatz realisierbar ist (10c). Einige Autoren halten 10c für nicht akzeptabel oder sogar ungrammatisch. Unter dieser Voraussetzung liegt es nahe, die lexikalischen Bedeutungen der nebenordnenden und der unterordnenden Konjunktion *weil* zu unterscheiden. Eine Mehrheit insbesondere unter den Autorinnen und Autoren

der neuesten Arbeiten zum Thema halten 10c für grammatisch. Damit wäre eine sehr einfache funktionale Deutung von *weil* mit Hauptsatz ausgeschlossen.

Ein ganzes Bündel von untereinander fein differenzierten Deutungsvorschlägen bezieht sich auf die textuelle und (diskurs-)pragmatische Funktion von *weil* mit Hauptsatz, wobei meist der lexikalische mit dem syntaktischen Aspekt zusammengebracht wird. Ganz überzeugend argumentiert zum Beispiel Pasch (1997).

Die Entwicklung von *weil* zum dominanten kausalen Verknüpfer des Gesprochenen ist nach Pasch lediglich ein Schritt, der seine sowieso schon vielfältige Verwendbarkeit weiter generalisiert. Wie oben angedeutet, ist es ökonomisch, einer einzigen lexikalischen Einheit viele Funktionen aufzubürden, solange diese noch Formkorrelate haben.

Das Form-Funktions-Korrelat bei *weil* mit Hauptsatz liegt nach Pasch beim Bezug auf den Satzmodus. Meist nimmt man ja an, daß der Verbletztsatz (Nebensatz) modusneutral, der Verbzweitsatz wie die Verberstsätze dagegen modusmarkiert sind. Daraus würde folgen, daß *weil* mit Nebensatz an keinen Modus gebunden wäre, *weil* mit Hauptsatz sehr wohl. Dem Verbzweitsatz als 'Aussagehauptsatz' ist prototypisch der Illokutionstyp des Behauptens zugeordnet. Mit dem Satz *Die Straße ist naß, weil es hat geregnet* wird mit dem *weil*-Satz nicht lediglich eine Begründung gegeben, sondern es wird gleichzeitig mitgeteilt und in diesem Sinne behauptet, daß es geregnet hat. Dasselbe kann bei *Die Straße ist naß, weil es geregnet hat* der Fall sein, wenn der Satz entsprechend kontextualisiert ist. Möglich ist dieser Satz aber auch, wenn dem Adressaten aus Sicht des Sprechers der Inhalt des Nebensatzes bekannt ist. Der Nebensatz dient dann der Begründung, ohne daß er behauptet wird.

Die Lösung überzeugt nicht nur durch Einfachheit. Ihr Vorteil ist, daß sie auf Eigenschaften von sprachlichen Einheiten setzt, die man ihnen auch unabhängig vom in Rede stehenden Vorkommen zuschreiben möchte. Daß *weil* – soweit hier betrachtet – genau eine Bedeutung hat, gehört zu diesen Eigenschaften. Weiter gehört dazu, daß der Verbzweitsatz die ihm innerhalb des Systems der Satzmodi zugeschriebene illokutive Kraft entfaltet. Das ist wesentlich mehr, als auf seine bessere Verarbeitbarkeit und stilistische Lizenzierung im Gesprochenen hinzuweisen.

Zur Beschreibung und funktionalen Deutung ist eine Vielzahl von Lösungswegen beschritten und eine Vielzahl von Lösungen vorgeschlagen worden. Entschieden ist der Fall wahrscheinlich noch nicht. Erweist sich die zuletzt skizzierte oder eine ähnliche Lösung als 'richtig', dann wäre das Ergebnis der grammatischen Arbeit einfach. Diese selbst ist es nicht. Sie bliebe stecken, würde man es bei dem Blick aus einer Richtung lassen oder sich mit selektivem Gebrauch von Methoden und Interpretationsmöglichkeiten zufrieden geben.

5.

Es mag so aussehen, als werde hier eine alte Auseinandersetzung zwischen der deskriptiven Linguistik und einer auf Normen insistierenden Sprachkritik aufgewärmt. Als empirische Wissenschaft erhöhe die Linguistik wieder einmal den Vorwurf von Unwissenschaftlichkeit. Die Sprachkritik revanchiert sich mit dem Vorhalt eines öden Dekriptivismus, dem letztlich alles gleich sei. Er gefährde das Verhältnis der Sprachwissenschaft zu ihrem Gegenstand. Mit der selbstaufgelegten Normenabstinenz verfehle sie das Wesentliche an der Sprache. Gleichzeitig stelle sie sich selbst in eine praxisferne Ecke (einige Zitate in Antos 1996, S. 22 ff.).

An die Auseinandersetzung wird erinnert, weil ich zeigen wollte, daß sie den zentralen Punkt nicht trifft. Schon von Polenz' Arbeit zu den Funktionsverben war alles andere als eine reine Bestandsaufnahme. Wer bestimmte Daten von der Analyse ausschließt, wird kein realistisches Bild vom Zustand einer Sprache und ihrer Fundamente entwerfen können. Andererseits schließt eine funktionale Sprachbetrachtung nicht aus, daß Bewertungen vorgenommen werden. Funktionalismus und Sprachbewertung sind nicht in allen Fällen unvereinbar.

Aus Sicht einer funktionalen Grammatik bleibt das Bewerten von Sprache allerdings heikel. Meistens drängt sich der Verdacht auf, dem Bewertenden gehe es nicht um die Sprache; er sage etwas über sie, weil er vor allem etwas über sich selbst sagen wolle. Ist ein solcher Verdacht auch nur im Ansatz gerechtfertigt, kehrt sich der Spieß sofort um: Grammatiker, die sich mit wie immer emphatisch vorgetragenen Positionen der Sprachkritik auseinandersetzen, tun etwas für die Verteidigung der Sprache. Wer ein wenig versteht, wie das alles funktioniert, wie es zusammenpaßt und stellenweise nicht zusammenpassen kann, wie Konflikte entstehen und bearbeitet werden, Veränderungen sich durchsetzen oder stecken bleiben, der empfindet manche Kritik einfach als Artikulation eines Besitzanspruchs. Die Mehrheit der Grammatiker kommt gar nicht auf die Idee, ihnen gehöre die Sprache oder sie wüßten es besser als die 100 Millionen Sprecher. Sie schreiben Grammatiken, um den Sprechern und vor allem den Sprachprofis unter ihnen etwas davon zu zeigen, was sie an ihrer Sprache haben und was sie mit ihr anfangen können.

Literatur

- Abraham, Werner (1995): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. Tübingen.
 Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Tübingen.
 Åsdahl-Holmberg, Märta (1976): Studien zu den verbalen Pseudokomposita im Deutschen. Stockholm.
 Bornschein, Matthias/Butt, Matthias (1987): Zum Status des s-Plurals im gegen-

- wärtigen Deutsch. In: Abraham, Werner/Ärhammer, Ritva (Hg.): *Linguistik in Deutschland*. Tübingen. S. 135–153.
- Braun, Peter u. a. (Hg.) (1990): *Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen.
- Carstensen, Broder (1980): Das Genus englischer Fremd- und Lehnwörter im Deutschen. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): *Studien zum Einfluß der englischen Sprache auf das Deutsche*. Tübingen. S. 37–76.
- Deutsche Rechtschreibung (1996): *Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Text der amtlichen Regelung*. Tübingen.
- Dittmer, Ernst (1983): Form und Distribution der Fremdwortsuffixe im Neuhochdeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 8, S. 385–398.
- Duden (1997): *Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. 4. Aufl. Mannheim.
- Duden (1998): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 6. Aufl. Mannheim.
- Eroms, Hans-Werner (1980): Be-Verb und Präpositionalphrase. Ein Beitrag zur Grammatik der deutschen Verbalpräfixe. Heidelberg.
- Eroms, Hans-Werner (1998): *Denn und weil im Text*. In: Dalmas, Martine/Sauter, Roger (Hg.): *Grenzsteine und Wegweiser. Textgestaltung, Redesteuerung und formale Zwänge*. Tübingen. S. 125–134.
- Eschenlohr, Stefanie (1999): Vom Nomen zum Verb: Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen. Hildesheim. Im Druck.
- Fuhrhop, Nanna (1998): Grenzfälle morphologischer Einheiten. Tübingen.
- Gregor, Bernd (1983): Genuszuordnung. Das Genus englischer Lehnwörter im Deutschen. Tübingen.
- Günther, Hartmut (1998): Phonographisches Lesen als Kernproblem der Dyslexie. In: Weingarten, Rüdiger/Günther, Hartmut (Hg.): *Schriftspracherwerb*. Baltmansweiler.
- Günther, Hartmut (1999): Entwicklungen in der deutschen Orthographie 1545–1797. Eine Etüde. In: *Festschrift für H. Moser*. Innsbruck. Im Druck.
- Günthner, Susanne (1996): From subordination to coordination? Verb-second position in German causal and concessive constructions. In: *Pragmatics* 6, S. 37–59.
- Harweg, Roland (1989): Schrift und sprachliche Identität. Zur konnotativen Funktion von Schriftzeichen und Orthographien. In: Eisenberg, Peter/Günther, Hartmut (Hg.): *Schriftsystem und Orthographie*. Tübingen. S. 137–162.
- Hinney, Gabriele (1994): Wenn einer in der Familie den 'h'-Tick hat. Rechtschreibunterricht und strategisches Lernen. In: *Praxis Deutsch* 124, S. 29–51.
- Hinney, Gabriele (1997): *Neubestimmung von Lerninhalten für den Rechtschreibunterricht*. Frankfurt.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie: Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen.
- Klein, Wolf Peter/Paul, Ingwer (Hg.) (1993): *Sprachliche Aufmerksamkeit. Glossen und Marginalien zur Sprache der Gegenwart*. Heidelberg.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David A. (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. In: *Linguistische Berichte* 93, S. 26–50.
- Maas, Utz (1991): Die Rechtschreibung entdecken (am Beispiel von Dehnung und Schärfung). In: *Praxis Deutsch* 101, S. 9–12.
- Maas, Utz (1992): *Grundzüge der deutschen Orthographie*. Tübingen.
- Meisenburg, Trudel (1998): Zur Typologie von Alphabetschriftsystemen anhand des Parameters der Tiefe. In: *Linguistische Berichte* 173, S. 43–64.

- Menzel, Wolfgang (1978): Zur Didaktik der Orthographie. In: Praxis Deutsch 32, S. 14–24.
- Menzel, Wolfgang (1985): Welche Rechtschreibprobleme haben Schüler? In: Menzel, Wolfgang: Rechtschreibunterricht. Praxis und Theorie. Velber. S. 7–21.
- Partee, Barbara (1971): On the requirement that transformations preserve meaning. In: Fillmore, Charles J./Langendoen, D. Terence (Hg.): Studies in Linguistic Semantics. New York. S. 1–21.
- Pasch, Renate (1997): *Weil* mit Hauptsatz – Kuckucksei im *denn*-Nest. In: Deutsche Sprache 25, S. 252–271.
- von Polenz, Peter (1963): Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf.
- Röber-Siekmeyer, Christa (1993): Die Schriftsprache entdecken. Rechtschreiben im offenen Unterricht. Weinheim.
- Roemheld, Friedrich (1955): Die Längenbezeichnungen in der deutschen Rechtschreibung. In: Der Deutschunterricht 7.3, S. 71–82.
- Scheerer-Neumann, Gerheid (1996): Der Erwerb der basalen Lese- und Schreibfertigkeiten. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein internationales Handbuch interdisziplinärer Forschung. Berlin S. 1153–1169.
- Toman, Jindrich (1983): Wortsyntax. Eine Diskussion ausgewählter Probleme deutscher Wortbildung. Tübingen.
- Volmert, Johannes (Hg.) (1999): Vom Fremdwort zum Internationalismus. Velber. (= Der Deutschunterricht 50.4). Im Druck.
- Willems, Klaas (1994): *weil es hat mit Bedeutung nicht viel zu tun ...* Zum Sprachwandel einer Konjunktion. In: Deutsche Sprache 22, S. 261–279.
- Wunderlich, Dieter (1987): An investigation of lexical composition: the case of German *be*-Verbs. In: Linguistics 25, S. 283–331.
- Wurzel, Wolfgang U. (1993): Inkorporierung und 'Wortigkeit' im Deutschen. In: Tonelli, Luigi/Dressler, Wolfgang U. (Hg.): Natural morphology. Perspectives for the nineties. Padua. S. 109–125.
- Zifonun, Gisela u. a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. Berlin.
- Zimmer, Dieter E. (1997): Neuenglodeutsch. In: Zimmer, Dieter E.: Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbek. S. 7–104.

MATTHIAS JUNG/MARTIN WENGELER

Wörter – Argumente – Diskurse

Was die Öffentlichkeit bewegt und was die Linguistik dazu sagen kann

Abstract

Der Beitrag versucht, eine der Möglichkeiten auszuloten, die Interessen der Öffentlichkeit und der Sprachwissenschaft in Verbindung zu bringen. Im Bereich gesellschaftlich relevanter Diskussionen besteht diese Möglichkeit darin, über besonders prominente Einzelwörter hinaus solche Diskussionen als „Diskurs“ aufzufassen und diesen mit verschiedenen sprachwissenschaftlichen Methoden zu analysieren. Diskurs wird dabei als Menge aller Äußerungen zu einem gleichen Thema aufgefaßt, die für die Forschung in reflektiert zusammengestellten Textkorpora zugänglich zu machen sind. Am Beispiel des Migrationsdiskurses wird veranschaulicht, wie eine korpusbasierte, empirische Diskurslinguistik begründete Aussagen über die Verwendung von Wörtern machen kann, die die Öffentlichkeit im doppelten Sinne „bewegen“, wie die argumentative Funktion öffentlicher Sprachthematisierungen systematisch zu erfassen ist und wie über die Wortschatzanalyse hinaus argumentative Muster öffentlicher Diskurse in ihrem Stellenwert für ein öffentliches Themenfeld beschrieben werden können. Abschließend werden die bisherige öffentliche Resonanz auf entsprechende linguistische Forschungsergebnisse erörtert sowie die Chancen eines Forschungsansatzes, der einerseits öffentlich interessierende Themen aufgreift und andererseits diese methodisch reflektiert begleitet und analysiert. Insgesamt scheinen hier wie in anderen linguistischen Teilbereichen die Weichen für eine stärker öffentlichkeitsrelevante Linguistik bereits gestellt. Damit beginnt die germanistische Linguistik, aus der „selbstverschuldeten öffentlichen Unmündigkeit“ der Germanistik auszubrechen und ihr Themenfeld in der Öffentlichkeit nicht mehr anderen zu überlassen, die weniger seriös arbeiten bzw. deren Kompetenzen andere sind.

1. Einleitung

- (1) Über die Bezeichnung „Gastarbeiter“ sind weder die Erfinder noch die Betroffenen glücklich. Zu nahe liegt die Assoziation „Fremdarbeiter“ [...].
- (2) Schon vor Jahren merkte ein Türke bei einer Tagung lakonisch an: „Bei uns läßt man Gäste nicht arbeiten.“

- (3) Ohnehin gaukelt der Ausdruck den Schein eines Provisoriums vor, während tatsächlich nicht wenige der sogenannten Gäste hier recht selbsthaft werden. (DIE WELT 24.11.1970)
- (4) Der Begriff „Asylant“ schließlich hat mittlerweile einen durchaus diskriminierenden Klang und
- (5) assoziiert [...] weniger Mitgefühl als der Begriff „Flüchtling“, den wir in anderen Ländern finden. (Konrad Weiß, GRÜNE, am 4.9.1991 im Bundestag)
- (6) Die Ausdrücke „Asylantenflut“, „Asylantenströme“, „Dämme gegen Asylanten“, „Springflut“, „Zeitbombe“ sind sprachliche Bilder, in denen eine Entfremdung gegenüber Flüchtlingen, ihre Entmenslichung nicht nur zum Ausdruck kommt, sondern mit denen diese auch geschaffen wird. (Burkhard Hirsch, FDP, am 25.9.1991 im Bundestag)
- (7) Es wird von Asylmißbrauch geredet, obwohl die meisten gar kein Asyl bekommen und sie es wohl auch kaum mißbrauchen, wenn sie nur einen Antrag stellen. Das Asylrecht wird dagegen massiv von unserer Regierung mißbraucht, um Stimmung gegen Flüchtlinge zu machen. (FRANKFURTER RUNDSCHAU 19.11.1992)

Sprachliche Aspekte gesellschaftlich wichtiger Diskussionen interessieren die Öffentlichkeit immer wieder, und zwar so sehr, daß Sprecherinnen und Sprecher sie ausdrücklich thematisieren. In den Eingangszitaten, die wir alle dem exemplarisch herausgegriffenen Themenfeld der Einwanderungsdiskussion entnehmen, stecken „laienlinguistische“ Aussagen wie:

- Sprachteilhaber lehnen ein Wort ab, weil es mit einem anderen assoziiert wird => (1)
- Ein Wort ist ‘unlogisch’ => (2)
- Ein Wort erzeugt eine falsche Realitätssicht => (3)
- Es hat ein Sprachwandel stattgefunden („mittlerweile“) => (4)
- Ein bestimmter Sprachgebrauch weicht in verschiedenen Ländern voneinander ab => (5)
- Metaphorik hat eine bestimmte Wirkung („Entmenslichung“) => (6)
- Die Verwendung eines Wortes durch bestimmte Gruppen ist unangemessen => (7)

Solche Aussagen spiegeln das Sprachwissen des einzelnen Sprechers und seine impliziten Sprachtheorien wider. Ihre Kristallisationspunkte sind fast immer bestimmte Wörter, vermutlich wegen deren materieller Gegebenheit.

Wer in einer bestimmten Themendiskussion sprachliche Aspekte herausgreift, macht meist Aussagen zu Semantik und Gebrauch einzelner Wörter, bewertet ihre Angemessenheit und Wünschbarkeit, spricht Wör-

tern Indikatorfunktion für bestimmte Gruppen und Meinungen zu oder vermutet Sprachlenkung bei der Durchsetzung bestimmter Ausdrücke. Solche Sprachthematisierungen zeigen auch, daß intuitiv oder bewußt das soziologische und sprachtheoretische Diktum von der „sprachlichen Konstruktion sozialer Wirklichkeit“ in der Öffentlichkeit eine Rolle spielt. Um die eigene Wirklichkeitssicht durchzusetzen, werden Ausdrücke und Redeweisen des politischen Gegners explizit als falsch oder manipulativ oder interessegeleitet angegriffen. Implizit oder explizit geht es bei diesen Aussagen um die mit den Bezeichnungen konstituierte Wirklichkeit und die Wirkungen von Sprache: Wörter führen zu bestimmten, meist unerwünschten Einstellungen, Meinungen, Verhaltensdispositionen und damit auch zu bestimmten Handlungen.

Es ist also nicht eigentlich das Wort oder die Sprache „an sich“, die in solchen Auseinandersetzungen die Öffentlichkeit bewegen, sondern diese Äußerungen stehen immer im Kontext einer Diskussion um eine bestimmte Sache, bei der sprachliche Aspekte lediglich Mittel zum Zweck sind.¹ Es läuft den lebensweltlichen Interessen der jeweiligen Sprecher deshalb zuwider, sprachliche und inhaltliche, wortbezogene und meinungsbezogene Aspekte zu trennen.

Mit den Beispielen ist auch kurz umrissen, worauf wir uns im folgenden konzentrieren werden und worum es uns in diesem Beitrag geht: Wir beschäftigen uns mit *sprachlichen* Aspekten der *politischen* Diskussion. Es stehen nicht Diskussionen im Vordergrund, bei denen die Sprache als Ganze oder in einem bestimmten Register der Gegenstand der Debatte ist (z.B. Expertensprache, Sprachverfall).² Wir behandeln auch nicht die Auseinandersetzungen, in denen sprachliche Themen selber zum Politikum werden, wie bei der Diskussion um die Rechtschreibreform, bei der feministischen Sprachkritik oder bei sprachethischen Fragen, die mit dem Stichwort „political correctness“ verbunden sind.³ Unser Interesse konzentriert sich hier auf linguistisch zugängliche Aspekte gesellschaftlich relevanter Diskussionen in bestimmten Themenfeldern – Diskussionen, in denen die öffentlich wahrgenommene „Wirklichkeit“ in z. T. kontroverser Weise sprachlich konstruiert wird. Obwohl hier der Wortschatz einen naheliegenden und wichtigen Zugang bietet, möchten wir zeigen, daß man

¹ Vgl. hierzu auch Busse 1991, S. 45 f.; Linke/Voigt 1994, S. 20; Wengeler 1996, S. 414.

² Das heißt auch, daß es nicht um solche Themen geht, die üblicherweise in nicht politisch interessierten Sprachglossen behandelt werden. Vgl. dazu z. B. Müller 1994. Zu einer begrifflichen Differenzierung des Untersuchungsgegenstands „Politik und Sprache“ vgl. Burkhardt 1996b.

³ Vgl. hierzu die Beiträge von Eroms und Schoenthal im vorliegenden Band; zu linguistischen Aspekten der Debatte um die „politische Korrektheit“: Hoffmann 1996, Jung 1996c, Wimmer 1997.

in mehreren Hinsichten über eine rein lexikologische Analyse hinausgehen muß.

2. Ansatz und Methode

Gehen wir einmal davon aus, daß es für eine Wissenschaft wünschenswert ist, die Gesellschaft zu erreichen und daß die Linguistik mit der Untersuchung der von der Öffentlichkeit selbst thematisierten sprachlichen Aspekte dieses Ziel realisieren kann, dann bleibt zunächst die Frage: Wie lassen sich linguistische Expertise und das Einlassen auf kontroverse Inhalte in einem sprachwissenschaftlichen Rahmen verbinden? Anders gefragt: Wie kommt die Linguistin von den Wörtern zu den tatsächlichen Sprecherinteressen bzw. zu den Inhalten der themengebundenen Diskussion selbst?

Ein möglicher Weg ergibt sich aus folgender Überlegung: Wörter existieren nicht an sich, sondern werden jeweils als Elemente von größeren Äußerungseinheiten realisiert, die im gleichen Zusammenhang mit gleichem Sinn immer wieder auftauchen, aber keineswegs mit Satzgrenzen zusammenfallen müssen. Die den thematisch gebundenen Einzeläußerungen („tokens“) zugrundeliegenden Aussagen, Behauptungen, Argumente, Topoi oder wie immer man diese abstrakt-inhaltlichen Einheiten definiert und benennt, stellen zwar eine prinzipiell offene Menge dar, erweisen sich in der Praxis einer bestimmten öffentlichen Diskussion aber doch als ein begrenztes Inventar von „types“.

Jede dieser typischen Aussagen steht in ihrer individuell realisierten Äußerungsform zwangsläufig im Zusammenhang eines Textes, aber diese Aussagen nehmen doch gleichzeitig immer über Grenzen des einzelnen Textes hinaus Bezug auf andere Äußerungen zum gleichen Thema. Wörter, die die Öffentlichkeit bewegen, sind folglich in ein chronologisches Äußerungs- bzw. Aussagegeflecht mit unbestimmter historischer Ausdehnung, in einen *Diskurs* eingebunden.⁴

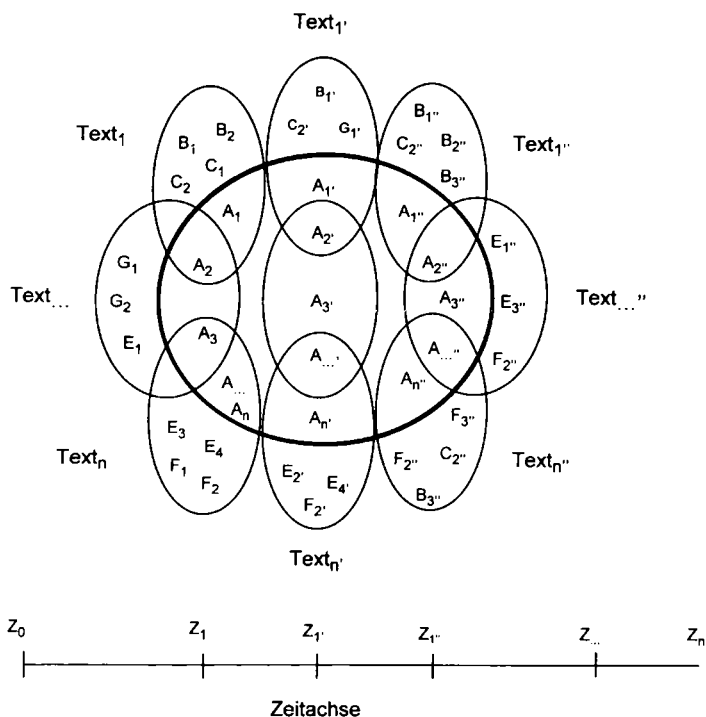
Nun ist der Diskursbegriff sicherlich sehr schillernd und vielfältig, und es gilt zu zeigen, daß aus der Einführung des Diskursbegriffes auch tatsächlich ein linguistischer Ertrag resultiert. Vorgängig ist aber ein anderes Problem: Angesichts der Vagheit der Kriterien „thematischer Bezug“ und „Aussage-Einheit“ stellt sich die Frage, ob ein bestimmter thematisch definierter Diskurs, etwa die europapolitische Diskussion, die Globalisierungsdebatte oder eben der „Migrationsdiskurs“, aus dem eingangs Beispiele zitiert wurden, linguistisch überhaupt greifbar ist.

⁴ Zu diesem Diskursverständnis vgl. Busse 1987, Busse/Teubert 1994, Böke 1996a, Jung 1996a.

⁵ Die beiden folgenden Schaubilder sind leicht adaptiert aus Jung 1996a übernommen und werden dort genauer erläutert.

Schaubild 1: Diskurs als Korpus themengebundener Aussagen $A_1 - A_n$ ⁵

Diskurs als in Texten realisiertes Aussagenkorpus $A_1 - A_n$

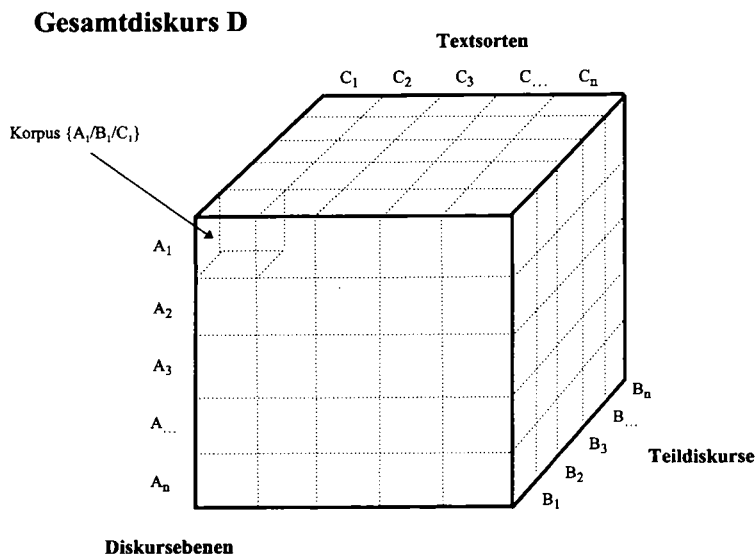


- $A_1 - A_n$ Menge aller Aussagen (Topoi, Argumente ...) des Diskurses A
 $B_1 - F_n$ Aussagen aller Diskurse B-F
 A_1 , etc. in einem späteren Text wiederaufgenommene Aussage A_1
 Text_1 , etc. Wiederaufnahme des Textes T_1 in einem späteren Text
 Z_0, Z_n Anfangs-, Endzeitpunkt eines Diskurses
 $Z_1 - Z_n$ Zeitpunkt 1-...
 $\text{Text}_1 - \text{Text}_n$ Menge aller zu einem bestimmten Zeitpunkt Z produzierter Texte
- } **Intertextualität**

Aus unserer Sicht kann die Antwort auf diese berechtigten Fragen nur eine korpuslinguistische sein: Ein bestimmter Diskurs bleibt in seiner Totalität als Menge aller Äußerungen zum gleichen Thema zwar eine abstrakte Entität, wird aber ausschnittshaft in Textkorpora zugänglich, und zwar in Korpora, die methodisch reflektiert zusammenzustellen und sy-

stematisch zu analysieren sind (vgl. Schaubild 2). Von möglichst vielen bzw. möglichst großen Teilwürfeln kann dann einigermaßen verlässlich auf den Gesamtwürfel zurückgeschlossen werden, dessen scheinbare Wohlabgegrenztheit gegenüber anderen Diskursen natürlich eine modellbedingte Fiktion heuristischen Charakters ist.

Schaubild 2: Diskurs als Textkorpus



Dieses korpusbezogene, nicht zuletzt forschungspraktische Diskursverständnis, das im Bereich der germanistischen Linguistik von Busse, Hermanns und Teubert⁶ vertreten wird, befindet sich einerseits international in guter Gesellschaft, schaut man etwa nach Frankreich oder in den angelsächsischen Raum.⁷ Andererseits kann es dazu dienen, Entwicklungen zu fokussieren, die sich im Bereich der germanistischen Linguistik seit den späten 70er Jahren fast unbemerkt etabliert haben, selbst wenn das Etikett „Diskurs“ fehlt.

Ein gewisser Trend zu stärker themenorientiertem und klar korpusbasiertem Vorgehen läßt sich nämlich bei wortorientierten Forschungsvor-

⁶ Vgl. z. B. Busse/Teubert 1994, Hermanns 1995.

⁷ Für Frankreich vgl. etwa die Entwicklung der Zeitschrift *Mots*; allgemein zur Diskursanalyse im internationalen Vergleich (mit Schwerpunkt auf der Analyse von Gesprächskorpora) vgl. Ehlich 1994.

haben zur Gegenwartssprache schon seit knapp 20 Jahren beobachten. Als Anfangspunkt mag die Kritik der herkömmlichen Lexikographie, die Fritz Hermanns 1980 in seinem Aufsatz „Brisante Wörter“ formulierte, gelten: Am IDS wurde neun Jahre später von Strauß/Haß/Harras ein „Lexikon des öffentlichen Sprachgebrauchs“ unter genau diesem Titel, nämlich „Brisante Wörter“ publiziert. Bezeichnenderweise ist es nicht mehr streng alphabetisch aufgebaut, sondern in drei Themengebiete gegliedert, und im Unterschied zum Verfahren in klassischen Sprachwörterbüchern werden historische und sachliche Zusammenhänge expliziert. Spannt man den Bogen zum jüngst am IDS erschienenen „Wörterbuch der Wendezeit“ von Herberg/Steffens/Tellenbach (1997), wird deutlich, daß die Auflösung der klassischen lexikologischen Beschreibungstradition fortgeschritten ist – für einen bestimmten Bereich der Wortforschung wohlgemerkt, nämlich bezeichnenderweise dort, wo es um „die Öffentlichkeit bewegende“ Wörter geht.

An großen gesellschaftlichen Debatten orientieren sich auch die „Konroversen Begriffe“ von Stötzel/Wengeler u. a. (1995). Das Vorgehen ist hier nicht lexikographisch. Die, wie es im Untertitel heißt, „Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland“ ist eine Abfolge linguistisch-zeitgeschichtlicher Längsschnitte einzelner Themenbereiche. Detaillierte Wortlisten ermöglichen jedoch auch einen wortalphabetischen Zugang. Ähnlich verhält es sich mit anderen „diskursgeschichtlichen“ Untersuchungen, die im gleichen Forschungskontext entstanden sind.⁸

Es gibt eine ganze Reihe weiterer Untersuchungen, die sich auf ein bestimmtes thematisch definiertes Korpus und insofern auch auf einen bestimmten Diskurs konzentrieren. Dabei werden zum Teil linguistische Einzelaspekte (vgl. z. B. Steyer 1997), zum Teil thematische Einzelaspekte (vgl. z. B. Burkhardt 1996a) analysiert, zum Teil wird eine bestimmte Themendiskussion umfassend mit mehr oder weniger engem sprachwissenschaftlichem Bezug untersucht (vgl. z. B. Wesel 1991).

Bleiben wir bei dem Beispiel des Migrationsdiskurses, um einen Eindruck von der Vielfalt zu geben: Der Düsseldorfer Sammelband zum Thema (Jung/Wengeler/Böke 1997) vereinigt Arbeiten aus dem DFG-Sonderforschungsbereich „Sprache und Situation“ aus Mannheim und Heidelberg (Galliker, Rettig, Wagner u. a.), Arbeiten einer Koblenzer Forschungsgruppe um Josef Klein, aus der „Wiener Schule“ um Ruth Wodak, aus einer „Ruhrgebietsgruppe“ um Jürgen Link bzw. Siegfried Jäger sowie Aufsätze der HerausgeberInnen.

⁸ Vgl. Wengeler 1992, Jung 1994, Böke/Liedtke/Wengeler 1996, Musolf 1996, Hahn 1998.

Es ist hier weder der Ort noch der Raum, um die methodisch sehr unterschiedlichen Ansätze, die wortbezogen, grammatisch-semantisch, argumentationsanalytisch, textlinguistisch, gesprächsanalytisch, metaphern- bzw. symbolorientiert, diachronisch ebenso gut wie synchronisch vorgehen, genauer darzustellen, gegeneinander abzugrenzen oder im Hinblick auf ihren sprachwissenschaftlichen Ertrag zu bewerten. Es kommt uns hier auf die Gemeinsamkeiten an, als da sind:

- Abweichen von der semantisch-lexikologischen Beschreibungstradition
- Untersuchung von öffentlich relevanten Themenfeldern/Diskursen
- historisch-chronologische Darstellungselemente
- zeitgeschichtliche Erläuterungen
- über Wörter hinausgehendes Interesse
- korpuslinguistischer Ansatz

Diese Entwicklung bietet die Chance, die sonst oft stark divergierenden Interessen der Öffentlichkeit und der Sprachwissenschaft für den Bereich der gesellschaftlich relevanten Diskussionen zu verbinden. Und angesichts der durch neue Entwicklungen im computertechnischen Bereich enorm gewachsenen Zugriffsmöglichkeiten auf Korpora zum öffentlichen Sprachgebrauch sind solche empirischen Ansätze heutzutage auch sehr viel praktikabler als früher. Ohne das große Wort vom Paradigmenwechsel zu bemühen, kann man hier eine langfristige Tendenz sehen.

Wir möchten im folgenden am Beispiel des Migrationsdiskurses veranschaulichen, wie eine korpusbasierte, empirische Diskurslinguistik im Hinblick auf den öffentlich relevanten Wortschatz und stärker inhaltsbezogene Analyseverfahren vorgehen *kann*.

3. Beispiele: Wörter und Argumente im Migrationsdiskurs

3.1 Wörter im Migrationsdiskurs

Die eingangs zitierten sprachbezogenen Aussagen aus der öffentlichen Diskussion lassen sich als Fragen an die Linguistik verstehen, und zwar meist als Fragen nach Ursprung, Entwicklung, Gebrauch und Wirkung bestimmter Wörter. Auf diese Fragen gilt es, kompetente Antworten zu finden – Antworten, die über das hinausgehen müssen, was professionell sprachensible Sprecher wie Journalisten, DeutschlehrerInnen oder SchriftstellerInnen aus ihrem reflektierten Sprachgefühl heraus formulieren würden.

Eine sehr vordergründige „Verfachlichung“ wäre es, die thematisierten Wörter einfach als Vorwand zu nehmen, sprachwissenschaftliches Wissen zu reproduzieren. Daß das umstrittene Wort *Asylant* etwa innerhalb der Gruppe der Nomina agentis mit dem Lehnsuffix *-ant* zu den desubstanti-

vischen Bildungen und nicht zu den häufigeren deverbativen bzw. zu den substantivisch gebrauchten Partizipialformen gehört, erlaubt es zwar, sich als Linguist zu profilieren, ist aber hier völlig irrelevant, solange kein Bezug zur öffentlich bewegenden Frage nach den Assoziationen, Absichten und Wirkungen im Zusammenhang mit der Verwendung dieser Personenbezeichnung hergestellt wird.

Einen anderen Typ von Antwort hat die linguistische Sprachkritik gegeben, die an exemplarischen Analysen umstrittener Äußerungen bzw. Vokabeln Grundsätzliches zum Funktionieren von Sprache in der politischen Kommunikation dargelegt hat. Der ausdrücklich popularisierend angelegte Band von Hans Jürgen Heringer (1990) über Sprache, Politik und Moral mag als ein die vorangegangenen Arbeiten zusammenfassender Höhe- und Endpunkt dieser Richtung gelten. Die Einsichten der linguistischen Sprachkritik sind heute genau so aktuell wie in den vorangegangenen Jahrzehnten, doch kann ihre wiederholende Bestätigung an immer neuen Beispielen alleine kaum befriedigen. Selbstverständlich müssen diese Einsichten weiterhin in der Öffentlichkeit propagiert werden, aber es stellt sich die Frage, inwiefern die Linguistik auch darüber hinausgehen kann. Denn einerseits flüchtet sich die linguistische Sprachkritik manchmal in Allgemeinheiten, wo der Laie zumindest auch konkrete Stellungnahmen und inhaltliche Bewertungen erwartet. Andererseits besteht die Gefahr, daß engagierte Stellungnahmen zu reinen politischen Meinungsäußerungen werden, die lediglich linguistisch terminologisiert sind. Und nicht zuletzt ist zu fragen, inwieweit durch die Beschäftigung mit der Laienlinguistik⁹ sprachwissenschaftlich neue Erkenntnisse gewonnen werden können.

Ein Punkt erweist sich beim Versuch, Inhalte und Analyse zu verbinden, als ein echter Stolperstein für die linguistische Sprachkritik. Bei Aussagen zu den Assoziationen bestimmter Wörter, zu ihrer Entstehung, Üblichkeit, Verbreitung hat der Rekurs auf das „Sprachgefühl“, auf die sonst durchaus mit wissenschaftlicher Dignität behaftete Introspektion des Linguisten ebensowenig Beweiskraft wie die Stütze einer These durch isolierte Belege. Auch die Wörterbücher helfen nicht weiter, weil sie zu oberflächlich und undifferenziert sind.¹⁰

Laienlinguistische Aussagen zu Wörtern erfolgen innerhalb eines thematisch bestimmten Diskurses, beziehen sich auf diesen und müssen auch empirisch-diskurslinguistisch beantwortet werden, d. h. konkret mit Hilfe einschlägiger, möglichst umfassender und breit geschütteter Korpora, die im Idealfall auch Fach- und Alltagskommunikation zum Thema abbilden.

⁹ Vgl. zu einer „Laiensemantik“ Wichter 1994 sowie allgemein zur Wissenschaftlichkeit des Untersuchungsgegenstandes „Laienlinguistik“ Antos 1966.

¹⁰ Diese Problematik wird am Beispiel linguistischer Aussagen im Zusammenhang mit der Debatte um die Atomenergie detailliert in Jung 1994 dargelegt.

Bildlich, unter Bezug auf das Würfelmodell (vgl. Schaubild 2) gesprochen, könnte man sagen, daß in einem solchen Fall die Konturen des Gesamtwürfels hinreichend deutlich werden.

Auf der Basis einschlägiger Korpora können abgesicherte Aussagen darüber getroffen werden, ob bei *Asylant* negative Kontexte dominieren, ob die Bedrohungsmetaphorik mit Wellen und Fluten in der Migrationsdiskussion tatsächlich allgemein charakteristisch ist¹¹, welche Gruppe mit welcher Meinung wann welchen Sprachgebrauch pflegt bzw. gepflegt hat usw. Es lassen sich auf diese Weise auch mikrodiachronische Studien zu einzelnen Wörtern realisieren – Studien, die einerseits mit klassischen Verfahren der lexikographischen Analyse oder der Erstbelegsammlung und -sicherung arbeiten, andererseits Ausbreitungspfade detailliert rekonstruieren.¹² Für solche Verfahren ist nicht zuletzt eine intensive Auseinandersetzung mit den verschiedenen juristischen, politischen und historischen Teilaspekten des jeweiligen Themengebietes notwendig, sprich die betreffenden Linguistinnen und Linguisten müssen auch eine echte Kompetenz in der verhandelten Sache gewinnen.

Die empirisch untermauerten Antworten auf laienlinguistische Aussagen werden vieles zurechtrücken, was aus individueller Sprachsensibilität heraus geäußert wird, manches bestätigen, zum Teil auch zu ganz neuen linguistisch bedeutsamen Erkenntnissen gelangen. In diskursgeschichtlichen Untersuchungen wird beispielsweise deutlich, daß das eingangs thematisierte Wort *Gastarbeiter* unterschiedliche Pejorisierungs-/Meliorisierungszyklen durchlaufen hat, daß der Ausdruck *Flüchtling* nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland zum Teil Schimpfwortcharakter hatte, daß die Bezeichnung *Asylant* natürlich viel älter als die jüngste heftige Asyl Diskussion ist und in den 60er Jahren in der Presse ganz neutral verwendet wurde, daß im österreichischen Migrationsdiskurs Anfang der 90er Jahre nicht bei *Asylant*, sondern eher bei *Flüchtling* die negativen Kontexte dominieren, daß in der Schweiz *Fremdarbeiter* bis heute „problemlos“ weiterverwendet wird.¹³ Hier kann man mit vielen konkreten Beispielen überzeugend öffentliche Sprachmeinungen zum Teil widerlegen, zum Teil relativieren, immer aber präzisieren, bei der Gelegenheit grundsätzliche Einsichten vermitteln und interessantes empirisches Material für Sprachwandel und die Sprachgeschichtsschreibung sammeln.

Klar müssen aber auch die Grenzen der „Linguistisierbarkeit“ von Sprachinteressen in öffentlichen Diskussionen sein: Diese Grenzen sind

¹¹ Vgl. dazu Böke 1997.

¹² Vgl. Wengeler 1992, Jung 1994, die verschiedenen Kapitel in Stötzel/Wengeler u. a. 1995, Böke/Liedtke/Wengeler 1996 sowie Jung 1997.

¹³ Vgl. Wengeler 1995, Böke 1996b, Jung 1997. Zu Österreich: Matouschek/Wodak/Januschek 1996.

mit Aussagen über mentale Wirkungen und konkrete Handlungsfolgen bestimmter Ausdrucksweisen erreicht. So etwas wie eine Wortwirkungsfor-schung mit Voraussagequalitäten gibt es nicht und kann es nicht geben. Mit Hilfe der Linguistik lassen sich keine Sprachhoroskope stellen. Bestenfalls können einzelne Forscherinnen und Forscher auf der Basis kommunikationstheoretischer Annahmen über mögliche Folgen eines bestimmten öffentlichen Sprachgebrauchs spekulieren. Das ist dann aber auch als individuelle Vermutung zu kennzeichnen und keine wissenschaftlich abgesicherte Aussage.

3.2 Argumente und Topoi

Eine empirisch gut untermauerte Linguistik, die sich auf die Untersuchung des Wortschatzes der politischen Diskussion beschränkt, kommt den Interessen der Öffentlichkeit an der Sprache jedoch nur partiell entgegen. Denn wie gesehen, ist es ja zumeist gar nicht „die Sprache an sich“, die die Öffentlichkeit interessiert. Deshalb sollten linguistische Untersuchungen berücksichtigen, daß in öffentlich-politischen Auseinandersetzungen Sprachthematisierungen fast immer bewußt oder unbewußt im Dienste von Argumenten pro oder contra eine bestimmte Überzeugung oder eine politische Position stehen und daß auch der Gebrauch von thematisierten und nicht-thematisierten „Schlüsselwörtern“ im Kontext von Argumentationsmustern zu betrachten ist.¹⁴

Im folgenden werden Vorschläge gemacht, wie die argumentative Funktion öffentlicher Sprachthematisierungen systematisch erfaßt werden kann (3.3) und wie über die Wortschatzanalyse hinaus argumentative Muster öffentlicher Diskurse in ihrem Stellenwert für ein öffentliches Themenfeld beschrieben werden können (3.4). Vorab ist allerdings etwas zur Begrifflichkeit zu sagen.

Als Argumente oder Argumentationsmuster werden nicht nur explizite, nach den Standards guten oder richtigen Argumentierens überzeugende Argumente aufgefaßt, sondern auch in Aussagen implizit enthaltene und also durch die Analyse erst interpretativ zu erschließende Muster, die argumentative Wirkungen entfalten, ohne daß der Sprecher/Schreiber „sauer“ argumentiert hat. Auch unvollständige Realisierungen vollständiger Argumentationsmuster sind nämlich wirkungsvoll oder überzeugungskräftig, weil die vollständige Argumentation vom Sprecher stillschweigend mitgemeint und vom Rezipienten mitgedacht wird. Solche ausgeführten oder angespielten, angedeuteten Argumente können ebenso wie immer wiederkehrende zentrale Schlüsselwörter, mit denen sie realisiert

¹⁴ Zu Schlüsselwörtern bzw. politischen Leitvokabeln und ihrem argumentativen Potential vgl. Klein 1989, Niehr 1993, Hermanns 1994, Liebert 1994 sowie Böke 1996c.

werden, als *Argumentationsmuster* linguistisch analysiert werden. Zu ihrer Analyse eignet sich der rhetorische Topos-Begriff, nicht in dem auf Curtius beruhenden bildungssprachlichen Verständnis als zu einem sprachlichen Klischee geronnener Gemeinplatz oder als eine Art literarisches Motiv, sondern als vielseitig verwendbarer, für den Argumentierenden bereitliegender Sachverhaltszusammenhang, der zur argumentativen Begründung konkreter zur Diskussion stehender Positionen herangezogen wird.¹⁵

3.3 Systematik öffentlicher Sprachthematisierungen

Um im Anschluß an die vorhergehenden Überlegungen (in 3.1) zunächst beim argumentativen Stellenwert sprachlicher Thematisierungen zu verbleiben: Sprachbezogene Argumente können als eine eigene spezielle Unterklasse politischer Argumentationen betrachtet werden, die ihre Plausibilität aus den unterstellten und oft auch zutreffenden allgemeinen Sprachhaltungen oder speziellen Überzeugungen zu Gebrauch und Bedeutung bestimmter Wörter herleiten.¹⁶ Daher lohnt sich der Versuch einer Klassifikation von Sprachthematizationen anhand der sprachlichen Aspekte, auf die sich solche Argumente berufen.

Eine Systematik sprachbezogener Argumentationen kann einerseits für die Öffentlichkeit die Vielfalt entsprechender Sprach-Argumente durchschaubarer machen. Sie kann andererseits bei der Analyse von Diskursen zeigen, welche dieser sprachlichen Argumentationstopoi für bestimmte Themenbereiche typisch sind. Daraus wiederum lassen sich Schlußfolgerungen bezüglich der öffentlichen Sprachauffassungen, die überhaupt virulent sind und die für bestimmte Themenbereiche dominant sind, ziehen. Indem dies gezeigt wird, können Rezipienten zu einer kritischeren Haltung gegenüber oft zunächst originell und plausibel wirkenden Sprachargumentationen gebracht werden und sich die verschiedenen sprachlichen Aspekte bewußt halten, die bei solchen sprachkritischen Äußerungen eine Rolle spielen. Denn viele dieser Berufungen auf bestimmte sprachliche Aspekte, nach denen die Typologie solche sprachkritischen Äußerungen

¹⁵ Zur Begründung des hier zugrundegelegten Verständnisses von Argumentationsmuster und Topos, das auch vereinbar ist mit Aristoteles' Begründung des Topos-Begriffs, vgl. insbesondere Bornscheuer 1976, Kopperschmidt 1991, Kienpointner 1992, Herbig 1993 und Wengeler 1997.

¹⁶ In argumentationstheoretischer Diktion könnte man auch sagen: Sie stellen eine eigene „Begründungssprache“, einen eigenen „Gegenstandsbereich“ oder ein eigenes „kategoriales Sprachsystem“ dar, so wie es etwa auch einen ethischen, rechtlichen oder religiösen Gegenstandsbereich gibt: Vgl. dazu u. a. Göttert 1978, S. 4 ff. und Kopperschmidt 1989, S. 143 ff. Im sprachlichen „Gegenstandsbereich“ wird allerdings i. d. R. vermischt mit anderen „Begründungssprachen“ argumentiert.

unterscheidet, halten einer sprachwissenschaftlichen Prüfung nicht stand auch wenn einige mehr Berechtigung beanspruchen können als andere. Berechtigt oder nicht, die meisten stützen jedenfalls vor allem das subjektive Normverständnis und Normbedürfnis des Sprechers und legitimieren seine sprachkritisch begründete politische Haltung.

Die Typologie kann hier nicht ausführlich begründet, sondern nur mit Hilfe „sprechender“ Namen der einzelnen sprachthematisierenden „Topoi“ und einzelner Beispiele zumeist aus dem Einwanderungsdiskurs angedeutet werden.¹⁷

1. Berufung auf Wortverwendungs-Konventionen
(*Remotivierung, Etymologie, Duden, Sprachästhetik, Dynamisierung, Geschichte*)
2. Berufung auf die referentielle Funktion von Ausdrücken
(*Richtigkeit, Phantom, Worthölse, Euphemismus, einseitige Perspektive*)
3. Berufung auf den Bewußtsein und Handlungen mit-bestimmenden Charakter von Sprache
(*Biedermann und die Brandstifter, Bewußtseinskonstitution, politische Folgen, Tabu, Eindimensionalität*)
4. Berufung auf den strategischen / kämpferischen Aspekt von Sprache
(*Schlagwort, Begriffe besetzen, politischer Gegner, Sprachverwirrung*)
5. Berufung auf die emotive Funktion sprachlicher Zeichen
(*Betroffenheit, Schimpfwort, Umwertung, Assoziation, Retourkutsche*)
6. Berufung auf die sozial- und mentalitätsgeschichtliche Funktion von Sprache
(*Indikator*).

Folgendes läßt sich mit Hilfe dieser Topoi z. B. im Einwanderungsdiskurs beobachten: Der *Remotivierungs*- und der *Euphemismus-Topos* sind für den Einwanderungsdiskurs Anfang der 70er Jahre besonders typisch, wobei vor allem der Ausdruck *Gastarbeiter* immer wieder kommentiert wird (vgl. die Eingangs-Beispiele unter (1)–(3)). Das häufige Vorkommen des *Topos der politischen Folgen* in verschiedenen Zeitabschnitten verweist auf den jeweils brisanten Charakter des Themas (vgl. im Anhang Beispiel I 5). Der *Topos Biedermann und die Brandstifter* richtet sich in den letzten Jahren der Auseinandersetzung um die Einwanderung häufig gegen die Verwendung abwertender oder als abwertend empfundener Ausdrücke wie *Asylant* oder *Wirtschaftsflüchtling*. Auch der *Indikator-Topos*

¹⁷ Konkrete Textbeispiele, in denen einige der Topoi realisiert sind, finden sich im Anhang I. Aus Platzgründen vertrauen wir im Hinblick auf die Verständlichkeit der Typologie auf diese Beispiele und die Namen der Topoi. Im übrigen müssen wir auf die genauere Darstellung und Diskussion in Wengeler 1996 und 1998 verweisen.

spielt in den letzten Jahren in dieser Debatte eine Rolle, besonders in der Kommentierung des Ausdrucks *multikulturelle Gesellschaft* (vgl. im Anhang das Beispiel I 9).

3.4 Systematische Einbeziehung von Argumentationsmustern

Diese Systematisierung und Untersuchung der argumentativen Funktion von Sprachthematizationen in einem bestimmten Diskurs verbleibt jedoch nur bei den thematisierten Ausdrücken und betrachtet „Schlüsselwörter“ bestimmter Diskussionen nicht in ihrem gesamten argumentativen Kontext. Außerhalb enger lexikographischer Darstellungsrestriktionen erscheint aber eine Bedeutungsangabe umstrittener öffentlicher Ausdrücke kaum sinnvoll, ohne die Funktionsweise dieser Ausdrücke in wiederkehrenden Argumentationen, in Argumentationsmustern zu berücksichtigen.

Denn gerade in öffentlich-politischen Debatten „funktionieren“ Wörter allgemein und „Schlüsselwörter“ solcher Diskurse im besonderen nur innerhalb argumentativer Zusammenhänge. Diese bilden in einem thematischen Diskurs ein begrenztes Inventar von Argumentationsmustern. Durch die qualitativ und quantitativ verfahrenende Analyse von Argumentationstopoi bzw. -mustern lassen sich öffentliche Auseinandersetzungen zu einem Thema in verschiedenen Zeiträumen auf ihre dominanten „Denkfiguren“ hin untersuchen. Dies kann zusätzlich zu oder gemeinsam mit der Analyse der realitätskonstitutiven Leistung einzelner Ausdrücke und Metaphern geschehen.

So konnte festgestellt werden, daß der Einwanderungsdiskurs in der bundesrepublikanischen Presse sowohl Anfang der 70er wie Anfang der 80er Jahre dominiert war von rein wirtschaftlichen Kosten/Nutzen-Erwägungen.¹⁸ In beiden Zeiträumen spielen aber auch humanitär-moralische Betrachtungsweisen, die sich (z. T. paternalistisch) um das Wohlergehen und die Gleichbehandlung der Einwandernden sorgen, eine wichtige Rolle (vgl. im Anhang die Textbeispiele II 2 und 3). Als drittes wird Einwanderung mit unterschiedlichen Befürchtungen bezüglich der Anwesenheit und Zunahme der Einwanderer verbunden. Diese letzte Betrachtungsweise verstärkt sich Anfang der 80er Jahre: Argumentationsmuster, die die Anwesenheit der Einwandernden als gesellschaftlich schwerwiegendes Problem ansehen, treten vermehrt auf. Die Perzeption der Einwanderung als Belastung und Gefahr für die deutsche Gesellschaft hat deutlich zugenommen (vgl. im Anhang II 4 und 5). Daneben tritt verstärkt das Argumenta-

¹⁸ Auch diese Ergebnisse können in diesem Rahmen nur sehr vereinfacht wiedergegeben werden. Zu genaueren Erläuterungen der Topoi und der quantitativen Analyseergebnisse vgl. Wengeler 1997. Um das Gesagte nachvollziehbar zu machen, finden sich im Anhang II Textbeispiele, die die erwähnten Topoi beinhalten.

tionsmuster, Einwandernde mißbrauchten deutsche Rechte oder soziale Leistungen (vgl. Anhang II 6), während Gerechtigkeits-Erwägungen in Richtung rechtlicher und politischer Gleichbehandlung im Vergleich zum Anfang der 70er Jahre eine geringere Rolle spielen.

Eine solchermaßen die diskurslinguistische Untersuchung von Einzelwörtern ergänzende Argumentationsanalyse kann sicherlich nicht die öffentliche Resonanz finden wie das Kürten von Wörtern oder Unwörtern des Jahres, sie kann aber etwas beitragen, den öffentlichen Bedarf an der Durchschaubarkeit politischer Debatten zu befriedigen, und sie kann zusammen mit Wort- und Metaphernanalyse die sprachliche Konstruktion öffentlicher „Wirklichkeiten“ zeigen und bewußt halten.

4. Vermittlung der Ergebnisse in der Öffentlichkeit

In der bisherigen Darstellung wurden bereits rezipientenorientierte Ansprüche deutlich, die eine geeignete Vermittlung der sprachwissenschaftlichen Forschungsergebnisse zumindest für sprachinteressierte Teilöffentlichkeiten bzw. für wichtige Sprechergruppen herausfordern, wollen sie nicht als reine „fromme Wünsche“ in der Fachöffentlichkeit steckenbleiben. Grundsätzlich kann es wohl nur so sein, daß solche Forschung insbesondere professionell mit Sprache Beschäftigten vermittelbar ist, die wiederum über ihre Multiplikatoren-Funktion Ausschnitte aus den Forschungsergebnissen weitergeben können. Zu denken ist dabei auf der einen Seite an Politiker und Journalisten. Zum zweiten sind es Deutschlehrer und Deutsch-als-Fremdsprache-Lehrende, die solche Forschungsergebnisse vermitteln könnten, wobei DaF-Lehrende die damit verbundenen sprachgeschichtlichen Forschungen auch für den landeskundlichen Unterricht verwenden können. Diese potentiellen Multiplikatoren-Leistungen sollten die Forschenden allerdings nicht davon entlasten, allgemeiner verständliche Darstellungsformen zu finden, z. B. auch in speziellen auf die Öffentlichkeit zugeschnittenen Aufbereitungsformen.

Solche Ansprüche der Vermittlung linguistischer Erkenntnisse aus dem Forschungsfeld „öffentliche, politische Sprache“ oder auch „Sprachgeschichte der Gegenwart“ sind natürlich nicht auf die hier vorgestellten Düsseldorfer Untersuchungen beschränkt. Ähnliche Ziele verfolgen etwa die Linguistinnen und Linguisten, die sich mit Sprach- und Kommunikationsproblemen nach der sog. Wende 1989 beschäftigen, einschlägige Projektgruppen am IDS oder die seit 1986 bestehende Arbeitsgemeinschaft Sprache in der Politik, die mit regelmäßigen Tagungen und Publikationen versucht, „die Öffentlichkeit“ zu erreichen.¹⁹ Einen besonderen Stellen-

¹⁹ Zur Nach-Wende-Forschung vgl. erste Überblicke bei v. Polenz 1993 und Hellmann 1994; zu IdS-Publikationen vgl. die bereits erwähnten Titel Strauß/Haß/

wert hat die gesellschaftliche Relevanz der eigenen Untersuchungsergebnisse auch für Vertreterinnen und Vertreter der sogenannten „Kritischen Diskursanalyse“, die, was die Präsenz in den Medien angeht, mit ihren Publikationen zumeist recht erfolgreich wirken.²⁰ Da wir die öffentliche Reaktion auf die Bemühungen dieser Gruppen aber nicht kompetent beurteilen können, beschränken wir uns im folgenden darauf, Reaktionen auf unsere eigenen bisherigen Publikationen zum referierten Bereich „die Öffentlichkeit bewegender“ Sprachphänomene im Hinblick auf die genannten Vermittlungsansprüche zu erörtern.

Da die Thematik „Öffentlicher Sprachgebrauch“ „zu groß und zu wichtig für eine bloß universitäre Debatte“ sei (RHEINISCHE POST 26.7.1996), werden Düsseldorfer Publikationen und Vorträge „Wissenschaftlern, Politikern, Journalisten und sprachkritischen Laien, ja allen politisch mitdenkenden Bürgern zur Lektüre“ empfohlen (Erich Straßner in: SOCIOLINGUISTICA 10/1996) und gelten als Beispiel, daß die Linguistik „heraus aus dem Elfenbeinturm“ geht (HESSISCH-NIEDERSÄCHSISCHE ALLGEMEINE 20.9.1997). Didaktisch interessierte Besprechungen sprechen unseren Untersuchungen zum öffentlichen Sprachgebrauch einen Nutzwert in den Bereichen Gesellschaftswissenschaften und Deutsch in der Oberstufe zu und empfehlen sie für die Vermittlung politischer Landeskunde im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“.²¹

Die Verständlichkeit der Darstellung für Nicht-Fachler wird dabei zwar unterschiedlich, aber doch zumeist positiv eingeschätzt: Publikationen unserer Forschungsergebnisse werden des öfteren als gut lesbar und spannend geschrieben bezeichnet. Obwohl einerseits bescheinigt wird, sie kämen „ohne den berühmt-berüchtigten Linguistenjargon“²² aus, gibt es auch die gegenläufige Kritik, daß sich „gerade Sprachwissenschaftler [...] ein bißchen mehr Mühe geben [sollten], sich verständlich auszudrük-

Harras 1989 und Herberg/Steffens/Tellenbach 1997; die Publikationen der AG Sprache in der Politik sind Burkhardt/Hebel/Hoberg 1989, Liedtke/Wengeler/Böke 1991, Reiher/Läzer 1993, Reiher 1995, Diekmannshenke/Klein 1996, Klein/Diekmannshenke 1996.

²⁰ Vgl. u. a. Link 1992, Jäger/Janussek 1992, Jäger 1993, Jäger/Link 1993, Matouschek/Wodak/Janussek 1995. International sind als Vertreter der „Critical Discourse Analysis“ u. a. Namen wie Teun van Dijk, Gunter Kress, Norman Fairclough zu nennen.

²¹ Vgl. die Rezensionen von Bertold Flierl in Forum Politik-Unterricht Nr. 3/1995, von Christoph Sauer bzw. Hajo Diekmannshenke in Informationen Deutsch als Fremdsprache 2–3/1996, von Yves Bertrand in: Nouveaux Cahiers d'Allemand 13 (1995) und von Britta Hufeisen in Deutsch als Fremdsprache 33 (1996).

²² Berthold Flierl in Forum Politik-Unterricht Nr. 3/1995. Vgl. etwa auch die Besprechungen in Informationen Deutsch als Fremdsprache 2–3/1996, Sprachreport 4/1995 und in der „Zeitschrift für bündnisgrüne Politik“ Schrägstrich Mai/Juni 1995, S. 44 f., sowie Süßmuth 1996, S. 15.

ken“²³, während einer anderen Rezensentin die „mitunter für wissenschaftliche Texte ungewöhnliche Ausdrucksweise“ auffällt (DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE 33 (1996), S. 254). Diese Stimmen mögen andeuten, wie schwierig die Gratwanderung zwischen Schreiben für die Fachwelt und Schreiben für die Öffentlichkeit ist.²⁴

Bezüglich eines allgemeinen sprach-aufklärerischen Anspruchs ist die Einschätzung in einer Radiosendung erfreulich, die dem Bemühen unserer Arbeit, in konkreten gesellschaftlich-politischen Zusammenhängen die „realitätskonstitutive Kraft der Sprache“ aufzuzeigen, bescheinigt, „ein Stück Aufklärung“ zu leisten: Alten und aktuellen „ideologischen“ Verständnissen von Sprache als Stifterin einer nationalen kulturellen Identität (Sprache führe zum „Kern der geistig-kulturellen Existenz eines Volkes“ und sei „sozusagen ein ‘genetischer Fingerabdruck’ der unverwechselbaren kulturellen Identität“) werde damit entgegengetreten²⁵. In ähnlicher Richtung wird unser Band „Kontroverse Begriffe“ von einer Politikerin als „Beitrag zur politischen Kultur in unserem Gemeinwesen“ gewertet in dem Sinne, daß er „die Freiheit des öffentlichen Sprechens und die Verantwortung für unseren Umgang mit Sprache und Sprechern“ als „Grundbedingungen einer pluralistischen, demokratischen Gesellschaft“ (Süssmuth 1996, S. 17 f.) bewußt mache.

Inwieweit über solche Rezensionen hinaus unsere Ergebnisse tatsächlich genutzt und vermittelt werden, können wir allerdings nicht einschätzen. Weder liegen uns Erfahrungsberichte über die unterrichtliche Nutzung der Ergebnisse vor noch ist es uns bisher selbst gelungen, didaktische Vorschläge zur Vermittlung der Ergebnisse zu erarbeiten, geschweige denn zu veröffentlichen. Eigene Erfahrungen haben wir eher mit Vorträgen im Ausland gemacht, bei denen unsere Ergebnisse gerade als Beitrag zur politischen Landeskunde sehr interessiert aufgenommen werden²⁶ sowie mit Vorträgen vor sprachinteressiertem Laienpublikum etwa in Sektionen und Veranstaltungen der Gesellschaft für deutsche Sprache. Die gerade bei solchem Publikum häufige Fixierung auf Einzelwörter konnte dabei oft in fruchtbarer Weise in Frage gestellt und das Interesse in unsere Richtung erweitert werden. Fehlanzeige sind bisher Vortrags- und Vermittlungs-Erfahrungen bei und mit Politikern. Weder verbuchen wir von

²³ Rezension von Hermann Meyn: „Politische Plastikwörter auf Sprachmüllbergen. Sprachgebrauch dokumentiert den Wandel politischen Bewußtseins“ (die Hauptüberschrift bezieht sich auf ein anderes, mitrezensiertes Buch) in Das Parlament Nr. 47/1995.

²⁴ Grundsätzliches dazu bei Biere 1996 und Niederhauser 1997.

²⁵ Andreas Müller in der Sendung „S 2 Buchzeit“ des Süddeutschen Rundfunks, Studio Mannheim am 27.6.1996.

²⁶ Vgl. hierzu Stötzel/Wengeler 1996 sowie Jung 1996b.

dieser Seite Vortragsanfragen noch ist es uns selbst gelungen, Kontakte dorthin aufzubauen.

Eine weitere Vermittlungschance unserer Ergebnisse ist deren Rezeption in tages- und wochenaktuellen Medien. Diese hat zwar stattgefunden, ist aus quantitativer Sicht aber relativ bescheiden. Qualitativ hingegen haben wir wenig Anlaß zur beliebten Wissenschaftlerklage, die ihre Ergebnisse in der notwendig verkürzten Form der medialen Vermittlung zu meist unzulänglich wiedergegeben sieht. Berichte über unsere Arbeiten enthielten jedenfalls eine für den interessierten Zeitungsleser und Rundfunkhörer gut verständliche und nachvollziehbare Darstellung des Gesamtkonzepts der Untersuchungen und von Einzelergebnissen.

Eine bessere Präsenz unserer Ergebnisse in den Medien dürfte demnach eher durch vermehrte eigene, nicht nur individuelle, sondern fachinterne Anstrengungen als durch ein verändertes Journalistenverhalten zu erreichen sein, denn grundsätzlich scheinen Fragestellungen, wie wir sie verfolgen, durchaus auf offene Ohren in „der Öffentlichkeit“ zu stoßen.

Der Ausgang aus der „selbstverschuldeten öffentlichen Unmündigkeit“ der Germanistik²⁷ könnte dann auch dazu beitragen, dem Mythos von der sprachunabhängig gedachten Wirklichkeit etwas entgegenzusetzen, wie er besonders plastisch wird in der aufdringlichen Werbung eines bekannten Nachrichtenmagazins, das verspricht, den Lesern „Fakten, Fakten, Fakten“ zu liefern. Demnach ist der Anspruch an LinguistInnen zurückzuweisen, sie sollten den Medien sagen, wo diese sprachlich die Realität verfehlen, denn damit würde uns kontrafaktisch die Kompetenz zugeschrieben zu sagen, was die „wirkliche Realität“ ist.²⁸ Demgegenüber wäre mit unseren, auch mit den historisierenden Forschungen deutlich zu machen, daß und wie gesellschaftliche, soziale Wirklichkeit sprachlich konstituiert wird, daß dies beständig der Fall ist und auch nicht anders sein kann und daß dies aufgrund von unterschiedlichen Sichtweisen und Interessen auf jeweils heterogene und konkurrierende Weise geschieht. Zu zeigen ist, wie sich bestimmte Sichtweisen durchsetzen und andere im kollektiven Gedächtnis verlorengehen.

5. Folgerungen für die Germanistische Sprachwissenschaft

Trotz der nachweislichen Laien-Rezeption von Arbeiten, die sich mit dem öffentlichen Sprachgebrauch beschäftigen, erscheint es uns angesichts anderer universitärer Prioritäten oft als „Luxus“, für die Vermittlung unse-

²⁷ Kaiser 1997, S. 17; vgl. auch das nachdrückliche Plädoyer des Germanisten und Rektors der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf für eine Öffnung der Geisteswissenschaften in: DIE ZEIT 18.3.1994, S. 45 („Viel Gerede, kein Gespräch“).

²⁸ Vgl. den schönen Graffiti-Spruch: „In Wirklichkeit ist die Realität ganz anders“.

rer Ergebnisse an die Öffentlichkeit Zeit aufzuwenden. Man muß „Überzeugungstäter“ sein, um hier aktiv zu werden.²⁹

Es wäre deshalb unserer Meinung nach falsch, die mangelnde Anerkennung der germanistischen Linguistik in der Öffentlichkeit nur als Defizit der individuellen Vermittlungskompetenz von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ansehen zu wollen. Appelle, sich verständlicher auszu-drücken und mehr an die Öffentlichkeit zu treten, werden nur begrenzte Wirkung haben, wenn der Vermittlungs- und Verwertungsaspekt nicht bereits in die Konstituierung entsprechender Forschungsschwerpunkte und in die jeweiligen Untersuchungsdesigns eingeht.

Die Rückkoppelung von Grundlagenwissenschaft, gesellschaftlich orientierten Forschungsschwerpunkten, Anwendungsforschung und Vermittlung läßt sich im übrigen durchaus institutionalisieren: Zum Beispiel, wenn die Umsetzung sprachwissenschaftlicher Ergebnisse in Schulungen, Handbüchern, Vortragsreihen zu einem ausdrücklichen Bestandteil einschlägiger Projekte wird, in denen dann auch verschiedene Institutionen zusammenarbeiten.

Wissenschaftliche Dienstleistungen müssen auf einer unabhängigen und vielschichtigen universitären Grundlagenforschung aufbauen, aber die Öffentlichkeits- und Anwendungsperspektive kann umgekehrt auch einen wissenschaftlichen Ertrag haben. Idealerweise regt die Theorie die Praxis an, und die Anwendungsergebnisse treiben ihrerseits die Theoriebildung weiter.

Diskurslinguistische Ansätze im Bereich des öffentlichen Sprachgebrauchs erbringen eine Reihe von empirischen Ergebnissen, die etwa für Sprachwandeltheorie, Sprachgeschichte, Textlinguistik, Stilistik, Lexikologie, insbesondere aber natürlich ganz allgemein für die Soziolinguistik von Bedeutung sind.³⁰

Ein zentrales Problem bei empirisch gut abgesicherter Forschung ist, daß sie Zeit braucht. Die Wissenschaft hinkt somit der Aktualität, die aber für die öffentliche Wirksamkeit unabdingbar ist, zwangsläufig hinterher. Ein themen- oder diskursorientierter Ansatz bietet in diesem Dilemma dann neue Möglichkeiten, wenn wichtige gesellschaftliche Diskurse von offensichtlich anhaltender Relevanz (z. B. Migrationsdiskurs, Wirtschaftsdiskurs, Umweltdiskurs) linguistisch längerfristig verfolgt werden.

Auf der Basis einer solchen mehr oder weniger permanenten Begleitforschung lassen sich dann auch sprachliche Einzelfragen, die plötzlich auftauchen, besser einordnen, schneller und vor allem kompetenter beant-

²⁹ Zu den strukturellen Hintergründen dieser Problematik vgl. z. B. Mackowiak 1994 und Wimmer 1994.

³⁰ Dies versucht Jung 1994 zu zeigen.

worten, was nicht zuletzt eine Frage neuer Kommunikationskanäle und Veröffentlichungsformen ist. Der Aufsatz in einschlägigen Zeitschriften bzw. Sammelbänden kommt zwangsläufig zu spät, während man die eigenen Ergebnisse durch E-Mail-Informationslisten oder die Publikation als Internet-Dokument schnell, kostenfrei und mit vergleichsweise geringem Aufwand einer breiteren Öffentlichkeit (bzw. Mittlern wie Journalisten) zugänglich machen kann.

Nicht zuletzt stellt sich die Frage, inwieweit man aus Forschungsergebnissen konkrete „Handlungsanweisungen“ ableiten kann, die sich als „Kommunikationsoptimierung“ auch im Sinne ihrer Effizienz rechtfertigen müssen. Das ist für den hier behandelten Bereich ungleich schwieriger als etwa für die Spracherwerbsforschung, die forensische Linguistik oder die angewandte Gesprächsanalyse und die Textverständlichkeitsforschung. Dennoch sind für das in unserem Vortrag genauer ausgeführte Beispiel des Migrationsdiskurses konkrete Empfehlungen zu einem behutsamen Gebrauch bestimmter Wörter und sprachlicher Argumente durchaus möglich, etwa im Hinblick auf nicht-diskriminierende Redeweisen, Vermeidung von Wortfetischismus, Abbau von Polarisierungen.

Jede Wissenschaft muß sich heutzutage danach fragen lassen, inwieweit sie auch Service-Leistungen für die Gesellschaft erbringt. Öffentlichkeit allein dadurch herstellen zu wollen, daß man durch reißerische oder originell-witzige Aufbereitung seiner Ergebnisse in die Medien gelangt, scheint uns der falsche Weg. Auch die linguistische Terminologisierung der Sprachglossen und die bessere Präsenz auf den Wissenschaftsseiten der Tageszeitungen reicht nicht aus. *Ein* wichtiges Kriterium für Anerkennung sprachwissenschaftlicher Expertise ist auch, inwieweit diese als Beratungskompetenz wahrgenommen und nachgefragt wird, sprich, inwieweit diese Expertise von öffentlichen Institutionen und privatwirtschaftlicher Seite als so relevant angesehen wird, daß sie nicht nur Medienwissenschaftlern, Psychologen, Politologen, Soziologen und Werbeagenturen, sondern auch Linguistinnen und Linguisten entsprechende Untersuchungs- und Beratungsaufträge erteilen und inwieweit darüber hinaus ein Interesse an der Umsetzung der Ergebnisse in Schulungsseminaren für wichtige Mittler wie Lehrer, Journalisten oder allgemein in der politischen Bildung besteht.

Darüber hinaus bleibt es im Bereich der öffentlichen Diskussion eine ständige Aufgabe, grundsätzliche sprachtheoretische Erkenntnisse und kommunikationsethische Postulate zu vermitteln: die Ablehnung von Deutungsmonopolen, das Widerlegen des Wortfetischismus, Warnungen vor dehumanisierenden Redeweisen oder – übergreifend – die ständige Bewußthaltung der sprachlichen Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit. Das sind Anliegen, wie sie von Stötzel, Wimmer und Heringer seit den 70er Jahren wiederholt vorgebracht wurden (Stötzel 1982, Heringer 1982, Wimmer 1986). Diese allgemeinen Erkenntnisse müssen im

Sinne einer öffentlichen Wirksamkeit – ohne Expertenarroganz – immer wieder an aktuellen Beispielen aus der Sprachwelt der angesprochenen Laien dargelegt werden.

In den letzten gut 20 Jahren hat sich auch für den Bereich des öffentlichen bzw. politischen Sprachgebrauchs eine große Zahl von Ansätzen entwickelt, seien sie eher sprachkritisch-exemplarisch, eher empirisch-korpuslinguistisch, eher historisch oder eher grundlagenforschend. Wir konnten die Reichhaltigkeit dieser Ansätze nicht einmal andeutungsweise darstellen³¹; doch scheint uns, daß insofern die Weichen für eine stärker öffentlichkeitsrelevante Linguistik hier wie in anderen linguistischen Teilbereichen, von denen in den anderen Beiträgen dieses Bandes behandelt wird, bereits gestellt sind. Die programmatische Diskussion, die mit dieser Tagung vorangetrieben wird, kann eine Praxis systematisieren und befördern, die unter der Hand bereits gut etabliert ist. Das ist eigentlich eine gute Grundlage dafür, daß die germanistische Linguistik große Teile „ihres“ Feldes in der Öffentlichkeit nicht mehr anderen zu überlassen braucht, die weniger seriös arbeiten bzw. deren Kompetenzen eigentlich andere sind. Erfreulicherweise ist hier aber schon einiges in Bewegung geraten.

Literatur

- Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag am Beispiel von Sprachratgebern. Tübingen.
- Biere, Bernd-Ulrich (1996): Fachsprachengebrauch und Verständlichkeit. Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit. In: Hennig, Jörg/Meier, Jürgen (Hg.): Varietäten der deutschen Sprache. Frankfurt a. M., S. 213–227.
- Böke, Karin (1996a): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten“ Sprachgeschichtsschreibung. In: Böke/Jung/Wengeler (Hg.), S. 431–452.
- Böke, Karin (1996b): Flüchtlinge und Vertriebene zwischen dem Recht auf die alte Heimat und der Eingliederung in die neue Heimat. In: Böke/Liedtke/Wengeler, S. 131–210.
- Böke, Karin (1996c): Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära. Zu Theorie und Methodik. In: Böke/Liedtke/Wengeler, S. 19–47.
- Böke, Karin (1997): Die „Invasion“ aus den „Armenhäusern Europas“. Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In: Jung/Wengeler/Böke (Hg.), S. 164–193.
- Böke, Karin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen.
- Böke, Karin/Liedtke, Frank/Wengeler, Martin (1996): Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära. Berlin/New York.
- Bornscheuer, Lothar (1976): Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft. Frankfurt a. M.

³¹ Einen Forschungsüberblick bietet Diekmannshenke 1997.

- Burkhardt, Armin (1996a): Das Zitat vor Gericht. Linguistische Anmerkungen zur Rezeption eines denk-würdigen Satzes von Kurt Tucholsky. In: Böke/Jung/Wengeler (Hg.), S. 138–173.
- Burkhardt, Armin (1996b): Politolinguistik. Versuch einer Ortsbestimmung. In: Klein/Diekmannschenke (Hg.), S. 75–100.
- Burkhardt, Armin/Hebel, Franz/Hoberg, Rudolf (Hg.) 1989: Sprache zwischen Militär und Frieden: Aufrüstung der Begriffe? Tübingen.
- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart.
- Busse, Dietrich (1991): Angewandte Semantik. Bedeutung als praktisches Problem in didaktischer Perspektive. In: Der Deutschunterricht 43, Heft 5, S. 42–61.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse/Hermanns/Teubert (Hg.), S. 10–27.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen.
- Diekmannschenke, Hajo (1997): Öffentlicher Sprachgebrauch. In: Zeitschrift für Semiotik 19.1–2, S. 149–167.
- Diekmannschenke, Hajo/Klein, Josef (Hg.) (1996): Wörter in der Politik. Analysen zur Lexemverwendung in der politischen Kommunikation. Opladen.
- Ehlich, Konrad (Hg.) (1994): Diskursanalyse in Europa. Frankfurt a. M. etc.
- Göttert, Karl-Heinz (1978): Argumentation. Grundzüge ihrer Theorie im Bereich theoretischen Wissens und praktischen Handelns. Tübingen.
- Hahn, Silke (1998): Zwischen „Einheitsschule“ und „Eliteförderung“. Semantische relevante Phänomene in der Bildungspolitik als Beitrag zu einer Sprachgeschichte der Bundesrepublik. Frankfurt a. M.
- Hellmann, Manfred W. (1994): Ostdeutsch – Westdeutsch im Kontakt. Brücke oder Schranke der Verständigung? In: Terminologie et Traduction 1, S. 105–138.
- Herberg, Dieter; Steffens, Doris; Tellenbach, Elke (1997): Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90. Berlin/New York.
- Herbig, Albert F. (1993): Argumentation und Topik. Vorschläge zur Modellierung der topischen Dimension argumentativen Handelns. In: Zeitschrift für Germanistik N. F. 3, S. 584–595.
- Heringer, Hans Jürgen (Hg.) (1982): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen.
- Heringer, Hans Jürgen (1990): „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“. Politik, Sprache, Moral. München.
- Hermanns, Fritz (1980): Brisante Wörter. Zur lexikographischen Behandlung parteisprachlicher Wörter und Wendungen in Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. In: Germanistische Linguistik 11, S. 87–108.
- Hermanns, Fritz (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen „politischen Semantik“ (=Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245, Bd. 81). Heidelberg/Mannheim.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus/Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Tübingen, S. 69–101.

- Hoffmann, Arne (1996): *Political Correctness. Zwischen Sprachzensur und Minderheitenschutz*. Marburg.
- Jäger, Siegfried (1993): *BrandSätze. Rassismus im Alltag*. 3. Aufl. Duisburg.
- Jäger, Siegfried/Januschek, Franz (Hg.) (1992): *Der Diskurs des Rassismus*. Oldenburg (= OBST H. 46).
- Jäger, Siegfried/Link, Jürgen (Hg.) (1993): *Die vierte Gewalt. Rassismus und die Medien*. Duisburg.
- Jung, Matthias (1994): *Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie*. Opladen.
- Jung, Matthias (1996a): *Linguistische Diskursgeschichte*. In: Böke/ Jung/ Wengeler (Hg.), S. 453–472.
- Jung, Matthias (1996b): *Migration im europäischen Diskursvergleich*. In: Wierlacher, Alois/ Stötzel, Georg (Hg.): *Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses für Interkulturelle Germanistik (Düsseldorf 1994)*. München, S. 593–606.
- Jung, Matthias (1996c): *Von der politischen Sprachkritik zur Political Correctness deutsche Besonderheiten und internationale Perspektiven*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 76, S. 18–36.
- Jung, Matthias (1997): *Lexik und Sprachbewußtsein im Migrationsdiskurs. Methode und Ergebnisse wortbezogener Untersuchungen*. In: Jung/Wengeler/Böke (Hg.), S. 194–213.
- Jung, Matthias (1998): „Haken, die man im Finstern nicht sieht“. *Subsistente Normen und der Freiraum des Individuums – eine Fallstudie*. In: *Der Deutschunterricht* H. 3, S. 57–60.
- Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.) (1997): *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*. Opladen.
- Kaiser, Gert (1997): *Germanistik nach 1989: Gesellschaft, Hochschule, Wirtschaft – das Fach vor neuen Herausforderungen im vereinigten Deutschland*. In: *Düsseldorfer Uni-Zeitung* 26, Nr. 2, S. 16–19.
- Kienpointner, Manfred (1992): *Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Klein, Josef (Hg.) (1989): *Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung*. Opladen.
- Klein, Josef; Diekmannshenke, Hajo (Hg.) (1996): *Sprachstrategien und Dialogblockaden. Linguistische und politikwissenschaftliche Studien zur politischen Kommunikation*. Berlin/New York.
- Kopperschmidt, Josef (1989): *Methodik der Argumentationsanalyse*. Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Kopperschmidt, Josef (1991): *Formale Topik. Anmerkungen zu ihrer heuristischen Funktionalisierung innerhalb einer Argumentationsanalytik*. In: Ueding, Gert (Hg.): *Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik“*. S. 53–62.
- Liebert, Wolf-Andreas (1994): *Das analytische Konzept Schlüsselwort in der linguistischen Tradition*. (=Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245, Bd. 83). Heidelberg/Mannheim.
- Liedtke, Frank; Wengeler, Martin; Böke, Karin (Hg.) (1991): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen.

- Link, Jürgen (1992): Die Analyse der symbolischen Komponenten realer Ereignisse. Ein Beitrag der Diskurstheorie zur Analyse neonazistischer Äußerungen. In: Jäger/Januschek (Hg.), S. 37–52.
- Linke, Angelika; Voigt, Gerhard (1994): Sprache kritisieren – Sprachkritik. In: Praxis Deutsch 132, S. 18–22.
- Mackowiak, Klaus (1994): Gibt es Sie wirklich? Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes H. 3, S. 56–63.
- Matouschek, Bernd/Wodak, Ruth/Januschek, Franz (1995): Notwendige Maßnahmen gegen Fremde? Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz. Wien.
- Müller, Wolfgang (1994): Die Lust an der Worthinrichtung. Sprachkritisches Bewußtsein in der Öffentlichkeit. In: ide (Zeitschrift für den Deutschunterricht in Wissenschaft und Schule) 4, S. 42–59.
- Musolff, Andreas (1996): Krieg gegen die Öffentlichkeit. Terrorismus und politischer Sprachgebrauch. Opladen.
- Niederhauser, Jürg (1997): Sprachliche Streifzüge. Populärwissenschaftliches Schreiben über sprachliche Fragen und linguistische Themen. In: Adamzik, Kirsten/Antos, Gerd/Jakobs, Eva-Maria (Hg.): Domänen- und kulturspezifisches Schreiben. Frankfurt a. M., S. 203–222.
- Niehr, Thomas (1993): Schlagwörter im politisch-kulturellen Kontext. Zum öffentlichen Diskurs in der BRD von 1966–1974. Wiesbaden.
- Polenz, Peter von (1993): Die Sprachrevolte in der DDR im Herbst 1989. Ein Forschungsbericht nach drei Jahren vereinter germanistischer Linguistik. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 21, S. 127–149.
- Reiher, Ruth (Hg.) (1995): Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen. Berlin/New York.
- Reiher, Ruth/Läzer, Rüdiger (Hg.) (1993): Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinigten Deutschland. Berlin.
- Steyer, Kathrin (1997): Reformulierungen. Sprachliche Relationen zwischen Äußerungen und Texten im öffentlichen Diskurs. Tübingen.
- Stötzel, Georg (1982): Schulbezogene Sprachwissenschaft. Düsseldorf.
- Stötzel, Georg/Wengeler, Martin u. a. (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin/New York.
- Stötzel, Georg/Wengeler, Martin (1996): Sprachgeschichte als Landeskunde. Ein Projekt zur Erforschung des Wortschatzes der Sprache der Öffentlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. In: Wierlacher, Alois/Stötzel, Georg (Hg.): Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses für Interkulturelle Germanistik (Düsseldorf 1994). München, S. 383–398.
- Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela (1989): Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin/New York.
- Süssmuth, Rita (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch in der Demokratie – Anmerkungen aus politischer Perspektive. In: Böke/Jung/Wengeler (Hg.), S. 15–18.
- Wengeler, Martin (1992): Die Sprache der Aufrüstung. Zur Geschichte der Rüstungsdiskussionen nach 1945. Wiesbaden.
- Wengeler, Martin (1995): „Multikulturelle Gesellschaft“ oder „Ausländer raus“?

- Der sprachliche Umgang mit der Einwanderung seit 1945. In: Stötzel/Wengeler u. a., S. 711–749.
- Wengeler, Martin (1996): Sprachthematisierungen in argumentativer Funktion. Eine Typologie. In: Böke/Jung/Wengeler (Hg.), S. 413–430.
- Wengeler, Martin (1997): Argumentationsmuster im Einwanderungsdiskurs seit 1945. In: Jung/Wengeler/Böke (Hg.), S. 121–149.
- Wengeler, Martin (1998): Normreflexion in der Öffentlichkeit. Zur Legitimationsbasis sprachlicher Normierungsversuche. In: Der Deutschunterricht H. 3, S. 49–56.
- Wesel, Reinhard (1991): Entwicklungspolitische Rhetorik: Kognitive Strukturen im Phänomenbereich „Dritte Welt“ und ihre 'symbolische Politisierung' zwischen euphorischer Projektion und Bedrohungsängsten. In: Opp de Hipt, Manfred/Latniak, Erich (Hg.): Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung. Opladen, S. 66–90.
- Wichter, Sigurd (1994): Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der Vertikalität. Tübingen.
- Wimmer, Rainer (1986): Neue Ziele und Aufgaben der Sprachkritik. In: Schöne, Albrecht (Hg.): Kontroversen – alte und neue, Band 4. Tübingen, S. 146–158.
- Wimmer, Rainer (1994): Interessierte Öffentlichkeit für die germanistische Linguistik? In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, H. 3, S. 51–56.
- Wimmer, Rainer (1997): Political Correctness – ein Fall für die Sprachkritik. In: Disselnkötter, Andreas u. a. (Hg.): Evidenzen im Fluß. Duisburg, S. 287–300.

Umfangreiche Projektdokumentationen, Publikationshinweise und aktuelle Informationen zu Düsseldorfer Publikationen zum öffentlichen Sprachgebrauch finden sich im Internet unter: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germl/dfg_proj.htm

Material

I Textbeispiele sprachthematisierender Argumentationstopoi

1 Duden-Topos

[Unter Berufung auf Worterklärungen des Duden Universalwörterbuches (1983) zu aussiedeln, Aussiedler, einwandern und Einwanderer folgt ein Autor, daß es sich]

bei der Gruppe von Zuwanderern, die derzeit in großer Zahl aus der Sowjetunion, Polen etc. als sog. „Aussiedler“ zu uns kommen, also eindeutig nicht um Aussiedler, sondern um Einwanderer [handelt]. Wenn dennoch der geradezu sinnwidrige Gebrauch des Wortes „Aussiedler“ in der Verwaltungssprache festgeschrieben und von dort in die Sprachmuster der Massenmedien aufgenommen wurde, dann kann das nicht nur Gedankenlosigkeit gewesen sein. (Otto, Karl A. 1990: Historische, politisch-moralische und rechtliche Aspekte der Aussiedler-Politik. In: ders. (Hg.): Westwärts – Heimwärts? Aussiedlerpolitik zwischen „Deutschtümelei“ und „Verfassungsauftrag“. Bielefeld, S. 11–68, hier S. 55)

2 Geschichts-Topos

Immer wieder liest man in den Zeitungen Berichte über „Fremdarbeiter“. Dieses Wort oft gedankenlos übernommen aus einer Zeit, in der Hunderttausende von ausländischen Arbeitern in Deutschland zwangsverpflichtet waren wirkt auf die ausländischen Arbeitnehmer häufig verletzend. [...] Man sollte daher [...] das Wort „Fremdarbeiter“ vermeiden! (SPD-Pressdienst 15.6.1961, S. 3)

3 Worthülsen-Topos

Der andere Weg, den Koalitionspolitiker empfehlen, ist der der „Integration“. Das ist ein politisches Schwamm-Wort. Es läßt sich deuten von der Einbürgerung bis hin zu einem unverbindlichen „seid nett zueinander“. (FAZ 23.2.1982, S. 6)

4 Richtigkeits- und Euphemismus-Topos

Die mehr als zwei Millionen Ausländer [...] werden höchst harmlos Gastarbeiter genannt. Der Ausdruck Gastarbeiter lullt die Gemüter ein, weil sich mit ihm die Vorstellung verbindet, es handele sich um eine vorübergehende Erscheinung [...]. Viele von denen, die wir Gastarbeiter nennen, sind kontinuierlich seit sieben Jahren in der Bundesrepublik. (Publik Echo der Zeit 6.2.1970)

5 Topos der politischen Folgen

Auch heute wird der Begriff „Wirtschaftsflüchtling“ oder „Wirtschafts-asylant“ dazu verwendet, Flüchtlingen die Notwendigkeit zur Flucht abzusprechen und ihnen den Mißbrauch des Asylrechts vorzuwerfen. Politiker fast aller Parteien, ihnen voran Bundesinnenminister Zimmermann, versuchen mit dem Begriff „Wirtschaftsflüchtling“ die Menschenrechtsproblematik der De-facto-Flüchtlinge systematisch herunterzuspielen. (Hanns Thomä-Venske in FR 9.3.1989)

6 Tabu-Topos

Durch die Tabuisierung des Begriffs Einwanderung hat sich die deutsche Politik aber lange handlungsunfähig gemacht. (Prantl, Heribert 1993: Hysterie und Hilflosigkeit. Chronik der Asyldebatte seit der deutschen Einheit. In: Blanke, Bernhard (Hg.): Zuwanderung und Asyl in der Konkurrenzgesellschaft. Opladen, S. 301–338, hier S. 307)

7 Schlagwort-Topos

Die vor allem von Journalisten und Politikern betriebene Benennung einiger Probleme im Zusammenhang mit einem gebietsweise hohen Ausländeranteil ist aber zu einem einzigen Schlagwort geronnen: „Das Auslän-

derproblem“. Ein teuflisches Wort, das unterstellt, schon die bloße Anwesenheit von Nicht-Deutschen auf deutschem Grund und Boden sei ein Problem. Ein Wort, das mittlerweile nicht nur zu parteipolitischen Schaukämpfen auf dem Rücken von Nicht-Wählern schändlich mißbraucht wird, sondern auch erschreckend viel Unverdautes, Trübes, Dumpfes und Hundsgemeines ans Tageslicht dieser liberalen Republik schwemmt. Diese trübe Brühe findet ihr Alibi im grob die Tatsachen verzerrenden Stichwort „das Ausländerproblem“. Jeder kann sich in Ruhe aussuchen, was sein ganz persönliches Ausländerproblem ist. (Vorwärts 25.3.1982, S. 23)

8 Assoziations-Topos

Eben erst und auch nur mal eben so haben sich die Deutschen an die Ausländer gewöhnt, die sie selbst ins Land geholt haben [...]. Das Gemenge fremder Kulturkreise [...] erscheint nun vielen doch zuviel. Und bei manch einem klingt das Wort Asylant wie Simulant oder Bummelant. (DER SPIEGEL 28.7.1986, S. 27)

9 Indikator-Topos

[...] ist der Begriff multikulturelle Gesellschaft kein neuer, hoffnungsvoller Lösungsansatz, sondern ein ausgesprochenes Alarmsignal! [...] Die multikulturelle Gesellschaft setzt dagegen auseinanderstrebende Kräfte frei, führt in Konflikte hinein, zerstört den Grundkonsens zur Lösung von Problemen und wird damit zwangsläufig tendenziell intolerant und unfriedlich. (Stoiber, Edmund 1989: Liegt Deutschlands Zukunft in einer multikulturellen Gesellschaft? In: Botschaft und Dienst Nr. 2, S. 19–22)

II Textbeispiele für Argumentationsmuster (Topoi) aus dem Einwanderungsdiskurs

1 Nutzen-Topos

Die neue Völkerwanderung. Warum die deutsche Wirtschaft fremde Arbeitskräfte braucht (RHEINISCHER MERKUR 30.11.1973)

[...] daß es für unsere Wirtschaft, unsere Sozialstruktur, für das politische Klima und generell für unser Volk auch nicht den geringsten Nutzen bringen kann, zehn Millionen Ausländer aufzunehmen. (WELT AM SONNTAG 26.8.1973)

Nur wenige sind sich darüber klar, daß man kaum noch in einer der größeren deutschen Städte leben und arbeiten könnte, wenn es nicht seit langem und auf weitere Dauer die fremdländischen Arbeitskräfte beim Reinigungsamt gäbe, die Kehler und Mülltonnenschlepper, die Toilettenreinigerinnen und Putzfrauen in allen Schulen, Behörden und Firmen. (SZ 16.4.1981)

2 Humanitäts-Topos

Politisch und menschlich ist es unverantwortlich, Leute aus der Verwurzelung in ihrer Heimat herauszureißen, sie hierher zu holen und wieder abzuschieben, wenn wir sie nicht mehr brauchen. (RP 17.10.1972)

Wenn ausländische Arbeitnehmer je nach Konjunkturlage hin- und hergeschoben werden, widerspricht das ihrer Menschenwürde. (Stellungnahme des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche, in: FR 24.6.1981)

3 Gerechtigkeits-Topos

Sie [SPD-Politiker] fanden das Genscher-Papier zudem unpraktikabel und erhoben politische Einwände, weil der Entwurf den Ausländern Grundrechte nimmt, die alle Deutschen beanspruchen können. (DER SPIEGEL Nr. 7/7.2.1972, S. 30)

[...] haben die Bundesregierung davor gewarnt, die hier lebenden ausländischen Arbeitnehmer und ihre Familien zu Sündenböcken für soziale und wirtschaftliche Probleme zu machen. Auch in schwieriger Zeit stünden ihnen die gleichen Schutzrechte zu wie Deutschen, erklärten bei einer ersten gemeinsamen Tagung Kirchenpräsident Helmut Hild (EKD), Weihbischof Klaus Dick (Katholische Bischofskonferenz) und Siegfried Balke (DGB). (FR 25.3.1983)

4 Gefahren-Topos

„Die Türken kommen – rette sich, wer kann“. Städte wie Berlin, München oder Frankfurt können die Invasion kaum noch bewältigen: Es entstehen Gettos, und schon prophezeien Soziologen Städteverfall, Kriminalität und soziale Verelendung wie in Harlem. (DER SPIEGEL Nr. 31/30.7.1973, S. 24)

Andernfalls, so hieß es gestern in Bonn, drohe als Folge des Berliner „Kreuzberg-Syndroms“ in vielen Großstädten eine „soziale Explosion“. (RP 6.6.1981)

5 Belastungs-Topos

Der Münchner OB [Kronawitter (SPD)] befürchtet, daß die „Integrationskraft“ der bayerischen Landeshauptstadt zur Aufnahme von ausländischen Bürgern „allmählich“ erschöpft sei. (SZ 8.9.1973)

Zur Politik gegenüber Ausländern erklärten die Arbeitgeber, daß es sich heute nicht mehr um das Problem des „Gastarbeiters“ handle, das in erster Linie von den Arbeitgebern gelöst werden müsse, „sondern um die Tatsache einer Ausländerschwemme, die die gesamte Infrastruktur erheblich belastet.“ (FR 14.7.1981)

6 Mißbrauchs-Topos

Es dürfe kein Zweifel darüber bestehen, daß wirklich politisch Verfolgte in der Bundesrepublik Asyl finden können, aber einem Mißbrauch des Asylrechts müsse energisch begegnet werden. (NEUE OSNABRÜCKER ZEITUNG 25.2.1982)

Womöglich war es der Ansturm der Asylanten, die letztthin zu Zehntausenden in der Bundesrepublik um politischen Schutz einkamen und meist doch nur Arbeit suchten, war es diese Minderheit unter der Minorität der Fremden, die dem gerade erst ausbalancierten Gemenge von Sitten und Gesichtern wieder das Gleichgewicht nahm. (DER SPIEGEL Nr. 38/15.9.1980, S. 20)

MICHAEL BECKER-MROTZEK/GISELA BRÜNNER

Gesprächsforschung für die Praxis: Ziele, Methoden, Ergebnisse

Abstract

Aus der linguistischen Gesprächs- und Diskursanalyse heraus hat sich in den letzten 10 Jahren eine Angewandte Diskursforschung entwickelt, die das sprachlich-kommunikative Handeln in unterschiedlichen gesellschaftlichen Praxisfeldern und Institutionen empirisch untersucht und dabei ausdrücklich auf die Anwendung ihrer Ergebnisse in dieser Praxis abzielt. In dem Beitrag zeigen wir, welche Fragestellungen und Ziele diese Forschungsrichtung verfolgt (*Kap. 2*), und benennen exemplarisch einige anwendungsrelevante inhaltliche Ergebnisse zu den Bereichen Schule, Medizin und Wirtschaft (*Kap. 3*). Anschließend stellen wir methodische Überlegungen für die Angewandte Diskursforschung dar und formulieren Prinzipien der Komplexität, der Problemorientierung, der Aktantenorientierung und der normativen Orientierung (*Kap. 4*). Wie solche Ergebnisse für die Aus- und Fortbildung didaktisch aufbereitet und in die Praxis rückvermittelt werden können und welche Perspektiven wir für die Weiterentwicklung der Zusammenarbeit zwischen Linguistik und Praxis sehen, diskutieren wir am Schluss des Beitrags (*Kap. 5 und 6*).

1. Geschichte der Angewandten Gesprächsforschung

Wenn wir die Aufgabe übernehmen aufzuzeigen, was Gesprächs- und Diskursforschung für die Praxis leisten, so können wir dabei zurückblicken auf zwei Jahrzehnte konkreter Erfahrungen. Angestoßen durch die Hinwendung zur gesprochenen Sprache sowie die Entwicklung der linguistischen Pragmatik, haben sich seit Mitte der 70er Jahre zahlreiche Arbeiten mit der kommunikativen Praxis beschäftigt. Wer etwas erfahren wollte über unsere Gesprächspraxis, tat dies fortan mit Tonband und Video. Die Linguistik verließ ihren Elfenbeinturm und ging ins Feld, vergleichbar den Dialektologen früherer Jahre. Damit begann eine Entwicklung, die für die Linguistik wie für die gesellschaftliche Öffentlichkeit gleichermaßen bedeutsam ist.

Auf der Suche nach relevanten Untersuchungsfeldern fiel der Blick von Beginn an auf die gesellschaftlichen *Institutionen*, und hier insbesondere auf die *kommunikationsintensiven*, also etwa auf die Schule, die Justiz, die Verwaltung, den Handel oder das Gesundheitswesen. Denn hier werden zahl-

reiche Aufgaben ganz oder überwiegend sprachlich bewältigt: Was wäre eine Unterrichtsstunde oder eine Gerichtsverhandlung ohne sprachliches Handeln? Das Erkenntnisinteresse der frühen Studien war zunächst auf Einsichten in die Strukturen, Elemente und Funktionsweisen von Gesprächen und Diskursen gerichtet. Was tun wir, wenn wir miteinander sprechen? Welchen Beitrag leistet die Sprache für die Verständigung in Alltag und Beruf?

Eine für die Geisteswissenschaften nicht ganz gewöhnliche Situation trat nun ein: Die wissenschaftlichen Erkenntnisse weckten nicht nur das Interesse der Fachleute, sondern auch der untersuchten Sprecherinnen und Sprecher. ÄrztInnen etwa, die ihre Gespräche mit den PatientInnen für die Analyse zur Verfügung gestellt hatten, waren daran interessiert zu erfahren, ob ihre „Gesprächstechniken“ gut seien. Es kam zu Anfragen und Angeboten, die gewonnenen Erkenntnisse in die Praxis zurückzuvermitteln. Und so wurden die ersten Seminare für PraktikerInnen durchgeführt. Diese frühen, noch unsystematischen Praxiskontakte eröffneten sehr bald den Blick auf ein neues Forschungsdesign: die *Gesprächsforschung für die Praxis*. Denn die Interessen der Praktikerinnen und Praktiker unterscheiden sich in zentralen Aspekten von denen der Linguistinnen und Linguisten. Ihnen geht es weniger um eine wissenschaftliche Beschreibung ihres Gesprächsverhaltens als vielmehr um eine Evaluation und konstruktive Kritik. Damit war – quasi von außen – die Frage von Normativität und Präskription auf die Agenda der Gesprächsforschung gesetzt. In der Folge zeigte sich dann auch, dass die unvermittelte und unaufbereitete Weitergabe linguistischer Erkenntnisse nicht den Erwartungen der Praxis entsprach.

Dies war die Geburtsstunde des *Arbeitskreises Angewandte Gesprächsforschung*, der sich 1987 am IDS in Mannheim zu seiner ersten ordentlichen Sitzung traf. In ihm haben sich Kolleginnen und Kollegen zusammengeschlossen, die mit den Fragen der Vermittlung diskursanalytischen Wissens an Praktiker befasst sind. Der Arbeitskreis beschäftigt sich seit 10 Jahren mit Fragen und Problemen einer praxisorientierten Gesprächsforschung, so dass wir auch von seinen Ergebnissen berichten werden (vgl. Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) 1999).

Die Angewandte Gesprächsforschung hat sich in diesen zehn Jahren zu einer eigenständigen Arbeitsrichtung der Linguistik entwickelt. Wir möchten im Folgenden ihre Ziele, einige der bisher vorliegenden Resultate, ihre methodischen Prinzipien sowie Fragen der didaktischen Aufbereitung und Vermittlung ihrer Ergebnisse vorstellen und diskutieren.

2. Ziele der Angewandten Gesprächsforschung

Zu den grundlegenden Zielen der Angewandten Gesprächsforschung gehört das Bereitstellen von Einsichten in die kommunikative Praxis, insbesondere die *Erforschung der beruflichen und öffentlichen Kommunikation*.

Das Erkenntnisinteresse ist ganz überwiegend auf die strukturellen und funktionalen Besonderheiten institutioneller Kommunikation gerichtet. Wie bearbeiten die Handelnden kommunikative Aufgaben? Welche Probleme ergeben sich dabei? Welche Lösungen stehen zu ihrer Bewältigung bereit? Die Bearbeitung dieser Fragestellungen erfordert eine angepasste Methodologie, die sowohl dem komplexen Gegenstand als auch den Erkenntnisinteressen der Praxis gerecht wird. Dabei teilt die Angewandte Gesprächsforschung als eine Teildisziplin der Linguistik deren grundlegende Methodologie und Erkenntnisse.

Berufliches Handeln ist ein ziel- und erfolgsorientiertes Handeln, das für Störungen und Misserfolge anfällig ist. Deshalb kann sich die Praxis nicht mit – noch so feinsinnigen – Beschreibungen und Erklärungen von Sprache und Kommunikation zufrieden geben. Denn wenn sie Nutzen aus der linguistischen Analyse ziehen will, dann muss sie von der Wissenschaft *Lösungen* für ihre Probleme fordern. Für die Linguistik bedeutet das, dass wir nach der Effektivität, der Effizienz und der Zweckmäßigkeit kommunikativen Handelns fragen müssen und dass wir besondere methodologische Vorkehrungen treffen müssen, um solche Lösungen anbieten zu können. Deshalb gehört die Weiterentwicklung und die Reflexion der *Analysemethoden* ebenfalls zu den Zielen der Gesprächsforschung.

Mit der Erarbeitung neuer Erkenntnisse ist die Aufgabe einer praxisorientierten Gesprächsforschung jedoch noch nicht abgeschlossen. Es ist vielleicht kein Zufall, wenn der Bundespräsident in seiner programmatischen Berliner Rede zur Bildungspolitik vom 5. November 1997 neben der Physik ausgerechnet die Linguistik als Beispiel für eine geschlossene Fachwelt von Experten mit eigenem Jargon nennt. Dies macht auf ein grundlegendes Problem auch der Gesprächsforschung aufmerksam: Weder das Reden über Kommunikation und Sprache und noch weniger die Vermittlung entsprechender linguistischer Erkenntnisse sind eine triviale Aufgabe. Daher ist es ein weiteres Ziel der Angewandten Gesprächsforschung, Vermittlungskonzepte für gesprächs- und diskursanalytisches Wissen zu entwickeln. Für diese Vermittlung muss die linguistische Begrifflichkeit von Gesprächen alltagstauglich gemacht werden. Die Entwicklung *gesprächsdidaktischer Konzepte* ist ein weiteres zentrales Ziel der Angewandten Gesprächsforschung.

3. Inhaltliche Ergebnisse

3.1 Allgemeine Ergebnisse

Zunächst haben sich Diskurs- und Gesprächsanalyse auf grundlegende Aspekte wie Gesprächsorganisation und den Aufbau komplexer kommunikativer Formen konzentriert. Hier haben die Analysen zum Beispiel zur

Rekonstruktion komplexer sprachlicher *Handlungsmuster* (Ehlich/Rehbein 1979) oder *Schemata* (Kallmeyer 1988) geführt. Diese kann man sich vorstellen als kommunikative Strukturen zur Bewältigung immer wiederkehrender Verständigungsaufgaben. Ihre besondere Leistung besteht darin, das kommunikative Handeln mehrerer Personen auf ein Ziel hin zu organisieren. Diese Muster oder Schemata enthalten – bildlich gesprochen – eine Art Drehbuch für die Beteiligten. Sie stellen ein sprachliches Werkzeug für die Realisierung kommunikativer Zwecke dar. In längeren Gesprächen oder Diskursen kommen in aller Regel mehrere solcher Muster zum Einsatz. Eine Beratung, eine Verhandlung oder eine Dienstbesprechung enthalten jeweils typische Ensembles solcher Muster, die sich aus den jeweiligen Gesprächszwecken herleiten.

Die Rekonstruktion und Beschreibung derartiger Muster oder Schemata hat für die Angewandte Gesprächsforschung einen besonderen Stellenwert. Denn sie liefern als Standardlösungen oder Normalfälle kommunikativen Handelns in gewisser Weise die Folie für die Analyse konkreter Einzelfälle. Mit ihrer Hilfe lassen sich etwa Probleme erklären, die aus unzumutbaren Abweichungen vom Musterverlauf entstehen. Als bewährte Verfahren der kommunikativen Praxis sind sie jedoch nicht nur analytisches Konstrukt, sondern zugleich Teil des intuitiven sprachlichen Wissens der Handelnden. Sie dienen zur Orientierung des eigenen Handelns, zur Einschätzung des fremden und zur Koordination beider. Allerdings ist dieses Wissen ebenso wie das grammatische nur unter bestimmten Bedingungen bewusst zugänglich. Es ist ein *know how*, kein *know that*. Dies muss Ausgangspunkt für die Vermittlung sein.

3.2 Resultate zu einzelnen institutionellen Bereichen

Das zentrale Merkmal der hier exemplarisch ausgewählten Einzelstudien besteht darin, dass sie überwiegend bereits unter der Perspektive ihrer praktischen Verwendbarkeit entstanden sind. Ausgangspunkt dieser Studien ist jeweils eine Problemlage in der Praxis, die mit der Absicht analysiert wird, zu ihrer Lösung beizutragen. Dabei ist zu beobachten, dass die Probleme zunehmend von den betroffenen Institutionen selbst an die GesprächsanalystenInnen herangetragen werden mit der Bitte um Beratung. Damit etabliert sich hier ein neues Verhältnis von linguistischer Forschung und Anwendung: Nicht mehr fertige Ergebnisse werden der Praxis zur Verfügung gestellt, sondern die *Praxis liefert erkenntnisleitende Fragestellungen*.

Schule

Wir beginnen mit einem Bereich, der bereits sehr früh die Aufmerksamkeit der Diskursanalyse auf sich gezogen hat: die Schule oder genauer der Unterricht. Unterricht konstituiert sich in den meisten Fächern wie kaum

ein anderer Bereich mittels sprachlicher Kommunikation. Sie findet in mehrfacher Hinsicht unter spezifischen *Bedingungen* statt:

- Die Kommunikation der Lehrer ist *vielfach adressiert*. Einer Lehrperson stehen bis zu 30 Schülerinnen und Schüler gegenüber. Das erfordert nicht nur eigene Formen zur Vergabe des Rederechts, sondern bringt noch viele weitere Probleme mit sich, etwa für die Motivation, die Erfolgskontrolle oder die Disziplin.
- Die Kommunikation hat *Zwangskarakter*: Die Schulpflicht zwingt die SchülerInnen zur Anwesenheit.
- Die Kommunikation ist *zweckorientiert*: Sie dient der Wissensvermittlung. Aus diesem Umstand leiten sich so typische sprachliche Formen wie die Lehrerfrage her.
- Kommunikation im Unterricht ist zugleich *Mittel und Lerngegenstand*. Insbesondere der Deutschunterricht hat die Aufgabe, die kommunikativen Fähigkeiten zu fördern. Ihre Rolle als Mittel des Unterrichts ist vor allem unter dem Aspekt der Vermittlung praktischer Handlungen untersucht worden, etwa in der beruflichen Ausbildung (Brünner 1987) oder im Sportunterricht. Friedrich (1991) untersucht, wie sprachliche Bewegungsbeschreibungen für sportmotorische Lernprozesse zu geben sind – und das nicht nur für Regelschulen, sondern etwa auch für den Skiunterricht mit Sehgeschädigten und Blinden.

Diese institutionellen Bedingungen führen zu *Widersprüchen* in der schulischen Kommunikation. Alle LehrerInnen und SchülerInnen wissen das aus leidvoller Erfahrung. Indem etwa sprachliche Handlungsformen des Alltags für unterrichtliche Zwecke adaptiert werden, treten Brüche in der Kommunikation auf. Besonders deutlich werden diese Brüche beispielsweise im sogenannten fragend-entwickelnden Unterricht. Hierbei formuliert die Lehrperson in Kenntnis des Gesamtzusammenhangs kleinschrittige Aufgaben, deren Lösungen die Schülerinnen und Schüler finden sollen. Dazu müssen diese ihr Wissen umstrukturieren, um neues Wissen zu erzeugen. Dahinter verbirgt sich die lernpsychologisch sinnvolle Idee, dass selbstgefundenes Wissen besser behalten wird als lediglich mitgeteiltes. Da die SchülerInnen jedoch die Zielsetzung der Aufgaben nicht kennen, fehlt ihnen der eigentliche Steuerungsmechanismus für ihre Lösungssuche. Sie sind orientierungslos. Diese Schwierigkeit bearbeiten sie, indem sie in der Aufgabenformulierung der LehrerInnen selbst nach Hinweisen auf die gewünschte Antwort suchen. Durch kleinschrittiges Dirigieren finden sie dann zwar die Lösung, jedoch ohne sich wirklich neues Wissen anzueignen: Hierzu fehlt ihnen die Selbsttätigkeit. Die SchülerInnen agieren wie Marionetten an den Fingern der LehrerInnen, blind für das, was sie eigentlich tun. Diesen grundlegenden Widerspruch haben Ehlich/Rehbein (1986) in ihrer Rekonstruktion des Musters Aufgaben-Stel-

len / Aufgaben-Lösen herausgearbeitet. Brüner (1987) hat diese Problemlage auch für die betriebliche Ausbildung festgestellt; und von Kügelgen (1994) hat sie für den Mathematikunterricht beschrieben.

Was aufgrund dieser Analysen zu befürchten stand, scheinen die jetzt bekannt werdenden Ergebnisse der *Third International Math and Science Study*, kurz *TIMSS* genannt, zu bestätigen. Deutsche Schüler schneiden im internationalen Vergleich in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern deutlich schlechter ab als etwa die japanischen. Erste Vergleiche der Unterrichtsstile in deutschen und japanischen Schulen deuten darauf hin, dass die Ursachen hierfür in den vorherrschenden Formen der Wissensvermittlung zu suchen sind. Japanische Schüler erhalten mehr Gelegenheit, selbstständig und weniger gelenkt Lösungen zu finden (Kahl 1998). Falls sich diese Ergebnisse bestätigen, dann läge hier ein Paradoxon vor: Indem LehrerInnen ihren Schülern Wissen möglichst effizient vermitteln wollen, verfehlen sie genau den gewünschten Effekt. Hier ist die Linguistik gefordert, ihr analytisches Wissen in die Entwicklung neuer Möglichkeiten einzubringen. Wie das etwa für den Deutschunterricht in der Primarstufe aussehen könnte, beschreibt Günther (1998) beispielhaft für die Rechtschreibung.

Medizin

„Wie geht es Ihnen?“, fragt die Ärztin ihren Patienten. „Danke, gut“, antwortet dieser, „wenn nur diese schreckliche Migräne und diese höllischen Magenschmerzen nicht wären.“

Die Komik dieses fiktiven Gesprächs verdeutlicht eines der kommunikativen Probleme im Bereich der medizinischen Kommunikation. Bei allen Fortschritten im technischen und apparativen Bereich ist doch die Medizin heute immer mehr als *sprechende Medizin* gefragt. Sprache ist ein unverzichtbares Instrument, um Zugang zu den Beschwerden, Empfindungen und der Lebenssituation der Patienten zu bekommen. Ähnliches gilt für die Therapie; auch ihr Erfolg hängt ganz maßgeblich von der Mitarbeit der Patienten, der sogenannten *compliance* ab – und die beruht nicht zuletzt auf ihrer Überzeugung von der Richtigkeit der Diagnose und der Notwendigkeit der Therapie. Anamnese-, Diagnose-, Aufklärungs- und Therapiegespräche stellen somit zentrale medizinische Problemfelder dar.

Zu den folgenden kommunikationsintensiven medizinischen Tätigkeiten liegen praxisorientierte Studien vor:

– Arzt-Patienten-Gespräche, insbesondere in der Arzt-Praxis

Hier sind etwa die Arbeiten von Spranz-Fogasy (1990, 1992) zu nennen, der Gespräche in der Arztpraxis aufgenommen und analysiert hat, um die Ergebnisse in Weiterbildungsmaßnahmen für niedergelassene

ÄrztInnen einzusetzen. Zum Beispiel entscheidet die Gesprächseröffnung der ÄrztInnen wesentlich darüber, ob die Patienten wirklich Gelegenheit bekommen, ihre Beschwerden umfassend und auch in ihren Hintergründen darzustellen. Wer eng fragt, bekommt eben nur Antworten – und keine Auskünfte.

– *Visitengespräche im Krankenhaus*

Bereits in den 70er Jahren hat sich die Medizinsoziologie, z. B. Siegrist (1975), intensiv mit diesem Bereich beschäftigt. Bald stellte sich jedoch heraus, dass es mit quantitativen Analysen allein nicht getan ist, sondern dass man die authentische Kommunikation in der Visite betrachten muss. Dies hat zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen und der Linguistik geführt. Z. B. haben Bliesener als Linguistik und Köhle als Mediziner gemeinsam umfangreiche Studien (1982; 1986) vorgelegt, die in einer Ulmer Klinik zur Neuorganisation des Stationsbetriebs und der Visite geführt haben.

- Die Wiener Studien zur *Kommunikation im Krankenhaus* zielen ebenfalls auf Anwendung. In der Ambulanzstudie von Lalouschek/Menz/Wodak (1990) werden z. B. bestimmte Mythen von Ärzteschaft und Pflegepersonal aufgedeckt. So verdeckt der Mythos vom Zeitmangel, dass dieser erst durch ungenügende Arbeits- und Kommunikationsabläufe erzeugt wird. Auf eine bessere Ausbildung von Medizinstudenten zielen etwa die Arbeiten Menz/Nowak (1992) und Lalouschek (1995). Denn die für die Praxis so wichtige Fähigkeit zur Gesprächsführung – etwa bei der Anamnese – gehört nicht zum Pflichtteil der medizinischen Ausbildung.

– *Gespräche in der Pflege*

In jüngerer Zeit geriet ein weiterer Bereich in den Blick: die Gespräche zwischen Pflegepersonal und Patienten, und zwar sowohl im Krankenhaus wie in der Altenpflege. Auf der Grundlage ihrer Untersuchungen (Walther 1997, Weinhold 1997) haben Walther und Weinhold gemeinsam ein Übungsbuch (1997) zu Übergabegesprächen in der Pflege verfasst, wie nämlich beim Schichtwechsel Informationen – etwa über schwierige und bedürftige PatientInnen – sinnvoll weitergegeben werden können. Sachweh (1998, 1998a) kritisiert beispielsweise die Tendenz, mit alten und kranken Menschen im Baby-Talk zu kommunizieren. Dies erleichtert zwar bisweilen die Kooperation bei körperlichen Pflegehandlungen, verletzt aber auch Empfindungen und Würde dieser Menschen.

Wirtschaft

Die Wirtschaft, sprich Handel und Produktion, gehört heute zu den gesellschaftlichen Bereichen mit dem ausgeprägtesten Bewusstsein für die Bedeutung der Kommunikation. Ein Indiz hierfür sind die zahlreich angebo-

tenen und nachgefragten Kommunikationstrainings und Ratgeber, die Antos (1996) der von ihm so genannten Laien-Linguistik zuordnet. Der Grund für das starke Interesse an Wissen über Kommunikation liegt in den ökonomischen Bedingungen dieses Sektors. Anders als beispielsweise in der Ausbildung, der Medizin, der Verwaltung oder der Justiz erfahren die Professionellen hier ihre kommunikativen Defizite sehr konkret an eigenen wirtschaftlichen Misserfolgen.

Zu nennen sind hier Arbeiten, die sich mit Problemen der *telefonischen Kommunikation* beschäftigen. Bearbeitet werden etwa Schwierigkeiten, die sich durch die Einführung von Computern bei telefonierenden MitarbeiterInnen ergeben. Die Anforderungen und strukturellen Vorgaben, die sich aus der Bedienung des Computers zur Abfrage der Kundendaten während des Telefonierens ergeben, konfliktieren mit den Erfordernissen der Gesprächsführung (vgl. Antos 1988, 1989).

Ein ebenfalls hochgradig störanfälliger Diskurstyp sind *Reklamationsgespräche*. Probleme entstehen beispielsweise daraus, dass die Verärgerung der Kunden im Gespräch nicht ausreichend bearbeitet wird. Die MitarbeiterInnen gehen also zu wenig auf die emotionale Situation der Kunden ein, was auch die Klärung der Sachaspekte der Reklamation erschwert. Auf der Grundlage eines Korpus von authentischen Reklamationen und Rollenspielen rekonstruieren Fiehler/Kindt (1994) sowie Fiehler/Kindt/Schnieders (1999) typische Verläufe und ermitteln vor allem strukturelle Probleme.

Wir möchten nun auf unsere eigenen Erfahrungen mit Maßnahmen der *Personalentwicklung* eingehen, um an einem konkreten Beispiel eine praxisorientierte Analyse zu illustrieren. Wir wurden von den Stadtwerken einer Großstadt gebeten, die Probleme in einer Planungsabteilung zu bearbeiten, in der die Kooperation zwischen den einzelnen Untergruppen zeitweise so schlecht war, dass davon die gesamten Arbeitsabläufe beeinträchtigt waren. In den Vorgesprächen personalisierten die Abteilungs- und Gruppenleiter das Problem sehr stark, indem sie die Ursachen vor allem einer bestimmten Person zuschrieben. Wir haben die Abteilung daraufhin gebeten, ihre internen Gespräche, insbesondere gemeinsame *Besprechungen*, auf Tonband aufzuzeichnen. So entstand ein Korpus von 7 Besprechungen mit einer Gesamtdauer von über 3 Stunden. Die Analyse der hiervon angefertigten Transkripte erbrachte ein überraschendes Ergebnis: Die Schwierigkeiten lagen weniger in der vermeintlich unkooperativen Person als vielmehr in einem allgemeinen Mangel an professioneller Kommunikationsfähigkeit.

Was wir darunter verstehen, sollen die folgenden *Transkriptausschnitte* aus einer längeren Besprechung zwischen zwei Gruppen verdeutlichen. Eingeladen hatte der eine Gruppenleiter (G1), um einige offene Fragen zu klären. An dem Gespräch sind außer ihm selbst zwei seiner Mitarbeiter (M3, M4) sowie der stellvertretende Leiter der anderen Gruppe (G2) beteiligt. Im Verlauf der Besprechung ergibt sich folgende Situation:

Zunächst äußert der Gruppenleiter G1 eine *Bitte*, dabei wird er unterstützt von seinem Mitarbeiter M3:

G1	So, und dann habn wir noch ne <u>zweite</u> Bitte. bezogen auf	
1		
G1	die. Unterlagen, die wir Ihnen hochgeben äh zwecks der	
2		
G1	äh äh Untersuchung, Analyse und Dimensionierung.	
3		
G1	Dann geben Sie uns ja einen überarbeiteten Plan zurück,	
4		
G1	wo Sie hinterlegen, äh w/ was wir für eine Dimension brau-	
5		
G1	chen. <u>Und</u> Sie geben auch schon im Detail. die <u>Schieber-</u>	
	V	
G2	Hmhm	
6		
G1	kreuze vor.	Die Einbin-
	V	
G2	Hmhm	
M3	Also die Einbindungspunkte, (sagn wir	
7		
G1	dungspunkte.	
		V
G2		Hmhm
M3	mal,) Sie machen sich ja ziemlich viel Arbeit. .	Ja?
8		
		V
G1		Hmhm
	\	
G2	Ja	
M3	Also alle, der Herr B auch, er macht das ja auch und der/	
9		

G1	Das wäre aus unserer Sicht gar nicht erforderlich weil.
M3	() ((<i>einatmen</i>)) Ja.
10	
G1	wir uns. an <u>diese</u> Vorgabe gar nicht orientieren, denn
11	

Etwas später wird dasselbe Anliegen als *Angebot zur Arbeitersparnis* für die andere Gruppe vorgebracht:

G2	() die Armaturen haben.
M3	Ja gut! Ich mein, ich wollte/ Nein! . Ich wollte der Abteilung
M4	Die Plan/
66	
M3	fünf nur die <u>Arbeit</u> ersparen. Sagen wir mal so,
M4	Die Arbeit erleichtern.
67	
G2	V Hm V Hmhm
M3	ja? Sie stecken natürlich jetzt auch natürlich
M4	V Hmhm
68	
G2	V Hmhm V Hmhm
M3	viel Arbeit rein und Gedankengut und so weiter und so fort,
69	
M3	und eb/ letztendlich wird dat von uns ja sowieso so gestaltet,
70	
M3	wie <u>wir</u> das .. für richtig halten ne?
71	

In einem dritten Anlauf wird dann ein *eigenes Interesse* an dem Thema gänzlich *verneint*:

		V
G2	Aber ()	Hmhm
M3	Ja gut mir ist es egal, ich wollt es nur mal <u>ansprechen</u> . ja?	
80		
M3	Wenn/ .. Mir ist das <u>gleich</u> !	
	V	
M4	Ja.	
81		

Zum Abschluss wird das Anliegen noch einmal als *Angebot und Vorschlag* deklariert:

M3	War 'n Vorschlag <u>meinerseits</u> , okay. Wenn Sie es <u>weiterhin</u>	
	V	V
M4	Hm	Hm
145		
M3	machen wollen, . gut.	
146		

Das Transkript zeigt sehr deutlich ein kommunikatives Grundproblem, das auch in anderen Besprechungen sichtbar ist: Die Besprechungen sind unstrukturiert und thematisch nicht fokussiert. Die einladende Gruppe macht ihr *Anliegen nicht explizit*. Sie benennt lediglich einen Sachverhalt, nämlich Art und Umfang von Planungsvorgaben, nicht deutlich wird jedoch das eigene Anliegen, das darin besteht, weniger Planungsvorgaben zu bekommen. Es geht eben nicht darum, der anderen Gruppe Arbeit zu ersparen. Diskursanalytisch gesprochen handelt es sich also weder um eine *Bitte* noch um ein *Angebot*, sondern um den Einstieg in *Verhandlungen* über neue Arbeitsverfahren. Genau das wird aber an keiner Stelle gesagt, so dass es zu keiner Verhandlung kommen kann.

In der Folge bleibt alles beim Alten. Die unterschiedlichen Interessen werden nicht vermittelt, der latente Konflikt bleibt im Hintergrund lebendig. Gerade die scheinbar konfliktvermeidende Strategie, das Anliegen „vorsichtig“, d. h. nicht klar zu formulieren, führt im Ergebnis dazu, dass die kollegialen Beziehungen nach dem Gespräch belasteter sind als vorher.

Wir haben für unsere Fortbildung aus dem Transkriptkorpus wiederkehrende Strukturprobleme rekonstruiert. Einzelne exemplarische Transkriptausschnitte, die diese Probleme besonders deutlich erkennen lassen, haben

wir ausgewählt, um sie als *Unterrichtsmaterialien* einzusetzen. Diese Transkripte werden mit den Teilnehmern untersucht, um ihnen aus der Distanz Einsicht in ihr kommunikatives Handeln zu ermöglichen. Anschließend werden gemeinsam Alternativen erarbeitet und in Simulationen ausprobiert. Dabei ist die Anliegenformulierung in Besprechungen natürlich nur eines der behandelten Probleme.

Angewandte Gesprächs- und Diskursforschung kann nicht nur zur Konzeption und Durchführung, sondern auch zur *Evaluation* von Trainings eingesetzt werden. Dies hat etwa Brons-Albert (1995) in ihrer Arbeit über Verkaufstrainings getan.

4. Methoden

Worin liegt nun das Spezifische von Untersuchungen der Angewandten Gesprächsforschung? Welche methodischen Prinzipien sind zu beachten und welche methodischen Schwierigkeiten stellen sich?

Für empirisch fundierte, anwendungsbezogene Analysen der kommunikativen Praxisfelder besitzt die Methodologie der *Diskursforschung*, also der Diskurs- und der Gesprächsanalyse¹, einen besonderen Stellenwert. Durch solche *empirischen* Untersuchungen werden die kommunikativen Probleme erst diagnostizierbar. Es genügt nicht, sich an den Selbstbeschreibungen und Zielformulierungen von Institutionen zu orientieren und die kommunikativen Prozesse aus ihnen deduktiv herzuleiten. Denn die berufliche Alltagspraxis entspricht oft nicht den Zielvorstellungen und normativen Vorgaben der Institution. Diese Praxis ist vielmehr durch widersprüchliche Anforderungen und Tendenzen vielfach gebrochen und deshalb in sich sehr komplex – und zwar in nicht vorhersehbarer Weise. Auch Selbstauskünfte der Betroffenen über ihre Kommunikation können nicht einfach übernommen werden, wie das Transkriptbeispiel aus der Planungsabteilung gezeigt hat. Denn besonders strukturelle Kommunikationsprobleme sind den Handelnden nur selten kognitiv zugänglich und transparent.

Deshalb sind *korpusbezogene Untersuchungen* erforderlich. Der Zugang zu solchen Daten muss den Institutionen in der Regel erst abgerungen werden. Oft befürchten die Verantwortlichen Störungen der Arbeit und der gewohnten Routinen durch die Aufnahme, Datenschutz-Probleme oder unvorhersehbare negative Ergebnisse der Untersuchung. Diese Vorbehalte überwindet man erfahrungsgemäß am ehesten durch persönliche Kontakte. Vergleichsweise günstig ist die Situation, wenn die Korpuserstellung zur Vorbereitung einer Fortbildung dient. Unserer Erfahrung nach

¹ Für einen ausführlichen methodischen Überblick siehe Becker-Mrotzek/Meier (1999).

wird akzeptiert, dass dafür Einblick in die bestehende Praxis der Kommunikation gewährt werden muss.

Man kann meist nicht frei entscheiden, wie groß das Korpus und wie es inhaltlich beschaffen sein soll. Welche *Ausschnitte* der kommunikativen Wirklichkeit in das Korpus und damit zur Analyse gelangen, hängt eben auch von Zufälligkeiten ab. Wenn man einen oder mehrere Tage lang die verschiedenen Interaktionen einzelner MitarbeiterInnen verfolgen und dokumentieren kann, werden die unterschiedlichen kommunikativen Anforderungen sichtbar, denen die Betroffenen im Laufe eines Tages ausgesetzt sind. Wenn man Aufzeichnungen von bestimmten Diskurstypen, z. B. Besprechungen, Verhandlungen oder Beratungen, bekommt, lassen sich deren diskursartspezifische Strukturen und Probleme analysieren. Werden Gespräche zu inhaltlichen Themen, z. B. einem bestimmten technischen Vorhaben, erhoben, kann man die Entwicklungsgeschichte von Konflikten dokumentieren und die unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten auf das Thema sichtbar machen.

Die *Transkription* des Materials bedeutet einen erheblichen zeitlichen Aufwand. Deshalb muss man die zu treffende Auswahl und die erforderliche Genauigkeit vorher sorgfältig überlegen. Transkripte und Aufnahmen erlauben es, Sequenzen wiederholt im Detail zu betrachten und mit anderen zu vergleichen. Transkripte wirken wie eine *Zeitlupe*, durch die man die Gesprächsdynamik zeitverzögert nachvollziehen kann. Dadurch lassen sich auch sehr feine Strukturen (z. B. die Intonation von Hörerrückmeldungen) und Regelmäßigkeiten (z. B. der Formulierung) erkennen. Die Perspektiven der verschiedenen Sprecher oder die Entstehung von Kommunikationsstörungen können genau rekonstruiert werden.

Was die *Analyse* betrifft, lassen sich eine Reihe *methodischer Prinzipien* oder Postulate für die Angewandte Gesprächsforschung formulieren: die Prinzipien der Komplexität, der Problemorientierung, der Aktantenorientierung und der normativen Orientierung. Wir möchten sie in Form von Maximen erläutern und Überlegungen anstellen, wie sie eingelöst werden können.

- *Prinzip der Komplexität*: „Beachte die Vieldimensionalität und Widersprüchlichkeit der kommunikativen Wirklichkeit!“

Die Analyse des empirischen Materials muss der Komplexität der sozialen Wirklichkeit gerecht werden. Berufliche Kommunikation ist durch institutionelle Zwänge und sachliche Verpflichtungen ebenso bestimmt wie durch menschlich-soziale Bedürfnisse. In ihr konkurrieren und konfliktieren widersprüchliche Anforderungen miteinander, die die Handelnden interaktiv bearbeiten und ausbalancieren müssen. Die Vorgeformtheit des kommunikativen Handelns in Institutionen muss genauso beachtet werden wie die Ausgestaltung der sozialen Wirklichkeit in der Interaktion.

Dies impliziert, dass man die außersprachlichen Verhältnisse zur Kenntnis nimmt und systematisch in die Analyse einbezieht – eine Aufgabe, die u. U. eine erhebliche Mühe bedeutet. Man kann dafür z. B. ein Korpus von Dokumenten, wie Dienstanweisungen, Beschlüssen oder Protokollen, zusammenstellen, die Wissensvoraussetzungen zum Verständnis der Gespräche liefern. Auf der anderen Seite verdeutlichen sich Interaktanten in der Kommunikation, wie sie Äußerungen, Diskurssequenzen oder den Charakter einer ganzen Interaktion verstehen und verstanden wissen wollen. Sie zeigen z. B., ob sie aus ihrer Sicht gerade ein Dienstgespräch führen, für das bestimmte institutionelle Normen und Konventionen gelten. Oder sie geben durch Verwendung umgangssprachlicher Formen oder scherzhafter Kommunikationsmodalitäten Hinweise darauf, dass sie die betreffende Sequenz als informell betrachten.

In einer mehrdimensionalen funktionalen Betrachtungsweise ist zu berücksichtigen, wie die Kommunikation in übergeordnete Handlungszusammenhänge integriert ist, zur Realisierung welcher übergeordneten Zwecke sie dient und welche unterschiedlichen funktionalen Bezüge sprachliche Handlungen haben. Allerdings kann man die Analysen nicht beliebig ausdehnen, wenn ein beschränkter Zeitrahmen besteht, in dem man zu Ergebnissen kommen will oder muss. Die notwendigen Fokussierungen, die vorgenommen werden müssen, ergeben sich aus dem zweiten Prinzip, dem der Problemorientierung.

- *Prinzip der Problemorientierung: „Orientiere die Analyse an den Problemen der Praxis!“*

Im Vordergrund steht in der Angewandten Gesprächsforschung die Rekonstruktion von Problemen der Kommunikation. Dies ergibt sich aus dem Ziel, nicht nur Deskription und Erkenntnisgewinn, sondern darüber hinaus auch Vorschläge für eine verbesserte Kommunikationspraxis zu erarbeiten. Eine der Konsequenzen daraus ist, empirisches Material als ein Erkenntnisinstrument zu nutzen. Erst durch wirkliches Sich-Einlassen auf die dokumentierte kommunikative Wirklichkeit werden solche strukturellen Kommunikationsprobleme sichtbar, die bis dahin weder von den Akanten noch den Analysanden erkannt worden sind und sich auch nicht einfach aus den Handlungsbedingungen herleiten lassen. Vielfach erweisen sie sich als Resultate von Widersprüchen, Brüchen und Konflikten in den Anforderungen, die an institutionelles Handeln gestellt werden (vgl. Brünner 1992, 1994).

- *Prinzip der Aktantenorientierung: „Orientiere die Analyse an der Perspektive der Aktanten!“*

In engem Zusammenhang mit der Problemorientierung steht, dass die Rolle der beteiligten Aktanten für die Angewandte Gesprächsforschung

methodisch zentral ist. Die Aktanten sind die Experten für ihren Praxisbereich. Sie sind es, die von den Problemen und Schwierigkeiten ihrer kommunikativen Praxis betroffen sind, und nur sie können diese Praxis aktiv verändern. Deshalb ist ihre Problemsicht überaus relevant. Sie ist zudem oft selbst ein Teil des Problems, wenn nämlich Mängel durch Mythen und Stereotypen zugedeckt, Probleme verzerrt oder geleugnet werden. Die Aktanten werden ihr Bewusstsein und ihre Praxis nur verändern, wenn ihnen die Probleme transparent und deren Beschreibungen einsichtig sind. Deshalb sind die Sichtweisen und Interpretationen der Interaktanten die Schnittstelle zwischen Alltagswelt und linguistischer Analyse, das Gelenk zwischen Theorie und Praxis.

Für die Untersuchung bedeutet dies, Problembeschreibungen der Aktanten in Erfahrung zu bringen, zu respektieren und ernst zu nehmen. Sie entbinden natürlich nicht von der Problemrekonstruktion am empirischen Material, die – wie unser Beispiel aus der Planungsabteilung gezeigt hat – durchaus zu anderen Ergebnissen führen kann. Auch diese Ergebnisse können Unschärfen oder Fehlinterpretationen enthalten. Beide Interpretationen gelten nicht absolut. Eine Vermittlung dieser systematisch verschiedenen Perspektiven ist dadurch möglich, dass an den Transkripten untersucht wird, wo die Handelnden in der Interaktion Schwierigkeiten oder Störungen zum Ausdruck bringen, wo sie Probleme andeuten oder explizit thematisieren. Durch die Analyse solcher Transkriptstellen lässt sich die strukturelle Bedeutung dieser Probleme rekonstruieren. Wie sie kategorisiert und auf welchen Begriff sie gebracht werden, ist ebenfalls eine wichtige Frage. Darüber können die Zuschreibungen der Aktanten selbst Aufschluss geben. Die kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit solchen Kategorisierungen und Begriffen ist nach dem Prinzip der Aktantenorientierung notwendig.

- *Prinzip der normativen Orientierung:* „Setze die Analyseergebnisse in reflektierter Weise in Handlungsempfehlungen um!“

In den Praxisfeldern, die die Angewandte Gesprächsforschung untersucht, wird erwartet, dass die Linguistik Handlungsempfehlungen, also Lösungsvorschläge für die erkannten Problemlagen anbietet und damit eine Verbesserung der kommunikativen Praxis ermöglicht. Die Angewandte Gesprächsforschung akzeptiert diese Erwartungen.

Wesentlich ist, dass Handlungsempfehlungen empirisch abgesichert werden. Dies ist möglich, indem man für strukturelle Probleme gelungene bzw. misslungene Lösungsformen im Diskurs untersucht. Statt bloßer Intuitionen über die Wirkungen und Konsequenzen bestimmter sprachlicher Handlungsformen benötigt man eine möglichst breite Basis an empirischen Ergebnissen, die Generalisierungen zulassen. Je mehr vergleichbare Daten, Analysen und Ergebnisse vorliegen, desto fundiertere Aussagen kann man treffen. In der Regel wird man zu einer begründeten

Auswahl von Handlungsalternativen, nicht jedoch zu *der* einzig empfehlenswerten Lösung gelangen.

Die Lösungsmöglichkeiten müssen gemeinsam mit den Betroffenen diskutiert und ausgearbeitet werden. Denn diese sind die Experten für ihren Handlungsbereich und müssen ihr Expertenwissen – besonders über fachliche Zusammenhänge – einbringen können. Andererseits sind sie es, die die gefundenen Lösungen in ihrer Praxis umsetzen müssen, und das werden sie nur tun, wenn sie von den Lösungen überzeugt sind und sie mittragen. Die Angewandte Gesprächsforschung stützt ihre Empfehlungen also auf empirische deskriptive Ergebnisse; sie verzichtet auf die Formulierung vorgefertigter, situationsentbundener Rezepte (etwa im Sinne fester Äußerungsanweisungen). Empfehlungen müssen vielmehr als kontextbezogene Lösungen formuliert und an die jeweiligen Handlungsbedingungen adaptiert werden.

Unsere Überlegungen zeigen, dass die Angewandte Gesprächsforschung zwar keine „ganz andere“ Methodologie besitzt, dass sie aber sehr wohl besonderer methodischer Reflexionen bedarf und auch besondere Akzentuierungen vornimmt, die sie gegenüber anderen Analyserichtungen auszeichnen.

5. Didaktische Aufbereitung der Ergebnisse und Methoden

Im Folgenden stellen wir dar, wie die gewonnenen Ergebnisse didaktisch aufbereitet und in die Praxis rückvermittelt werden können. Einige kurze Hinweise müssen hier genügen (vgl. Becker-Mrotzek/Brünner 1999).

Diskurs- und gesprächsanalytisch fundierte Fortbildungen und Kommunikationstrainings haben mit anderen Trainingskonzeptionen didaktisch-methodisch Gemeinsamkeiten, aber auch deutliche Spezifika. Zielsetzung ist die *Professionalisierung* der kommunikativen Praxis, d. h. eine Entwicklung der kommunikativen Fähigkeiten von beruflich Handelnden, die sie in die Lage versetzen, ihre beruflichen Aufgaben zu erfüllen. Dies zielt ebenso auf die kritische Selbstreflexion der Aktanten und ihre *Sensibilisierung* für kommunikative Prozesse wie auf die Erweiterung des *Handlungsrepertoires* und die Effizienz des kommunikativen Handelns.

Denn um Handlungsempfehlungen im angesprochenen Sinne verstehen und umsetzen zu können, sind sowohl eine angemessene *Begriffsbildung* wie auch Fähigkeiten zur *Situationseinschätzung* vorausgesetzt. Beide Voraussetzungen sind alles andere als selbstverständlich gegeben. Sensibilität und die Fähigkeit zu adäquater Situationseinschätzung sind erforderlich, um entscheiden zu können, ob eine konkrete Situation ein Anwendungsfall für eine Handlungsempfehlung ist oder nicht. Die analytische Begrifflichkeit zur Beschreibung von Sprache und Kommunikation ist

nach unserer Erfahrung häufig sehr eingeschränkt und muss in Fortbildungen erst aufgebaut werden. Dabei kann es nicht einfach um die Vermittlung linguistischer Fachbegriffe gehen. Das Ziel besteht vielmehr darin, Alltagskategorien und -begriffe der TeilnehmerInnen zu erkennen, in reflektierter Weise aufzugreifen und mit didaktisch aufbereiteter linguistischer Theoriebildung zu vermitteln.

Um eine analytische Begrifflichkeit aufzubauen und die Sensibilität für Gesprächssituationen zu erhöhen, sind Transkripte ein wirkungsvolles methodisches Mittel. Der Einsatz von *Transkripten als Lehr- und Lernmittel* in der Fortbildung, ihre gemeinsame Analyse mit den TeilnehmerInnen ist eine charakteristische Besonderheit diskursanalytischer Trainings. In den Transkripten erkennen die Aktanten ihre alltägliche kommunikative Praxis mit ihren Spezifika und Schwierigkeiten unmittelbar wieder. Die dokumentierten Diskurse knüpfen direkt an die praktischen Erfahrungen an. Ihre Präsentation führt auch schon ohne analytischen Zugriff zu Wiedererkennungseffekten und zeigt den Aktanten, dass sie in ihrer Praxis ernst genommen werden. Viele TeilnehmerInnen erleben so zum ersten Mal ihr eigenes Handeln aus einer distanzierten Außenperspektive und haben es dadurch leichter, sich reflexiv zu ihm zu verhalten.

Dieselben Qualitäten, die Transkripte für die wissenschaftliche Analyse so unentbehrlich machen, machen sie auch zu guten Lehr- und Lernmitteln: der Zeitlupeneffekt, die Genauigkeit der Darstellung, die Kontrastierbarkeit verschiedener Diskursausschnitte, die Rekonstruierbarkeit größerer Einheiten wie Muster- oder Verlaufsstrukturen. Die TeilnehmerInnen können in Transkripten konkrete sprachlich-kommunikative Indizien für spontane Zuschreibungen finden, sie können die interaktive Wirkung bestimmter Äußerungen oder Strategien ermitteln und ihre spezifischen Aufgaben als professionelle Gesprächsbeteiligte erkennen. Transkripte liefern Hinweise auf brauchbare Lösungsstrategien in angebbaren Kontexten. Es sind die gelungenen Fälle, in denen die Aktanten selbst zeigen, wie kommunikative Aufgaben bewältigt werden können, so dass man geeignete Kommunikationsstrategien aus dem Material erarbeiten kann. Dies betrifft die Auswahl geeigneter Muster oder Verfahren für kommunikative Aufgaben, die zweckmäßige Realisierung dieser Muster und auch Formulierungsweisen.

Als Unterrichtsverfahren sind zwei Methoden der Arbeit mit Transkripten hervorzuheben: die *Fragegeleitete Transkriptanalyse* und die *Simulation authentischer Fälle* (Becker-Mrotzek/Brünner 1999a). Bei der (rollenspielähnlichen) Simulation authentischer Fälle werden ausgewählte authentische Diskurse aus dem beruflichen Handeln der TeilnehmerInnen und deren Problemstrukturen zur Grundlage für eine Simulation gemacht. Die Methode bietet eine fruchtbare Möglichkeit, die Grenzen zwischen

Seminarsituation und Berufsalltag durchlässig zu machen und den Transfer zu unterstützen.

Nicht nur in der Berufsausbildung und Personalentwicklung können die Ergebnisse der Angewandten Gesprächsforschung adressatenspezifisch eingesetzt werden, sondern auch in der *schulischen Ausbildung*. Es ist selbstverständlich, dass bei der Auswahl des Lernstoffs eine überlegte Auswahl getroffen und die Lerninhalte sinnvoll aufbereitet werden müssen. Jedoch ist die systematische Entwicklung und Förderung der Interaktionskompetenz der jungen Generation, gerade auch die Förderung berufsrelevanter kommunikativer Fähigkeiten, eine Aufgabe, die die Schule bisher noch zu wenig wahrnimmt. Wir haben dazu vor kurzem eine ausführliche Unterrichtseinheit „*Gesprächsanalyse und Gesprächsführung*“ vorgeschlagen (Becker-Mrotzek/Brünner 1997).

6. Perspektiven: Wie geht es weiter? Desiderate und Ausblick

Damit kommen wir zum letzten Punkt, den Perspektiven. Wie kann die Zusammenarbeit mit der Praxis gezielt ausgebaut und weiterentwickelt werden?

Die Arbeitsweise der Angewandten Gesprächsforschung gibt nach unserer Überzeugung wichtige *Impulse* für neue, weiterführende *linguistische Fragestellungen*. Nicht nur die empirische, auch die theoretische Weiterentwicklung unserer Disziplin ist auf solche Anstöße angewiesen. Die Untersuchung empirischen Gesprächsmaterials aus gesellschaftlich relevanten Praxisfeldern ist eine Herausforderung, auf komplexe kommunikative Phänomene nicht mit Reduktionen des Forschungsgegenstandes zu reagieren, sondern differenzierte Methoden und Theorien zu entwickeln. Es ist deshalb erforderlich, dass Forschungsförderungseinrichtungen wie die DFG neben Grundlagenforschung stärker auch praxisorientierte Projekte fördern und dass die jeweiligen linguistischen Gutachterinnen und Gutachter sich dafür aktiv engagieren.

Die Linguistik ist für ihre Entwicklung als Wissenschaft und ihren *Professionalisierungsprozess* auf Impulse aus dem Beschäftigungssystem unbedingt angewiesen (vgl. Brünner 1999). Die Planung, Durchführung und Evaluation von Training und Beratung, die kommunikationsbezogene Aus- und Fortbildung und das Kommunikationsmanagement in Unternehmen können im Sinne einer aktiven Professionalisierung zu einem auch quantitativ bedeutsamen Berufsfeld für LinguistInnen werden. Da wissenschaftliche Arbeit ihren eigenen Rhythmus besitzt und eine gründliche Datenanalyse ihre Zeit benötigt, sind längerfristige, auf Kontinuität angelegte Austauschbeziehungen und Kooperationen zwischen der Wissenschaft und den Praxisbereichen notwendig. Noch ist die Diffusion

linguistischen Wissens schwach, d. h. ein großer Teil der linguistischen Forschungsergebnisse findet bisher nicht den Weg in die Praxis (vgl. Brünner/Fiehler 1999).

Um die Berufsfeldentwicklung voranzubringen und die Kontakte zwischen Anbietern linguistischer Qualifikation (insbesondere also den Universitäten) und potentiellen Abnehmern im Beschäftigungssystem auszubauen, wären *Transferstellen* wünschenswert, die die vorhandene Expertise und die Bedürfnisse der Abnehmer miteinander vermitteln, den Transfer zwischen universitärer Arbeit und außeruniversitärer Praxis unterstützen und Studierenden Möglichkeiten zu Praktika oder anwendungsorientierten Projektarbeiten eröffnen.

Für die *universitäre Ausbildung* ist darüber hinaus von Bedeutung, dass Studierende in Trainings- und Beratungsaufgaben einbezogen werden. Dies sollte ihnen erlauben, das Berufsfeld kennenzulernen, unter Anleitung analytische Erfahrungen zu gewinnen und ihre methodischen sowie ihre Vermittlungskompetenzen zu erweitern. Solche Ausbildungskonzepte benötigen dringend auch politische Unterstützung in einer Situation, in der die sprachlichen Fächer oft überlaufen, die Ressourcen unzureichend und die Betreuungsmöglichkeiten eingeschränkt sind. Notwendig sind curriculare Angebote, die eine breite Grundbildung in Linguistik mit spezifischen, praxisbezogenen Kenntnissen und besonders auch Fähigkeiten verknüpfen, also mit einem Können (nicht nur Wissen), das für das Berufsfeld qualifiziert. Dazu zählen wir Fähigkeiten zur empirischen Erhebung, Dokumentation, Transkription und Analyse sprachlicher Daten, aber auch Vermittlungskompetenzen.

Ein *Desiderat* ist die *Didaktisierung* der linguistischen Kategorien, Modellbildungen und Ergebnisse für Aus- und Fortbildungszwecke. Notwendig ist die Entwicklung von Begriffen und Benennungen für sprachlich-kommunikative Phänomene, die Alltagsbegriffen kritisch Rechnung tragen und dennoch analytisch scharf sind. Dies ist eine Aufgabe, die nicht von Einzelnen geleistet werden kann, sondern der gemeinsamen Anstrengung der *community* bedarf. Dazu gehört unbedingt auch die Kooperation mit der Praxis und mit anderen Disziplinen.

Versucht man die heutige Situation der Angewandte Gesprächsforschung in einem Satz zusammenzufassen, so könnte man mit Berthold Brecht sagen:

*Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns, vor uns liegen die Mühen der Ebenen.*²

² Berthold Brecht: Wahrnehmung. Gesammelte Werke, Bd. 10 (= Gedichte 3). S. 960.

Literatur

- Antos, Gerd (1988): Zwischen Kunde und Computer. Interaktionsprobleme bei telefonischen Reklamationsgesprächen. In: Gutenberg, Norbert (Hg.) (1988): Kann man Kommunikation lehren? Konzepte mündlicher Kommunikation und ihrer Vermittlung. Frankfurt/M. S. 9–17.
- Antos, Gerd (1989): Optimales Telefonieren nach Script. Neue Formen des Mediengebrauchs in der Wirtschaftskommunikation. Ein Beitrag zu einer „Bedarfs-Linguistik“. In: Antos, Gerd/Augst, Gerhard (Hgg.) (1989): Textoptimierung. Frankfurt/M. S. 125–161.
- Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.
- Becker-Mrotzek, Michael/Brünner, Gisela (1992): Angewandte Gesprächsforschung: Ziele – Methoden – Probleme. In: Fiehler, Reinhard/Sucharowski, Wolfgang (Hgg.) (1992): Kommunikationsberatung und Kommunikationstraining. Anwendungsfelder der Diskursforschung. Opladen. S. 12–23.
- Becker-Mrotzek, Michael/Brünner, Gisela (1997): Gesprächsanalyse und Gesprächsführung. In: RAAbits Deutsch/Sprache. Impulse und Materialien für die kreative Unterrichtsgestaltung. 13. Ergänzungslieferung. II/C.6. Heidelberg 1997.
- Becker-Mrotzek, Michael/Brünner, Gisela (1999): Diskursanalytische Fortbildungskonzepte. In: Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) (1999) (im Druck).
- Becker-Mrotzek, Michael/Brünner, Gisela (1999a): Simulation authentischer Fälle. In: Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) (1999) (im Druck).
- Becker-Mrotzek, Michael/Meier, Christoph (1999): Arbeitsweisen und Standardverfahren der Angewandten Diskursforschung. In: Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) (1999) (im Druck).
- Bliesener, Thomas (1982): Die Visite – ein verhinderter Dialog. Initiativen von Patienten und Abweisungen durch das Personal. Tübingen.
- Bliesener, Thomas/Köhle, Karl (1986): Die ärztliche Visite. Chance zum Gespräch. Opladen.
- Boettcher, Wolfgang/Bremerich-Vos, Albert (Hgg.) (1987): ‘Kollegiale Beratung’ in Schule, Schulaufsicht und Referendarausbildung. Frankfurt/Bern.
- Brons-Albert, Ruth (1995): Auswirkungen von Kommunikationstraining auf das Gesprächsverhalten. Tübingen.
- Brünner, Gisela (1987): Kommunikation in institutionellen Lehr-Lern-Prozessen. Diskursanalytische Untersuchungen zu Instruktionen in der betrieblichen Ausbildung. Tübingen.
- Brünner, Gisela (1992): Zum Verhältnis von Kommunikation und Arbeit in Wirtschaftsunternehmen. In: Spillner, Bernd (Hg.) (1992): Wirtschaft und Sprache. Kongreßbeiträge zur 22. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL). Frankfurt/M. usw. S. 25–42.
- Brünner, Gisela (1994): „Würden Sie von diesem Mann einen Gebrauchtwagen kaufen?“ Interaktive Anforderungen und Selbstdarstellung in Verkaufsgesprächen. In: Brünner, Gisela/Graefen, Gabriele (Hgg.) (1994): Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik. Opladen. S. 328–350.
- Brünner, Gisela (1999): Das Verhältnis von diskursanalytischer Forschung, Ausbildung und Anwendung. Ihr Beitrag zur Professionalisierung der Linguistik. In: Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) (1999) (im Druck).

- Brünner, Gisela/Fiehler, Reinhard (1999): KommunikationstrainerInnen über Kommunikation. Eine Befragung von TrainerInnen zu ihrer Arbeit und ihrem Verhältnis zur Sprachwissenschaft. In: Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) (1999) (im Druck).
- Brünner, Gisela/Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther (Hrsg.) (1999): Angewandte Diskursforschung. Kommunikation untersuchen und lehren. Opladen. 2 Bde. (im Druck)
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1979): Sprachliche Handlungsmuster. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.) (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart. S. 243–274.
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1986): Muster und Institution. Tübingen.
- Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther (1994): Reklamationsgespräche. Schulungsperspektiven auf der Basis von Ergebnissen diskursanalytischer Untersuchungen. In: Bartsch, Elmar (Hg.) (1994): Sprechen, Führen, Kooperieren in Betrieb und Verwaltung. München. S. 255–270.
- Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther/Schnieders, Guido (1999): Kommunikationsprobleme in Reklamationsgesprächen. In: Brünner/Fiehler/Kindt (Hgg.) (1999) (im Druck).
- Fiehler, Reinhard/Sucharowski, Wolfgang (Hgg.) (1992): Kommunikationsberatung und Kommunikationstraining. Anwendungsfelder der Diskursforschung. Opladen.
- Friedrich, Georg (1991): Methodologische und analytische Bestimmungen sprachlichen Handelns des Sportlehrers. Frankfurt/Bern.
- Günther, Hartmut (1998): Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Am Beispiel kleiner und großer Buchstaben im Deutschen. In: Didaktik Deutsch 4 (1998), S. 17–32.
- IEA (International Association for the Evaluation of Educational Achievement) (1997): Third International Math and Science Study (TIMSS). Boston College, Chestnut Hill, MA, USA. (Internet: <http://www.csteep.bc.edu/timss>)
- Kahl, Reinhard (1998): Respekt vor Zickzack und Irrweg. In: Erziehung & Wissenschaft 1 (1998), S. 21–22.
- Kallmeyer, Werner (1988): Konversationsanalytische Beschreibung. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hgg.) (1988): Handbuch der Soziolinguistik. Berlin. (= HSK 3.2). S. 1095–1108.
- Kügelgen, Rainer von (1994): Diskurs Mathematik. Kommunikationsanalysen zum reflektierenden Lernen. Frankfurt/Bern.
- Lalouschek, Johanna (1995): Ärztliche Gesprächsausbildung. Eine diskursanalytische Studie zu Formen des ärztlichen Gesprächs. Opladen.
- Lalouschek, Johanna/Menz, Florian/Wodak, Ruth (1990): Alltag in der Ambulanz. Gespräche zwischen Ärzten, Schwestern und Patienten. Tübingen.
- Menz, Florian/Nowak, Peter (1992): Kommunikationstraining für Ärzte und Ärztinnen in Österreich: Eine Anamnese. In: Fiehler/Sucharowski (Hgg.) (1992), S. 79–86.
- Sachweh, Svenja (1998): Charakteristische Merkmale der Kommunikation zwischen Pflegepersonal und Bewohnern in der Altenpflege. In: Fiehler, Reinhard/Timm, Caja (Hgg.) (1998): Sprache und Kommunikation im Alter. Opladen. S. 143–160.
- Sachweh, Svenja (1998a): „Schätzle hinsitze!“ Kommunikation zwischen Pflegepersonal und BewohnerInnen in der Altenpflege. Diss. Freiburg.
- Siegrist, Johannes (1975): Lehrbuch der Medizinischen Soziologie. München.

- Spranz-Fogasy, Thomas (1990): Ärztliche Kommunikation. Transfer diskursanalytischen Wissens in die Praxis. In: Ehlich, Konrad/Koerfer, Armin/Redder, Angelika/Weingarten, Rüdiger (Hgg.) (1990): Medizinische und therapeutische Kommunikation. Opladen. S. 143–155.
- Spranz-Fogasy, Thomas (1992): Ärztliche Gesprächsführung – Inhalte und Erfahrungen gesprächsanalytisch fundierter Weiterbildung. In: Fiehler/Sucharowski (Hgg.) (1992), S. 68–78.
- Walther, Sabine (1997): Im Mittelpunkt der Patient? Übergabegespräche im Krankenhaus. Stuttgart.
- Walther, Sabine/Weinhold, Christine (1997): Die Übergabe. Ein Fachgespräch unter Pflegenden. Stuttgart.
- Weinhold, Christine (1997): Kommunikation zwischen Patienten und Pflegepersonal. Eine gesprächsanalytische Untersuchung des sprachlichen Verhaltens in einem Krankenhaus. Bern.

HANS-WERNER EROMS

Die Rechtschreibreform in der öffentlichen Meinung

Abstract

Die geplante Rechtschreibreform der deutschsprachigen Länder hat eine überaus heftige Diskussion in der Öffentlichkeit hervorgerufen. Befürworter und Kritiker äußern sich in so gut wie allen kommunikativen Kanälen. Die seit Jahren geführte Debatte hat an Schärfe zugenommen und vielfach die sachlichen Bahnen verlassen. Das folgende Referat stützt sich auf die in den Printmedien geäußerten Ansichten und analysiert Berichte, Leserbriefe und Kommentare in ihrer Tendenz und ihrer Argumentationsstruktur. Dabei tritt zu Tage, daß in hohem Maße immer die gleichen Argumentationstopoi eingesetzt werden, allerdings mit unterschiedlicher Gewichtung. Aufs Ganze gesehen sind bei allem Engagement im einzelnen die Zeitungskommentare ausgewogener als vor allem die Leserbriefe, auch wenn die Argumentationsformen sehr ähnlich sind. Die Debatte um die Rechtschreibreform weist zunehmend Charakteristika der öffentlich-politischen Diskussion auf. Das Referat geht den Gründen dafür nach.

Einleitung

Seit nun fast drei Jahren ist die Rechtschreibreform des Deutschen ein festes Thema in den Zeitungs-, Hörfunk- und Fernsehredaktionen, auf Lehrerkonferenzen, in den Klassenzimmern und Seminarräumen und nicht zuletzt an den Stammtischen. Kaum eine kulturpolitische Thematik hat die Öffentlichkeit so erregt und so polarisiert wie die Änderung der Rechtschreibung und vor allem die Modalitäten ihrer Umsetzung. Wie gleich zu zeigen sein wird, tritt in der Öffentlichkeit die Sachdiskussion zurück, es geht von so gut wie allen Ansatzpunkten, die sich bei der Orthographie ergeben, häufig sogleich ins Grundsätzliche. Hier finden sich, wie bei den Debatten um Gegenstände der Politik, Bewertungen der Gegner, „Aufklärung“ über die vermeintlich wahren Motive der Stellungnahmen für oder gegen die Reform, Belehrungen und Beschimpfungen, kurz alles das, was wir aus den politischen Debatten kennen, auch mit dem gleichen Effekt, vor allem mit dem der Abstumpfung und – in der jüngsten Zeit – dem des Überdrusses: Die Argumente sind verbraucht, die Rituale wiederholen sich, die Debatte nähert sich dem Ende. In der Politik wäre

dies der Zeitpunkt, eine Entscheidung herbeizuführen und abstimmen zu lassen.

Hier liegt bereits ein entscheidender Unterschied zur Rechtschreibdiskussion: die Sache ist entschieden, allerdings nicht legislativ, sondern exekutiv, und dies nicht allein im nationalen Rahmen, sondern durch überstaatliche Einigung, deren Legitimation selber zwar nicht in Zweifel gezogen wird, deren Voraussetzungen aber nun von den Gegnern der Reform befragt werden. Juristisch läßt sich gegen die überstaatlichen Vereinbarungen nicht angehen, wohl aber gegen die nationalen Auswirkungen: Noch nie hat es bei einem kulturpolitischen Thema in der Bundesrepublik eine solch flächendeckende Anrufung von Gerichten gegeben wie in diesem Fall. Wie der Kruzifix-Streit ist in Deutschland auch die Rechtschreibung beim Bundesverfassungsgericht angekommen, und man ist versucht zu sagen, daß die Deutschen offenbar nicht bereit sind, Entscheidungen hinzunehmen, sondern sie in jedem Fall juristisch klären zu lassen.

Doch bevor man die Deutschen angesichts dieser Tatsache und vor allem wegen der Aufgeregtheit angesichts dieser Thematik tadelt, sollte man bedenken, daß die Debatte in anderen Ländern, in denen die Änderung der Orthographie geplant oder durchgeführt wurde, ähnlich vehement verlaufen ist. Das war in jüngster Zeit in Frankreich so und auch in den Niederlanden und Belgien, jeweils mit einem wichtigen Unterschied: In Frankreich war es eine Diskussion *vor* einer Entscheidung¹, in den Niederlanden anläßlich einer *gesetzlichen* Regelung.² Dies, wie schon gesagt, war im deutschen Sprachgebiet anders. Ob das erstere, die Diskussion *vor* der Entscheidung hier verschlafen wurde, ist allerdings selber ein Streitpunkt, worauf noch einzugehen sein wird. Die eher ablehnende Haltung der Öffentlichkeit jedenfalls hatte sich in Deutschland vor der gegenwärtigen Reformdiskussion schon bemerkbar gemacht, gut dokumentiert von Hermann Zabel (Zabel 1989). Andererseits hatte es lange davor und immer wieder Ansätze zu einer Reform der deutschen Orthographie gegeben, von radikalen Vorschlägen wie der Abschaffung der Substantivgroßschreibung bis zur Beseitigung von kleineren Inkonssequenzen der

¹ Die außerordentlich kontrovers geführte Debatte führte dazu, daß das der Académie Française vom 'Hohen Rat für die französische Sprache' vorgelegte und von ihr zunächst gebilligte Reformkonzept im Januar 1991 wieder zurückgezogen wurde. (Vgl. Hans-Hagen Bremer: 'Der Accent circonflexe und die Sprache Molières. Wie 1991 die Reform der französischen Rechtschreibung nach heftigen Wortgefechten den Tod fand.', FR 8.8.97).

² Das Gesetz, mit dem vor allem Doppelformen bei Fremdwörtern bereinigt wurden und eine offizielle Wörterliste von etwa 100.000 Wörtern verabschiedet wurde, wurde 1995 von einem niederländisch-flämischen Ministerrat beschlossen. (Vgl. Christine Kasper: 'Die Rechtschreibreform – ein konsekventes Grauel', Die Furche 14.11.1996).

Regelung von 1901. Hier ist nicht der Ort, darauf einzugehen.³ Doch muß uns zumindest der anzunehmende rechtliche Status der Orthographie noch beschäftigen, um am Schluß die Debatte einordnen zu können. In jedem Fall ist der Status der Orthographie nicht deutlich. Dies gilt bereits für die linguistische Bewertung bei den Sprechern. Sehr häufig wird die Rechtschreibung einfach mit der Sprache selber gleichgesetzt, und Änderungen der Schreibung werden vielfach als direkte Eingriffe in die deutsche Sprache empfunden. Richtig an dieser Auffassung ist, daß es zwischen Schreibung und Aussprache vielfältige Interdependenzen gibt. Andererseits ist eine orthographische Regelung auch nicht einer administrativen Verordnung wie der für die Verkehrszeichen vergleichbar, ganz gleich, ob die Rechtschreibung, wie im deutschen Sprachraum bis ins 19. Jahrhundert, durch ein Wechselspiel von Vorschlägen grammatischer Autoritäten, Praktikabilitätsgesichtspunkten von Verlegern und Schreibvorschriften der Schulen zustandegekommen ist oder durch eine vertragliche Vereinbarung, die eine exekutive Umsetzung erfahren hat, wie nach der Rechtschreibkonferenz von 1901. Der Staat hat weder ein Sprach- noch ein generelles Schreibmonopol. Aber er hat eine durchschlagende normsetzende Gewalt auch in diesem Bereich. Dies hat sich etwa in der Abschaffung der deutschen Schreibschrift in den Schulen in den vierziger Jahren gezeigt. Seit der Zeit ist diese Schriftart tot. Man darf unterstellen, daß derartige Bedingungen, zumindest vage, bewußt sind, wenn es zu Verabredungen über die Änderung von orthographischen Regelungen kommt. Die Legitimierung der Reform, ihre materiellen Inhalte und ihre Umsetzung werden befragt, das läßt sich nicht vermeiden bei einem Bereich, der alle angeht. Und es kann auch weder erwartet werden, daß sich nur Fachleute zum Thema äußern, noch daß die Auseinandersetzung in quasi wissenschaftlichen Bahnen verläuft. Wir werden sogleich sehen, daß dies überhaupt nicht der Fall ist, im Gegenteil, es bricht ein Streit auf, der vor nichts zurückscheut, bis hin zum Korruptionsvorwurf, so daß es naheliegt, hier eine sich verselbständigende oder gar politisch gesteuerte Diskussion zu vermuten. Und angesichts jedenfalls in der Bundesrepublik anstehender größerer Reformthemen, von der Gesundheits- über die Steuer- bis zur Rentenreform und dem Verdruß darüber, daß diese Reformdebatten auf der Stelle treten, wird vielfach vermutet, die Rechtschreibreform sei ein Gebiet, bei dem einmal eine Reform – vielleicht stellvertretend für die anderen – durchkommen könne – oder aber gerade zu verhindern sei.

Ob dies tatsächlich der Fall ist oder ob nicht auch andere Gesichtspunk-

³ Vgl. zu den Vorschlägen für eine Neuregelung der deutschen Orthographie Nerius et al. (1989), Internationaler Arbeitskreis für Orthographie (Hg.) (1992), Munske (1997) und Augst/Blüml/Nerius/Sitta (Hg.) (1997), zu den jüngsten Reformdiskussionen Nerius (1997) und Scheuringer (1997).

te zu berücksichtigen sind, um die Debatte gerecht zu bewerten, möchte ich im folgenden darstellen. Es geht mir nicht um die Inhalte der Reform.⁴ Sie spielen, wie ich schon angedeutet habe, in der öffentlichen Diskussion auch eine untergeordnete Rolle. Sie sind, wie grobenteils erst im Zuge der Reformdiskussion deutlich geworden ist, viel schwerer zu beurteilen, als es im öffentlichen Bewußtsein und auch bei den Fachleuten verankert ist.⁵ Die Rechtschreibregeln des Deutschen gehorchen keinem einheitlichen Prinzip. Das behauptet auch niemand. Nur wird das phonetisch-phonologische Grundprinzip, das Korrespondenzprinzip, nicht einfach durch das morphematische und andere Prinzipien ergänzt. Sondern das morphematische oder Stammprinzip ist auf dem Wege, der deutschen Orthographie eine andere Fundierung zu geben. Wir nähern uns zwar wohl nicht einer Morphemschrift, aber die blockweise Erfassung von Einheiten beim Lesen, zu der das Stammprinzip vor allem mit der Umlautkennzeichnung und der Nichtkennzeichnung der Auslautverhärtung beiträgt, wird durch grammatische Prinzipien unterstützt, insbesondere durch die Großschreibung der Substantive. Zudem ist die synchron vor allem unter didaktischem Blickwinkel schwierige Uneindeutigkeit mancher Regelbereiche, etwa der Dehnungsbezeichnung ein kompliziertes Geflecht, in das sich kaum eingreifen läßt, ohne daß sich Weiterungen ergeben, die gar nicht beabsichtigt sind.

Was die orthographischen Regeln des Deutschen im einzelnen betrifft, so sind sie als historisch gewordene funktional – sonst hätten sie sich nicht durchgesetzt. Sie haben im Zuge der Entwicklung aber sehr viel Redundanz erzeugt. Die Regeln sind nicht uneindeutig, und es läßt sich zu fast jeder eine Alternativregel angeben, man denke auch hier nur wieder an die Kennzeichnung der Vokallänge. Jede administrative Änderung trägt das Risiko, daß ihr die möglichen Alternativen vorgehalten werden. Die Reform hat deswegen auch kein rigoroses Eingreifen beabsichtigt.

Das Rechtsschreibthema beschäftigt die Öffentlichkeit über so gut wie alle Kanäle: von den Printmedien über Hörfunk und Fernsehen bis zum Internet. Ich beschränke mich im folgenden auf die Auswertung von Berichten, Interviews, Leserbriefen und Kommentaren aus 34 Zeitungen und Zeitschriften.⁶ Die Sammlung ist insgesamt zwar nicht repräsentativ im

⁴ Diese sind in einer kaum zu übersehenden Zahl von Publikationen dargestellt. Verwiesen sei hier auf: Internationaler Arbeitskreis für Orthographie (Hg.) (1992), auf die Zusammenfassung im Sonderheft des Sprachreport (1996), auf die Kommentierungen in Augst/Blüml/Nerius/Sitta (Hg.) (1997) und in Eroms/Munske (Hg.) (1997), sowie auf die konsequent neue Vorschläge entwickelnde Darstellung von Zemb (1997).

⁵ Dazu u. a. Maas (1992), Eisenberg (1995), Munske (1997), Zemb (1997) und Eroms (1997).

⁶ Bei der Ermittlung und Sichtung des Materials haben mir Katrin Flexeder und

statistischen Sinne, aber durch ihre relative Vollständigkeit und ihren Umfang aussagekräftig. Insgesamt wurden 1038 Berichte, 86 Interviews, 824 Leserbriefe und 420 Kommentare herangezogen. Die Berichte und die Interviews wurden nur auf ihre Tendenz hin durchgesehen. Die Leserbriefe und Kommentare wurden zusätzlich darauf hin untersucht, welches Argument für die Entscheidung, der Reform zuzustimmen oder sie abzulehnen, ausschlaggebend war. Überraschend war es, daß sowohl die Tendenz, also Zustimmung oder Ablehnung, fast stets ganz offensichtlich war und andererseits ebenfalls der Hauptgrund für die zustimmende oder ablehnende Äußerung fast immer deutlich zu Tage trat.

1. Die Berichterstattung in den Printmedien

Über die Rechtschreibreform wird in der deutschsprachigen Presse kontinuierlich berichtet. Abgesehen von Kommentaren und Interviews, auf die noch einzugehen sein wird, befassen sich in den hier untersuchten Zeitungen und Zeitschriften 1038 Artikel mit der Rechtschreibreform. Das Spektrum reicht von kleinen Meldungen bis zu mehrseitigen informativen Darstellungen. Durchweg wird objektiv, sachlich und neutral berichtet. Die Bevölkerung hat dadurch die Gelegenheit gehabt, sich zutreffend über die Inhalte der Reform zu informieren.

Dies ist aber nur die eine Seite. Denn es gibt bei den Berichten auch klare bewertende Signale. Sie sind in den Überschriften zu finden. Ob sie, bezogen auf den Inhalt, positiv oder negativ gemeint sind, ist nicht von vornherein klar; es können auch allgemeine Aufhänger sein, denn die Rechtschreibreform stellt, journalistisch gesehen, eine hervorragende Thematik dar: Sie betrifft die gesamte Bevölkerung, sie wird kontrovers beurteilt, tendiert damit, wie die Berichte aus dem politischen Bereich, zur Polarisierung, und sie wird im späteren Verlauf unter der Perspektive legislative versus exekutive Befassung diskutiert. Sie ist aber längst nicht von der Brisanz echt politischer Themen, dazu wird die Thematik im Zuge der Debatte erst allmählich stilisiert.

Die Überschriften tragen in besonderem Maße dazu bei, daß die an sich trockene und akademische Thematik anschaulich aufbereitet und mit sonstigen öffentlichen Themen verbunden wird. Sie sind es vielfach, die zur Beschäftigung mit der Rechtschreibthematik reizen. Das ist sicher ihr primärer Zweck, also ein klassisch journalistischer. Aber nebenbei wird dadurch erreicht, daß das Engagement in Bezug auf die Rechtschreibreform zunimmt, und zwar in der angedeuteten Richtung, nämlich polarisierend.

Larissa Vogl, Passau geholfen, denen ich hiermit sehr herzlich danke. Die Grafiken hat Katrin Flexeder angefertigt. Benutzt wurde u. a. das Material des Innsbrucker Zeitungsarchivs. Norbert Richard Wolf, Würzburg, bin ich für klärende Diskussionen sehr zu Dank verpflichtet.

Die Masse der Überschriften ist neutral. Solche Überschriften sind etwa

„Rechtschreibreform ab 1997“ (OÖN 5.7.95)

„Rechtschreibreform zwischen Hoffen und Bangen“ (Die Welt 21.9.95)

„Rechtschreibreform verschoben“ (Tsp 28.10.95)

„Jetzt heißt es umlernen auf modifizierte Großschreibung – Was uns die neu beschlossene Rechtschreibreform an neuen Regeln bringen wird“ (SN 5.6.96)

„Bundestag debattiert über Rechtschreibreform“ (StZ 15.4.97)

Auch der folgende Typ, der vieles anspricht, kann dennoch als neutral bezeichnet werden:

„Der verkannte Philosoph oder: Ein wahrer Alptraum – Die geplante Rechtschreibreform führte zu einer Sprachstörung zwischen Fachwelt, Politik und der Öffentlichkeit.“ (FR 27.9.95)

Eine, wenn auch unterschiedlich starke oder deutliche Zustimmung signalisieren etwa folgende Überschriftstypen:

„Neue Diskussion, Zeitplan gefährdet?“ (SN 13.9.95)

„Stickel optimistisch“ (FR 22.9.95)

„Sprache im Fluß – Nach jahrelangen Verhandlungen um die Reform der deutschen Rechtschreibung werden die Schulanfänger schon im Herbst nach den neuen Regeln richtig schreiben lernen.“ (FF 4.5.96)

„Auch mit der Gämse zufrieden – In der mehrsprachigen Schweiz ist eine Änderung der Schreibweise kein Sakrileg“ (FAZ 10.1.97)

„Reformverweigerung von Österreichs Autoren“ (OÖN 13.2.97)

„Neue Rechtschreibung in der Praxis: Jetzt bessern die Schüler die Lehrer aus. – Die Rechtschreibreform wird in einigen Schulen bereits angewendet: Dort stiftet sie nur mäßige Verwirrung.“ (Die Presse 17.3.97)

Die Zustimmung kann, wie man sieht, direkt oder indirekt signalisiert sein, etwa indem ein Ausdruck mit negativen Konnotationen gewählt wird wie „Reformverweigerung“.

Distanz oder Ablehnung lassen die folgenden vermuten:

„Rechtschreibreform irritiert auch Verlage“ (StZ 13.9.95)

„Rechtschreibreform gescheitert“ (Dol 21.9.95)

„Vor der Entscheidung der Ministerpräsidenten: Letzte Warnung vor dem ‘Kauboi’ – Politiker äußern Bedenken.“ (SZ 26.10.95)

„Rechtschreibreform kostet einige hundert Millionen.“ (Tsp 1.7.96)

„Daß oder dass? Sprachreform nicht am Parlament vorbeimogeln – In Deutschland Verfassungsbeschwerde gegen geplante neue Rechtschreibung.“ (ÖÖN 13.7.96)

„Wer ist der Beste im ganzen Land? Duden contra Bertelsmann: Der Kampf im Rechtschreibdschungel.“ (SZ 31.8.96)

„Gegen die Rechtschreibreform formiert sich Widerstand – Autoren und Verleger kritisieren die neuen Regelungen – Kritik auch am ‘Duden’.“ (SN 7.10.96)

„‘Orthographischer Terrorismus’: Die deutschen Schriftsteller und Intellektuellen sind jäh erwacht. Drei Monate nachdem die Rechtschreibreform definitiv beschlossen wurde, gehen sie gegen die Neuregelung auf die Barrikaden. Der späte Protest hat überraschend großen Zulauf. Frankfurter Erklärung in Auszügen ...“ (taz 8.10.96)

„Rechtschreibreform: Protest prallt an Gehrer ab“ (Der Standard 28.10.96)

„Eduscho, zart besaitet – Babylonische Beratung: Neun neue Wörterbücher im Test.“ (FAZ 15.3.97)

„Reformstopp erwartet“ (Dol 5.6.97)

„Gütersloh und Mannheim liegen bei Babylon: Die Rechtschreibreform hat bislang nur Verwirrung gestiftet, und das Durcheinander wird von Tag zu Tag größer.“ (FAZ 19.6.97)

„Desaster für Schulen – Urteil bedeutet voraussichtlich Ende der Rechtschreibreform.“ (Erlanger Nachrichten 30.7.97)

„Möglicherweise folgenreiches Gerichtsurteil in Hessen: Die Rechtschreibreform bereits gescheitert?“ (NZZ 30.7.97)

„Die Administratoren der Rechtschreibreform rücken zusammen: ‘Jetzt nur keine Panikreaktion’ – Durchhalteparolen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz – Aus Äußerungen von Bundeskanzler Klima läßt sich schließen, daß man an höchster Stelle auch eine babylonische Schreibverwirrung in Kauf nehmen würde.“ (Der Standard 31.7.97)

„‘Die wollen durch die Wand’“ (Der Spiegel 4.8.97)

„In die Falle gelaufen“ (Der Spiegel 4.8.97)

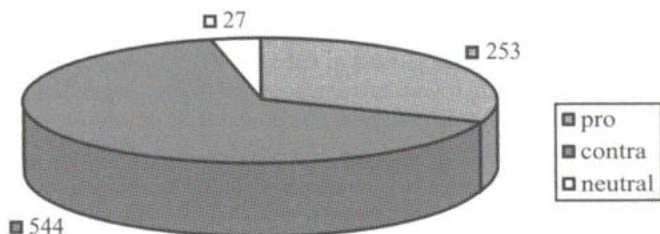
„Rechtschreibreform: Für die Kultusminister der Länder wird die Luft immer dünner – Wiesbaden, Hannover und Gelsenkirchen – Immer mehr Gerichte lehnen das geplante Regelwerk ab.“ (Allgemeine Staatszeitung 16.8.97)

Insgesamt sind die stellungnehmenden Überschriften aber selten. Zum ganz überwiegenden Teil lassen die Überschriften die Quelle für Pro oder Kontra erkennen, wenn sie nicht gänzlich neutral sind. Oder aber sie sind, wie etwa die beiden Überschriften aus dem Spiegel vom 4.8.97, als Zitat kenntlich gemacht. Der folgende Fall ist daher die absolute Ausnahme. Über einen neutralen ausführlichen Bericht von Hans Wellmann setzt die Zeitung (Gegenwart 1.10.96) die auch sonst deplazierte Überschrift: „Die 'neue' Rechtschreibung. Ein vollständiger, erschöpfender und abschließend wertender Kommentar zur sinnlosesten Reform seit Martin Luther.“, kommentiert das allerdings in einer Fußnote mit den Worten „Titel und Untertitel des Aufsatzes stammen nicht vom Autor; sie sollen vielmehr eine gewisse grundsätzliche Skepsis der Red. dieser und allen Rechtschreibreformen gegenüber zum Ausdruck bringen.“

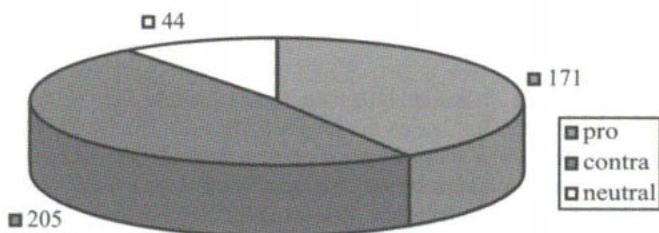
2. Die Meinungsäußerungen in den Printmedien

Wenden wir uns nun den Meinungsäußerungen in der Presse, den Leserbriefen und den Kommentaren zu. Die vorhin angesprochene Polarisierung tritt hier nun ganz offen zutage. Hier zunächst die Zahlenverhältnisse:

Leserbriefe zur Rechtschreibreform
(824 Leserbriefe von Januar 1996
bis Dezember 1997)



Kommentare zur Rechtschreibreform
(420 Kommentare von Januar 1996
bis Dezember 1997)



In Prozentzahlen ausgedrückt:

824 Leserbriefe zur Rechtschreibreform (Januar 1996 bis Dezember 1997):

Kontra:	66,0%
Pro:	30,7%
Neutral:	3,3%

377 Pressekommentare zur Rechtschreibreform (Januar 1996 bis Dezember 1997):

Kontra:	48,8%
Pro:	40,7%
Neutral:	10,5%

Aufschlußreich sind die folgenden Vergleichszahlen zum Prozentsatz der Ablehnung oder Zustimmung zur Reform:

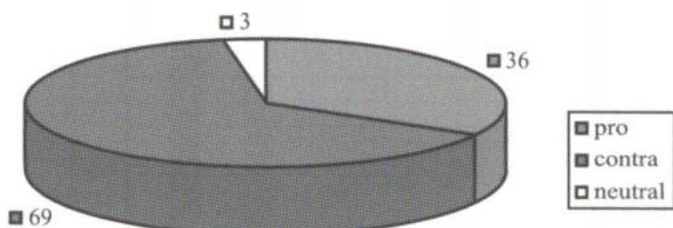
Die Umfrage des Allensbacher Instituts Herbst 1996 ergab für die Bundesrepublik Deutschland: Von je 100 Befragten sind 12 für eine Rechtschreibreform, 75 dagegen, 13 sind unentschieden.⁷

Schließlich noch die Verhältnisse bei den Interviews:

Kontra:	60,3%
Pro:	36,3%
Neutral:	3,4%.

⁷ Präsentation und Analyse der Ergebnisse bei Piel (1997). Zeitgleich mit der Umfrage in Deutschland ergab eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Fessel + GfK bei 500 Personen in Österreich sehr ähnliche Ergebnisse: 75% fanden die Rechtschreibreform „schlecht“, 17% „gut“ (Die Presse 28.10.96).

Interviews zur Rechtschreibreform
(108 Interviews von Januar 1996
bis Dezember 1997)



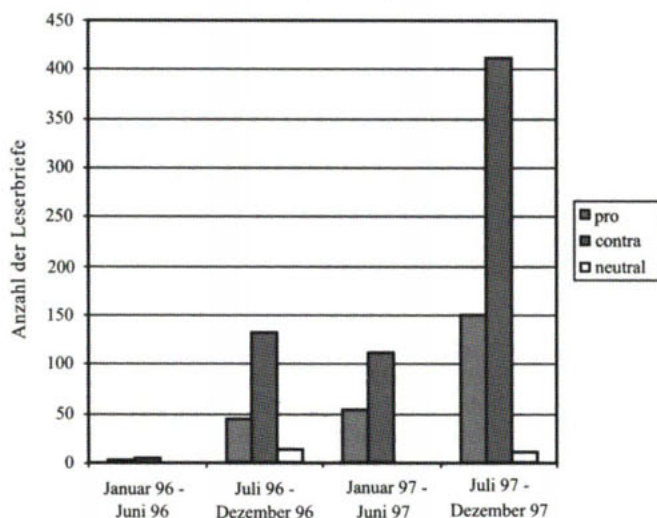
Für die Bewertungen darf man vermuten: Es besteht offenbar ein Zusammenhang zwischen intensiverer Auseinandersetzung und Zustimmungsbereitschaft. Doch gilt dies nicht einfach schlechthin. Die Auffassung der Rechtschreibfachleute ist hier nicht erfaßt, sondern die erfragte Meinung im Verhältnis zu der sich selbst artikulierenden, vor allem aber das Verhältnis von artikulierter Meinung in den Leserbriefen zu der in den Kommentaren. Dies spiegelt sich nicht zuletzt im Prozentsatz der neutralen Stellungnahmen. Bei den Kommentaren ist ein deutlich höherer Anteil die Argumente abwägender Texte festzustellen als bei den Leserbriefen. Dies ist verständlich, aber durchaus nicht selbstverständlich, die Heftigkeit der Argumentation bei den Stellung beziehenden Texten ist bei Leserbriefen und Kommentaren durchaus ähnlich.

Was die zeitliche Verteilung betrifft, so läßt sich erkennen, daß die Zahl der Leserbriefe und Kommentare nach der 'Frankfurter Erklärung' (6.10.96) und nach den ersten Gerichtsurteilen (ab Juli 1997) stark ansteigt. (Vgl. Graphiken auf S. 204 f.)

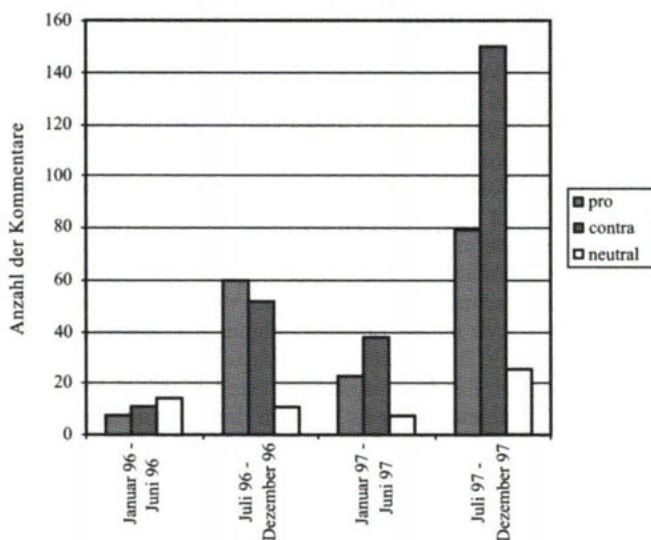
Leserbriefe und Kommentare sind nicht nur nach der Tendenz ausgewertet, sondern es ist versucht worden, ihr jeweiliges Hauptargument für die Entscheidung zu ermitteln. Die Argumente wurden sodann in acht Kategorien zusammengefaßt. Es sind Paradebeispiele von „Argumentationstopoi“ im Sinne von Jung/Wengeler (1998). (Vgl. Tabellen auf S. 205 f.)

Die Rubriken tragen in den Tabellen prägnante Kurzfassungen für die geäußerten Ansichten. Sie wurden in jeweils acht Kategorien zusammengefaßt und diese nach ihrem prozentualen Anteil geordnet. Dabei ergaben sich sowohl für die ablehnenden als auch für die zustimmenden Äußerungen im Vergleich von Leserbriefen und Pressekommentaren erstaunliche Übereinstimmungen, allerdings ist die Diktion in Leserbriefen und in Kommentaren unterschiedlich. Die größeren Ausdrucksweisen entstammen überwiegend, aber nicht ausschließlich den Leserbriefen.

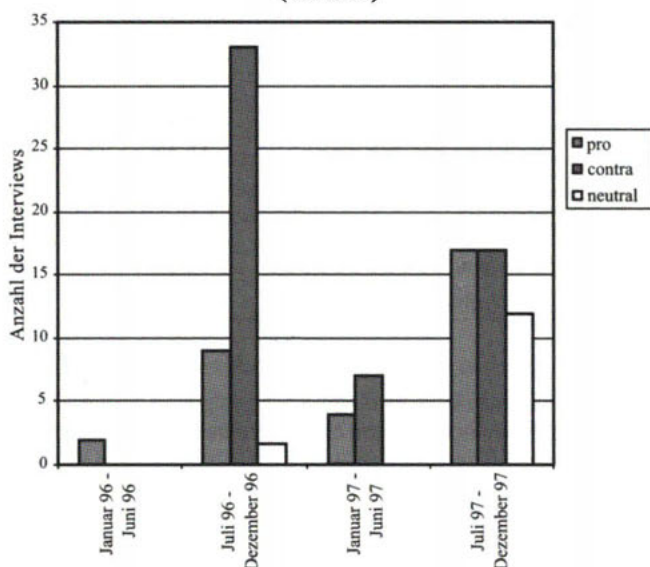
Leserbriefe zur Rechtschreibreform (1996/97)



Kommentare zur Rechtschreibreform (1996/97)



Interviews zur Rechtschreibreform (1996/97)



Kontra		
	Leserbriefe	Kommentare
1. Die Reform ist mißglückt	30,0%	38,1%
2. ... ist obrigkeitlich	20,6%	30,2%
3. ... ist ein „Mäuslein“	9,0%	6,3%
4. ... verletzt die Tradition	13,6%	5,9%
5. Einzelheiten sind mißglückt	7,9%	6,3%
6. Die Reformer sind arrogant	7,2%	6,8%
7. Begleitumstände sind zu kritisieren	5,7%	2,4%
8. Die Reform ist Aufhänger für anderes	6,1%	3,9%

Pro		
	Leserbriefe	Kommentare
1. Die Reform ist geglückt	35,2%	36,3%
2. ... ist legitim	4,3%	11,1%
3. ... beseitigt Monopole	1,2%	3,5%
4. ... geht mit der Zeit	15,4%	14,0%
5. Einzelheiten sind mißglückt	2,0%	2,3%
6. Die Reformgegner sind hysterisch	34,8%	27,5%
7. Begleitumstände sind zu kritisieren	2,0%	0,6%
8. Die Reform ist Aufhänger für anderes	5,2%	4,7%

Die acht Bewertungskategorien umfassen folgende Argumente, die im Auswertungsteil noch mit weiteren charakteristischen Formulierungen belegt werden:

A. Ablehnungen

1. *Die Reform ist als Ganzes mißglückt, sie führt zur Verwirrung, ins Chaos, Simpeldeutsch, gehört auf den Müll.*
2. *Sie ist von der Obrigkeit, der Bürokratie, oktroiert, sie ist rechtlich ungeklärt, ihre Umsetzung Ausfluß vorausseilenden Gehorsams.*
3. *Ein Berg kreißt, ein Mäuslein wird geboren. Die Reform ist überflüssig wie ein Kropf. Sie ist ein Mückenschiss.*
4. *Die Reform verletzt die Tradition, das historische Erbe.*
5. *Die Reform ist in Einzelheiten mißglückt.*
6. *Die Reformer sind arrogant, anmaßend, inkompetent, sie lügen.*
7. *Es wird an Begleitumständen Kritik geübt.*
8. *Sie wird als Aufhänger genommen, um anderes zu kritisieren.*

B. Befürwortungen

1. *Die Reform ist als Ganzes gelungen, sie erbringt eine Vereinfachung.*
2. *Die Reform ist rechtlich in Ordnung.*
3. *Das Dudenmonopol fällt.*
4. *Die Reform reagiert auf die Entwicklung der Sprache.*
5. *Die Reform ist in Einzelheiten geglückt.*
6. *Die Gegner sind hysterisch, sie blockieren, sie sind Populisten, ihr Protest ist übertrieben oder kommt zu spät.*
7. *Es werden Begleitumstände positiv hervorgehoben.*
8. *Sie wird als Aufhänger genommen, um anderes zu kritisieren.*

Diese jeweils acht Kategorien, die sich beim Ordnen der insgesamt über eintausendzweihundert Texte als Sammelkategorien aus dem Material ergeben haben, lassen unter anderem folgendes gut erkennen: Die positiven und die negativen Bewertungskategorien entsprechen einander weitgehend. Es sind einerseits sachbezogene, darunter wieder globale und partielle. Insbesondere ist es aufschlußreich zu sehen, daß die Frage der Legitimierung der Reform und der Bezug auf die geschichtliche Entwicklung gleichermaßen gesehen und artikuliert wird – natürlich mit umgekehrten Vorzeichen. Andererseits finden sich auch analoge Kategorien bei der personenbezogenen Argumentation und bei grundsätzlichen Stellungnahmen zur deutschen Sprache.

2.1 Die Leserbriefe

Als erstes sollen die Leserbriefe genauer betrachtet werden. Sie sind in ihrer Argumentation und in ihrer Diktion sehr unterschiedlich. Es äußern sich sehr häufig an der Reform Beteiligte oder aber profilierte Gegner. Doch es sind auch Schreiber dabei, die offensichtlich normalerweise nicht zur Feder greifen. Immer ist zu bedenken: Wer sich äußert, outet sich, er oder sie bezieht Stellung. Wir werden sehen, daß dies bis zum Ablegen eines Bekenntnisses geht. Schon dies relativiert die sachlichen Bezüge, die man eigentlich erwarten würde. Bis auf ganz wenige Briefe, die dann auch immer um die gleiche Problematik kreisen (die neue *s*-Regelung, die Kommaregeln, die Fremdwörter und die vereinzelt etymologischen Neuregelungen), spielen Sachfragen überhaupt eine untergeordnete Rolle. Es geht den Schreibern überwiegend um Grundsätzliches.

Unter den noch eher sachnahen Argumentationslinien der Reformgegner sind solche zu nennen, die die Ergebnisse der Reform als mager ansehen im Verhältnis zum Aufwand, der dazu geführt hat. In der Tabelle sind diese im Argumenttopos 3 als „Mäuslein“ und „Kropf“ markiert. Sie lassen sich deswegen zusammenfassen, weil sie auch vielfach in den Leserbriefen zusammen so benannt werden: „Der Berg kreißt und gebiert ein Mäuslein“. Und das Wort des Bundespräsidenten, die Reform sei überflüssig wie ein Kropf, findet sich schon vorher: Man beachte beim ersten Zitat, daß und wie der Schreiber argumentiert:

„Aber ein anderer Schluß ist erlaubt und drängt sich geradezu auf. Wenn die Reform kaum bemerkbar ist, ist sie dann nicht – überflüssig wie ein Kropf? Wäre es nicht aberwitzig, wegen dieses winzigen und lächerlichen Reformmäusleins, das sprachwissenschaftliche Berge nach vieljähriger Schwangerschaft schließlich geboren haben, Abermillionen Mark auszugeben für neue Schulbücher, neue Behördenformulare, neue Lexika usw.?“ (SZ 6.10.95)

Häufig wird vom „Reförmchen“ (z.B. Die Zeit 13.10.96) gesprochen,

übrigens auch von den Anhängern. Die Reform sei „von weltfremden Theoretikern ausgeheckt“ (DER SPIEGEL 28.10.96) oder sie sei „ganz offensichtlich nur zur Profilierung einiger Eierköpfe geeignet, die auch mal als ‘Reformer’ in die Geschichte eingehen wollen.“ (PNP 31.10.95)

Eine beeindruckende Bildermischung findet sich in einem Leserbrief in der Mittelbayerischen Zeitung vom 2./3.8.97: „Diese Reform ist eine Fehlgeburt. Niemand von den Verantwortlichen will jetzt zugeben, einen Bock (des Jahrhunderts) mitgeschossen zu haben. Die Zeche zahlt (wieder mal) der Bürger – und die (Schulbuch-)Verlage reiben sich die Hände.“ Diese unkoordinierte Metaphernfülle ist sicher in erster Linie Ausdruck der Betroffenheit des Schreibers.

Das „Kropf“-Argument findet sich in mannigfachen Variationen, gerne als Schluß einer Argumentenkette, z. B. in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 20.8.97: „Den einen bleibt die Peinlichkeit erspart, nach gewaltigem Kreißen ein Mäuslein zu gebären. Die andern werden vor einem Kropf bewahrt, den sie für überflüssig halten.“

Die Gegner sorgen sich auch in diesem Zusammenhang ums politische Gemeinwohl: „Wenn aber ein Vorhaben nichts bringt außer Verwirrung und Kosten, sollte man es bleibenlassen. Auch im Interesse der Glaubwürdigkeit. Denn wie könnten die Bürger den Politikern bei notwendigen, aber schwer durchschaubaren Reformen wie zum Beispiel der Rentenreform noch vertrauen, wenn ein für alle erkennbarer Schwachsinn wie die sogenannte Rechtschreibreform durchgeboxt würde?“ (SZ 5.5.97). Hier wird der vom Spiegel (14.10.1996) in die Welt gesetzte Ausdruck „Schwachsinn“ weitergetragen.

Mit dem Hinweis, die Reform führe zu einem Bruch mit der sprachlichen Tradition (Argumentengruppe 4), wird von den Gegnern ein rein formal gesehen nicht zu widerlegendes Argument angeführt. Denn jede Änderung setzt zwangsläufig Altes, Herkömmliches außer Kraft. Von den Reformbefürwortern wird dem meist entgegengehalten, daß die Sprache und damit ihre verschriftete Form sich entwickelt habe und der Anpassung bedürfe. Die Reformgegner gehen zumeist ins Grundsätzliche.

„Obwohl erfahrungsgemäß Dummheit kaum heilbar ist, sei den eifrigen Reformern doch gesagt: Es wäre zu bedenken, daß Sprache nicht einfach ein modernisierbares Werkzeug ist, sondern Abbild der Kulturtradition und daß die Auslöschung des Traditionsbewußtseins den Menschen auf die gleiche Ebene mit dem Tier setzt.“ (SN 8.11.95). Ist hier ein geradezu fundamentalistischer Bezugsrahmen gesetzt, ist es im folgenden Leserbrief immerhin noch ein sozialpolitischer: „Das Streben nach einer sozialen Hängematte für alle in Not Geratenen und Durchhänger kann nicht auf die Sprache übertragen werden, sie kann nicht zu einer Hängematte für Rechtschreibschwache werden. Kinder und Erwachsene, die mit ihrer Muttersprache Schwierigkeiten haben ..., werden sie auch bei einer ver-

einfachten Rechtschreibung zeigen.“ (Die Welt 12.12.95). In beiden Fällen werden grundsätzlich politische Anliegen aufgearbeitet.

In anderen Briefen werden Angstszenerien entwickelt: „Die Rechtschreibreform beraubt uns ohne Not eines Teiles unserer kulturgeschichtlichen Vergangenheit. Heute schreiben sie uns vor, wie wir zu schreiben haben. Morgen werden sie uns diktieren, was wir zu schreiben haben. Noch ist Zeit, etwas dagegen zu unternehmen.“ (DER SPIEGEL 28.10.96). Auf die Furcht vor der anonymen Obrigkeit, die sich hier bemerkbar macht, wird noch einzugehen sein. Andererseits sucht man die Rettung dort, wo sie nach der Meinung anderer nun gerade nicht verankert sein soll: „Konrad Duden hat sich im Grab umgedreht, ich habe es deutlich gehört.“ (SZ 2./3.11.96)

Für viele Kritiker ist das Vereinfachungsargument bei der Reform unerträglich. Es wird auf die Schwierigkeit beim Schreiben etwa des Japanischen, Französischen und Tschechischen verwiesen (z. B. Die Furche, 28.11.96). „Nach dem Krieg sind den Wurzeln unserer Traditionen, unserer Werte schon unübersehbare Wunden geschlagen worden. Soll nun ein weiteres, ganz wichtiges Schlüsselement geschwächt werden?“ (Die Welt 26.8.97)

Die Beispiele lassen sich vermehren. Deutlich ist, daß hier diffuse Ängste aufbrechen, Ängste auch, die sich auf den Einführungsmodus der Rechtschreibreform beziehen. In der Graphik ist dies in der Rubrik ‘Obrigkeit’ erfaßt.

In der Frankfurter Rundschau vom 21.8.96 heißt es in einem Leserbrief: „Der preußische (oder hier doch: Preußische?) Obrigkeitsstaat läßt – nein nicht grüßen, sondern antreten zur Rechtschreibreform.“ Oder: „Die Sprache ist zu wertvoll, um sie dem Kultusminister oder irgendwelchen Kommissionen zu überlassen, die durch solche Reformen ihre Existenzberechtigung nachweisen zu müssen glauben.“ (SZ 30.10.96)

Hier und in manchen anderen Leserbriefen wird damit auch die Legitimation der Kommission angezweifelt:

„Es ist nachvollziehbar, daß die lediglich aus Linguisten und Pädagogen zusammengewürfelten Mitglieder des Mannheimer Instituts für deutsche Sprache (IDS) und des Internationalen Arbeitskreises für Orthographie, die nun schon seit Jahrzehnten ohne jeden Erfolg an einer – tatsächlich allenfalls marginal sinnvollen – Rechtschreibreform herumgebastelt haben, endlich einmal einen ‘Durchbruch’ sehen wollten. Nur für den Papierkorb zu werfen ist schon frustrierend. Jahrzehntelanger Frust ist aber eine denkbar untaugliche Motivation für ein Reformvorhaben. Und so ist das, was die beiden Gremien im Elfenbeinturm nun mit Hilfe der ländereigenen Kultusbürokratie ganz nach Art der Duodezfürsten auf kaltem Wege durchzudrücken suchen, jedenfalls partiell ein Desaster, aufs Ganze gesehen zumindest völlig überflüssig. ... Schließlich ist das Verfahren, in dem die Rechtschreibreform, die immerhin ein wesentliches, letztlich jeden Staatsbürger betreffendes Kulturgut tangiert, durchgedrückt wurde,

eines demokratischen Staates zutiefst unwürdig. Es mag schon sein, daß nicht jede Einzelheit eines Reformvorhabens einer Volksabstimmung oder eines Parlamentsbeschlusses bedarf. Aber jedenfalls hätte eine solche Entscheidung über das Ob der Reform, die die Reformer zweifellos gescheut haben wie der Teufel das Weihwasser, getroffen werden müssen.“ (SZ 8.11.96)

In anderen Briefen wird von einer „ordre de mufti“ gesprochen (Die Welt 4.12.96), von „undemokratischem Diktat“ (Die Welt 11.8.97) oder davon, daß der Bevölkerung, die nicht gefragt worden sei, der Mund verboten werden solle (ND 5.3.97).

„Wenn dann auch noch Kulturpolitiker als Bedenkensträger ihre eigene Meinung für die zu schützende derer ausgeben, die sie gar nicht gefragt haben und damit die illustren Kreise besagter Fachkompetenzler quadrieren wollen, dann wird's schon gleich zweimal nichts.“ (SZ 15.5.97). Dieser Schreiber führt noch eine große Zahl weiterer Gegenargumente an und relativiert ungewollt die zu seinem Thema gehörenden dadurch, daß er – wie viele andere auch – die Rechtschreibreform zum Anlaß nimmt, über den „täglichen tonnenweise produzierten Sprachschrott“ zu lamentieren.

Äußerungen wie die folgende sind häufig: „Diese bürokratische Maßnahme ist ein Rückfall in den Obrigkeitsstaat und findet darum in der Bevölkerung auch so geringe Akzeptanz.“ (MZ 2./3.8.97)

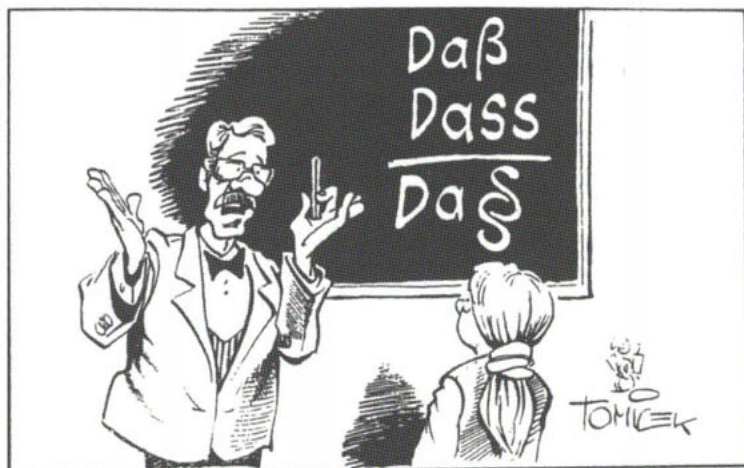
Der Unmut gegen die Obrigkeit richtet sich aber nicht nur gegen diese direkt, sondern sucht auch bei den Betroffenen Mitschuld, insbesondere bei Lehrern, bei Verlagen und allen denen, die „in vorausseilendem Gehorsam“ sich zu Handlangern der Obrigkeit gemacht hätten.

Das Wort vom vorausseilenden Gehorsam fällt mehrfach (z.B. Die Woche 24.1.97; ND 5.8.97; FAZ 13.8.97).

In anderer Ausdrucksweise wird etwa der 'Woche', die die neue Rechtschreibung bereits anwendet, vorgeworfen „das 'weichgespülte Simpel-Deutsch' (Zit.) unters Volk zu bringen. Schade, dass ausgerechnet Sie so schnell weich geworden sind.“ (Die Woche 3.1.97). In der gleichen Zeitung geht ein Schreiber noch stärker ins Grundsätzliche: „Es ist zu spüren, was Sie im Grunde zur Vorwegnahme der neuen Schreibnorm gebracht hat: das Bedürfnis sich zu zeigen, sich abzuzeichnen und *avant* zu sein. Es ist respektlos, das Demokratische nicht erst einmal zu beobachten und nicht abzuwarten, welcher Erfolg der Widerstandsbewegung in Schleswig-Holstein und in Bayern beschieden sein wird.“ (Die Woche 17.1.97)

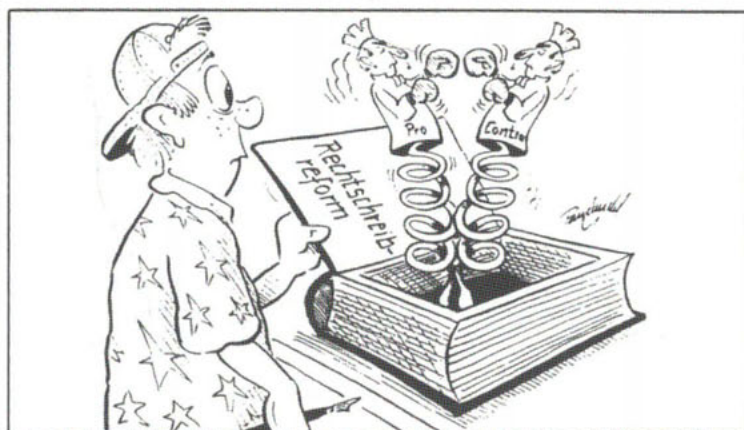
Was die rechtlichen Fragen betrifft, so wird in den Leserbriefen moniert, daß die Parlamente übergangen worden seien (z. B. SZ 22./23.3.97), was selbstverständlich auch polemisch ausgedrückt wird („das Vorbeimogeln der Reform durch die Kultusminister im Erlaßwege an den Parlamenten vorbei“, Tsp 4.5.97) und nun als Hebel betrachtet wird, die Reform zu stoppen: „Na endlich. Es haben sich Juristen gefunden, die dem Unfug der

Rechtschreibreform mit juristischen Mitteln hoffentlich ein Ende setzen. Die wirklich nötigen Reformen sind nicht machbar, wie eine vernünftige Rentenreform oder eine wirkliche Steuerreform.“ (Die Welt 7.6.97). Hier wird interessanterweise das Argument, der Streit um die Rechtschreibreform sei ein Stellvertreterkrieg, den die Befürworter anführen, gegen die Reform gewandt. Die juristische Seite der Problematik wird vielfach in Karikaturen aufgegriffen, wofür zwei Beispiele stehen mögen.



....vorläufige Schreibweise! "

Zeichnung: Tomicek



Tvörsch deutsch.

Zeichnung: Paulmichl

Auch das Rechtsargument wird mit anderen Motiven verknüpft: „Ich bin aber fest davon überzeugt, daß diese Art der Einführung einer sprachlichen Reform auch einer bundesverfassungsgerichtlichen Überprüfung nicht standhalten wird. Denn im Endeffekt soll damit dem deutschen Volk eine Veränderung der Schriftsprache aufgezwungen werden, die, ohne dazu legitimiert zu sein, von ein paar elitären Kreisen ausgeklüngelt wurde.“ (FR 11.8.97). Die Kultusminister hätten „frühzeitige Warnungen ... in den Wind geschlagen und statt dessen klammheimlich Fakten geschaffen“. (taz 13.8.97)

Besonders aufschlußreich ist es, zu registrieren, daß die Vorbehalte gegenüber der Rechtschreibreform zum Anlaß genommen werden, den Unmut über damit in Zusammenhang Stehendes oder ganz anderes zum Ausdruck zu bringen: So etwa daß die Bewertung von Rechtschreibleistungen nicht mehr den Stellenwert habe wie früher (Die Welt 3.7.96). Es wird auf die Belange der Legastheniker hingewiesen (ND 6.9.96) oder daß mit der Rechtschreibreform der Anglisierung Vorschub geleistet werde (TA 16.9.96). Vor allem aber findet sich immer wieder das folgende Argument:

„Diese Reform ist auch eine Folge unserer Nachlässigkeit im Umgang mit unserer Sprache. Unsere Sprache ist mehr als simpel geworden. Die Verunstaltungen durch die Neuerungen sind nur eine Folge. Hört man den Mann oder die Frau auf der Straße sprechen: Wer von ihnen spricht überhaupt noch ein gutes Deutsch, geschweige einen richtigen Satz? Alles ist nur noch locker, toll, wahn-sinnig, super, geil. Damit hören die Sätze im allgemeinen auf. Wer mehr spricht, 'tickt ja nicht richtig' oder ist arrogant oder kommt aus einer anderen Welt. Auch die Schrift unterliegt dem Wandel der Zeit. Wer schreibt heute noch schön? Unsere älteren Herrschaften waren sicherlich nicht alle Schreibtalente. Ich habe aber noch niemanden von den Älteren kennengelernt, 'dem die Schrift auf den Keks ging'. Die Disziplin, die Geduld und die Übung machten es möglich. Aber das Wort Disziplin darf man heute erst gar nicht äußern. Ernste Blicke oder empörte Worte sind die Reaktion.“ (FAZ 18.10.96)

Ein sehr langer Leserbrief in der Süddeutschen Zeitung vom 26./27.10.96 führt acht Bereiche an, in denen der gegenwärtige Zustand der deutschen Sprache zu kritisieren sei, u. a. der falsche Plural *Worte* und der falsche Gebrauch des Suffixes *-fähig*, im Spiegel wird die „Jet-set-Sprache“ beklagt (28.10.96). Selbst die Sprache der Diskutanten wird unter die Lupe genommen, so wenn die Ausdrucksweise „zielt daneben“ eines Leserbriefschreibers durch einen anderen kritisiert wird, es müsse heißen „trifft daneben“. (SZ 2./3.11.96)

Weitere Beispiele erspare ich mir. Hier ist jedenfalls deutlich zu sehen, daß sich die Diskussion verselbständigt hat. Die Rechtschreibreform ist der Anlaß, zu einem Rundumschlag anzusetzen. Dies aber ist nicht auf die Gegner beschränkt, auch die Befürworter tendieren häufig dazu, grundsätzlich zu argumentieren.

Damit komme ich zu den Reformbefürwortern.

Vielfach werden auch hier durchaus sachliche Argumente herangezogen, auch wenn sie nicht mehr diskursiv entwickelt, sondern eher formelhaft berufen werden. So etwa daß die Reform Vereinfachung und Einheitlichkeit erbringe (DER SPIEGEL 3.7.95, FAZ 18.10.96). Das gleiche gilt für die Behauptung, die Reform sei logisch, maßvoll und angemessen, was vor allem von den Leserbriefschreibern Kommissionsmitgliedern und sonstigen Verantwortlichen häufig vorgebracht wird. Es ist nicht zu verkennen, daß auch hier dogmatisch behauptet wird: „Diese von Fachleuten als gemäßigt und vernünftig eingestufte Rechtschreibreform wird sich durchsetzen, weil sie das Schreiben erleichtert und Fehler verringert.“ (Die Woche 10.1.97)

Auch die Argumentation, daß die Rechtschreibreform konsequent sei, weil sich die Sprache fortentwickle und mithin auch die Schreibung, wird häufig leerformelhaft gegeben: „Sicher ist die sogenannte Rechtschreibreform nicht der Weisheit letzter Schluss. Auf alle Fälle ist sie jedoch überfällig: Es ist einfach peinlich, wenn man Kindern erklären muss, dass ‘das Essen und Trinken’ usw. groß geschrieben werden müssen, ‘im großen und ganzen’ ... jedoch klein.“ (Main-Post 2.8.97). Sie gibt Anlaß zu feierlichen Bekenntnissen: „Ich bekenne hiermit: Ja, ich will diese Reform!“ oder: „Die Vereinfachung der Orthographie ist ... vor allem auch ein demokratischer Akt!“ (taz 13.8.97) oder auch: „Die Reform ist für die Zukunft. Die Zukunft sind unsere Kinder. Also laßt doch unsere Kinder in Ruhe und Frieden lernen.“ (WAZ 19.8.97)

Wie die Gegner, gehen auch die Befürworter der Reform ihre Kontrahenten frontal an. Zwei Vorwürfe finden sich sehr häufig: der Protest sei maßlos, jedenfalls übertrieben und er komme zu spät. „Wirklich niedlich, – da schreibt ein Deutschlehrer aus der bayerischen Provinz einen Protestaufruf gegen die Rechtschreibreform, und unsere Dichterelite stimmt ein mit einem Getöse, als müßte sie in Zukunft mit kyrillischen Buchstaben schreiben.“ (DER SPIEGEL 28.10.96)

Die Gegner werden als „Handlanger“ (FAZ 1.8.97), „Nörgler“ (WAZ 5.8.97), die albernen „Rechtschreib-Rumpelstilzchen“ (Main-Post 6.8.97), „konservative Dauerprotestierer“ (ND 22.8.97), „Rechtschreibpharisäer“ (Die Presse 23.8.97) bezeichnet oder es wird von „der bekannten Profilierungssucht einiger Personen“ gesprochen (Die Welt 8.8.97), von „aufgebrachten alten Damen und Herren“ (Westf. Rundschau 12.8.97). Das heißt insgesamt auch hier: eine starke Tendenz zur Polemik, zum Verlassen der sachlichen Bahnen.

Dies wird in anderen Bereichen noch erheblich deutlicher: Der Verlockung, zu einer Generalabrechnung mit den Gegnern der Rechtschreibreform anzusetzen, geben viele Leserbriefschreiber nach. So heißt es in einem Brief an den Münchner Merkur vom 14./15.8.97:

„Ich schätze Ihre Kommentare ja zumeist sehr. Um so ärgerlicher erscheint es mir, wenn Sie sich – gibt's im Sommerloch keine anderen Themen? – in die – zugegeben lange – Schlange der zu spät aufgestandenen Rechtschreibkritiker einreihen. Der Duden ist umgeschrieben, die Schulbücher – mit der Einführung der neuen Lehrplanteile in der Hauptschule – der neuen Rechtschreibung angepaßt. Und jetzt wachsen endlich alle auf und wollen auch mitreden und, das scheint in Deutschland Spezialität zu sein, alles wieder so heil und toll machen, wie es früher schon immer war. Typisch ist dann, wenn man vom Kultusminister behauptet, daß 'seine' Rechtschreibreform (vermutlich hat er sich's am Frühstückstisch überlegt! Pfui! Weg mit einem solchen Minister!) ein 'Unfug' ist. Dazu passen die Leserbriefe vom 8. August, in denen einer meint, die Millionen für die Rechtschreibreform (seit den letzten zwei bis drei Jahren) wären bei den Hochwassergeschädigten bestimmt besser angelegt. Ja, hätte er das Hochwasser nur rechtzeitig vorhergesagt! Oder der andere, der meint, die 'abhängigen' Lehrkräfte werden sich auch weiterhin bemühen, sich nicht gegen das Ministerium aufzulehnen. Der hat ja ein tolles Insiderwissen! Übrigens: Meine Fünft- und Sechskläßler sind auf die neuen Regeln ziemlich scharf und freuen sich diebisch, wenn sie in den 'alten' Büchern Fehler entdecken. Aber die Kinder sind halt noch nicht so verknöchert und festgefahren.“

Dies ist eine Retourkutsche auf Kommentare und Leserbriefe in der gleichen Zeitung, die den Befürwortern Wichtigtuerei (30. Juli, S. 2) vorgeworfen hatten.

Auch hier hat sich der Streit verselbständigt. Die Rechtschreibreform wird zum Anlaß genommen, vermeintlich typisch deutsche Zustände zu beklagen, insbesondere das „Ewig Gestrige“. Der angeführte Leserbrief schließt: „Wobei mir die Abwandlung eines alten Gebetsschlusses in den Sinn kommt: So, wie es war (vor 40 Jahr, vor 60 Jahr ...), so auch jetzt und immerdar und in Ewigkeit. Amen.“ – Insgesamt eine Trivialversion der Bestimmung Deutschlands als der „verspäteten Nation“.

Dafür noch einige weitere Beispiele:

„Sommertheater 97. Thema: Wir gehen auf die Barrikaden gegen die Rechtschreibreform. Untertitel: Der deutsche Michel in Aktion. Ein Lehrstück.

Lehre 1: Manchmal ist des deutschen Michel Zipfelmütze eine Schlafmütze. Das Reförmchen wurde lang und breit diskutiert. Der Michel wacht erst auf, als die Entscheidung gefallen ist. Und dann regt er sich auf. Spät, dafür aber mächtig.

Lehre 2: Michel mag keine Veränderungen. Dabei geht es für ihn gleich um das Eingemachte. Die neuen Regeln bedrohen seine Identität, die Vernunft, die Ästhetik, die Kultur, das Abendland. Zur Rettung müssen die Gerichte angerufen werden. Vielleicht tät es auch ein guter Psychiater.“ (taz 15.8.97, S. 14)

Nach der Frankfurter Erklärung wird gefragt: „Was ist das für ein politischer Stil, erst zu kritisieren, wenn Veränderungen unmöglich geworden sind? Haben die prominenten Autoren, die berufenen Anwender der deutschen Sprache, bisher geschlafen und sind erst aufgewacht, als sie begriffen haben, daß sie selbst etwas dazulernen müssen, womit sie sich offenbar nicht abfinden wollen?“ (FR 15.10.96, S. 25). Dem Protest der

Schriftsteller wird der Anstrich einer „ewigen Nörgelei“ vorgeworfen (Die Welt, 11.10.96).

Lutz Götze schreibt in der Süddeutschen Zeitung vom 5.11.96:

„Nun ist einer aus dem Tiefschlaf erwacht und zieht mit missionarischem Eifer, von Weilheim aus, durch die Lande, um diesem 'Angriff auf die deutschsprachige Literatur' den Garaus zu machen. Die Dichterschar springt auf den vermeintlich fahrenden Zug, greift zum Inventar der Rüpelprosa ('Sesselfurzer' des Hans Magnus Enzensberger) statt des einstmals gepflegten Stils, in der mittelfränkischen Provinz wird sogleich sekundiert (Ickler), der das 'Rechtschreibchaos' am Horizont ausmacht, und der Präsident des Goethe-Instituts verweist auf den 'Kulturverfall', der den Deutschen bevorstehe. Ganz Aufgeregte wollen die Rechtschreibreform gar zum Unwort des Jahres küren. Rauschhaftes Gerede auf Stammtischniveau!“

Der letzte Satz ist noch in einer anderen Hinsicht aufschlußreich. Kennzeichen öffentlich geführter Debatten in Deutschland ist es häufig, die Sprachhaltung oder die Argumentationslinien des ausgemachten Gegners zu kommentieren. In einem Leserbrief aus der gleichen Ausgabe, der die „Argumentationslinien“ der Gegner der Reform darstellt – sie sei erstens inkonsequent, zweitens zu teuer –, heißt es: „Das Wesen beider Argumentationslinien ist letztendlich die Ablehnung des Neuen allein deshalb, weil es (in diesem Falle eher geringfügig) anders ist als das bisher Gewohnte.“ (SZ 5.11.96)

Im Tagesspiegel vom 23.12.96 wird geschrieben: „Ich denke, daß eine solche Auseinandersetzung deshalb besonders wichtig war und noch ist, weil offensichtlich nicht nur diese unsäglichen deutschen Besserwisser und Oberlehrer vom Schlage eines Herrn Denk wieder einmal 'Verrat am Vaterland' wittern ..., sondern offensichtlich auch die sogenannten literarischen Eliten sich von ihrer gesellschaftlichen Verantwortung verabschiedet haben“.

Dem Schreiber ist sicher nicht bewußt, daß er einerseits selber damit Klischees transportiert, die auf prototypische deutsche Nationaleigenschaften gehen, und zum andern eine ganz bestimmte, nun auch sehr deutsche Vorstellung von den „Aufgaben“ der Schriftsteller hat.

Wie bei dem Vorwurf an die Gegner, ihr Protest käme zu spät, hier habe der deutsche Michel wieder einmal – wie bei jeder Reform – geschlafen, wird auch bei der Argumentation, der Protest sei völlig übertrieben, ins Grundsätzliche gegangen. Sachargumente finden sich dann immer weniger. Der Streit wird benutzt, die Gegner als anmaßend, konfus und lächerlich darzustellen.

„Anstatt sich darüber zu freuen, daß es künftig statt zweihundert nur noch hundert Rechtschreibregeln zu beachten gilt, wird gegen diese Reform angegangen, als gelte es, das christliche Abendland vor dem Untergang zu bewahren.“ (StZ 11.3.97)

Der folgende Schreiber merkt nicht, daß er selber „seinen Senf dazu-gibt“, wenn er schreibt: „Nun hat das einfältige Gemecker über die Recht-schreibreform auch den Bundestag erreicht. Und natürlich darf in diesem unserem Lande jeder seinen Senf dazugeben.“ (SZ 5.5.97)

Es fehlt allerdings auch nicht an Versuchen, die Diskussion von ihren Versteigkeiten herunterzuholen. So heißt es in einem Leserbrief in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 20.1.97 zunächst ironisch: „Die Schiefelage der Reform macht die Grenzen der Staatsmacht deutlich. Das Volk erobert sich seine Sprache zurück. ‘Wir sind das Volk’“ und dann: „Von dem verstorbenen Professor Peter Brückner aus Hannover stammt der schöne Satz, die korrekte Rechtschreibung sei das Statussymbol des kleinen Mittelstandes. Oberhalb von dieser Ebene hat man die Orthographie noch nie sonderlich ernst genommen.“

2.2 Die Kommentare

In dem von mir untersuchten Zeitraum fanden sich 420 Kommentare zur Rechtschreibreform, auch dies eine, verglichen mit anderen kulturpolitischen Themen, außerordentlich große Zahl. Das Verhältnis Befürworter: Gegner ist hier zwar nicht so deutlich wie bei den Leserbriefen, es überwiegen aber die Gegner auch hier. Doch – und dies ist sehr wichtig: Sie liegen unterhalb der 50%-Grenze. Genauso begegnen auch hier so gut wie alle aus den Leserbriefen bekannten Argumente und Argumentationsschemata, auf die gleich genauer einzugehen ist. Was besonders auffällt, ist, daß im fast genau gleichen Maße wie bei den Leserbriefen die Kommentare eindeutig Stellung nehmen, wirklich neutrale gibt es nur äußerst selten. Als berufsmäßige Schreiber haben die Journalisten ein viel engeres und damit engagierteres Verhältnis zu Sprache und Schrift. Dazu kommt, daß die Redaktionen ziemlich frühzeitig festgelegt sind, und zwar ebenfalls polar, allerdings mit graduellen Unterschieden. Von den großen Tages- und Wochenzeitungen kommentieren Die Welt so gut wie ausschließlich, die Frankfurter Allgemeine Zeitung und Der Spiegel ganz überwiegend ablehnend, die Frankfurter Rundschau, das Neue Deutschland und Die Zeit fast nur zustimmend, ganz gleich, welches Faktum neu in die Diskussion kommt. Die Süddeutsche Zeitung ist bemüht, den Reformimpetus zu würdigen, wird aber zunehmend skeptischer in der Kommentierung.

Insgesamt ist jedenfalls auch in den Kommentaren nicht zu verkennen, daß eine Polarisierung eingetreten ist. Vorsicht ist allerdings geboten, wenn hiermit eine Korrelation zum Image der Zeitungen als konservativ, progressiv oder liberal gesucht wird. Wie eingangs betont wurde: die Rechtschreibdebatte ist ein Beispiel für eine quasipolitische Diskussion: Sie wird öffentlich geführt, sie ist polemisch, sie geht ins Grundsätzliche. Aber da sie durch die Exekutive, in Deutschland durch die der Kultusmi-

nister, vollkommen einheitlich vertreten wird und damit keinen politisch, etwa durch Parteitraditionen geprägten Ausdruck mehr finden kann, brechen die gegensätzlichen Positionen sich heterogen Bahn. Dies soll nicht heißen, daß 'Bewahrer' und 'Fortschrittler' nicht aufeinanderstießen. Im Gegenteil, der Vorwurf, sich dem Fortschritt zu verweigern, trifft vehement auf die Gegenposition, sich an der Tradition zu vergreifen, und dies häufig grundsätzlich. Dafür einige wenige Beispiele: „Eine lebendige Sprache befindet sich in einem ständigen Reformationsprozeß, an dem alle, die in ihr sprechen und schreiben, ihren Anteil haben. Und sie wächst dabei immer wieder aus dem Korsett der Orthographie heraus und macht damit neue Rechtschreibregeln notwendig, um sie nicht in den alten ersticken zu lassen.“ Die Rechtschreibreformer hätten dies allerdings nicht plausibel machen können. (Ulrich Baron im Rheinischen Merkur 31.1.97). In der Leipziger Volkszeitung findet sich am 19.8.97 ein Kommentar mit dem Titel „Alles ist im Fluss“. (Die Reformgegner argumentieren entweder mit dem Bruch der Tradition oder führen einzelne sachliche Bereiche an, bei denen nach ihrer Meinung die Neuregelung in Bewährtes eingreife (z. B. Horst Haider Munske, Tsp 5.7.97). Bisweilen geht es dabei – auch in der Kommentierung – ins Grundsätzliche: „Man merkt eine ideologisch-erzieherische Absicht und ist verstimmt.“ (Daniela Stigl, Lit. u. Kritik, 31.10.96). Besonders vehement äußert sich Adolf Muschg in der Weltwoche 17.10.96: „Man muß aufwachen, wenn Sprache und Regelung zusammengehen.“ Ob dieses grundsätzliche Mißtrauen hier angebracht ist, muß bezweifelt werden. Daß der Staat hier eine Regelungskompetenz hat, wird im Zuge der Kommentierung der Gerichtsurteile durchaus und mehrfach anerkannt (Tsp 10.11.95), andererseits, vor allem durch den Verfassungsrechtler Ernst Gottfried Mahrenholz, auch grundsätzlich bestritten: „Nicht der Staat verfügt über die Sprache.“ (SZ 23.8.97). Gegen den obrigkeitlichen Eingriff in die Kompetenz der Bürger wird auch in den Kommentaren zu Felde gezogen. Es wird von der „unseligen Regelungswut der Bildungspolitiker gesprochen“ (Peter M. Mack, Main-Post 30.7.97). Die Reform sei das Ergebnis der Wichtigtueri einiger Experten (Barbara Petsch, Die Presse 11.10.96).

Hauptargumente der Befürworter gegen die Reformgegner sind erstens: Der Protest kommt zu spät. Die Leute haben geschlafen. – Zweitens: Die Gegner sind grundsätzlich reformunwillig. Der Verspätungsvorwurf bricht vor allem nach der 'Frankfurter Erklärung' auf. Dieser Name wird im übrigen auch einmal als übertrieben pathetische Wortwahl kritisiert (Tsp 8.10.976). Es wird von „Klassenkampf gegen die Reform“, mit Anspielung auf den Gymnasiallehrer Denk gesprochen, der ein apokalyptisches Szenario entwerfe (Michael Braun, BZ 9.10.96). Der Aufstand der Dichter sei reaktionär (Joachim Worthman, StZ 9.10.96), Hermann Unterstörer fragt in der Süddeutschen Zeitung vom 12./13.10.96, „Wo waren

die Dichter in den letzten Jahren?“, die Formulierung „Ein Wolfsgeheule post factum“ (Die Zeit 11.10.96) ist wesentlich polemischer. Vom Amoklauf der Autoren spricht Roger Köppel (TA 15.10.96). „Die Gegner wurden erst nach Ladenschluß so richtig wach“ (Die Zeit 1.8.97), aber schon vorher hatte Thomas Steinfeld in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (24.10.96) geschrieben: „Für Argumente gelten keine Ladenschlußzeiten.“

Was nach der eingetretenen Polarisierung die Markierung und Bekämpfung der gegnerischen Position betrifft, so finden sich hier fast noch schärfere Töne als in den Leserbriefen. So sprachen am gleichen Tag (8.8.97) Die Welt von der „vom deutschen Provinzialismus autoritär diktierten Rechtschreibänderung“ (Lothar Rühl) und Die Zeit davon, daß das Schlimmste an der Rechtschreibreformdebatte „ihre passionierten Gegner“ (Jörg Lau) seien. Die Besprechung von Horst Haider Munskes Buch „Orthographie als Sprachkultur“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (vom 22.5.97) wird dort mit der Überschrift versehen: „Kollege mit Abrißbirne“, Untertitel: „Wie bei der Mafia: Aus dem inneren Zirkel der Rechtschreibreformer“. Die Frankfurter Rundschau (8.10.96) hält dagegen den Gegnern „schwammigen Kulturkonservatismus“ und „weinerliche Gralshüter-Gebärde“ vor und mokiert sich über „die grotesken rhetorischen Hyperbeln, die schiefen Metaphern, das trübe Gemisch aus moraliner Empörung, ästhetischem Ekel und wohlfeilen Protestformeln“. Dieter E. Zimmer listet die seiner Meinung nach „vorwiegend irrationalen Gründe“ der Gegner auf (Die Zeit 15.8.97):

- „1. die Reform sei im Hauruckverfahren durchgepeitscht worden. – Das läßt sich leicht widerlegen.
2. Die Rechtschreibung sei das in Jahrhunderten herangereifte Werk einer ganzen Kulturgemeinschaft, etwas Heiliges geradezu, an dem keiner herumkurieren dürfe. – Auch dies ist mit Sicherheit eine übertriebene Position.
3. Der Eingriff in die Rechtschreibung sei ein Eingriff in ‘die Sprache’ selber.
4. Dem Volk und sogar seinen Schriftstellern würden allerlei unerwünschte Schreibungen aufgezwungen. – Irrtum. Die Orthographie gilt für Schulen und Behörden. Sonst hat jeder die Prärogative, zu schreiben, wie er will.“

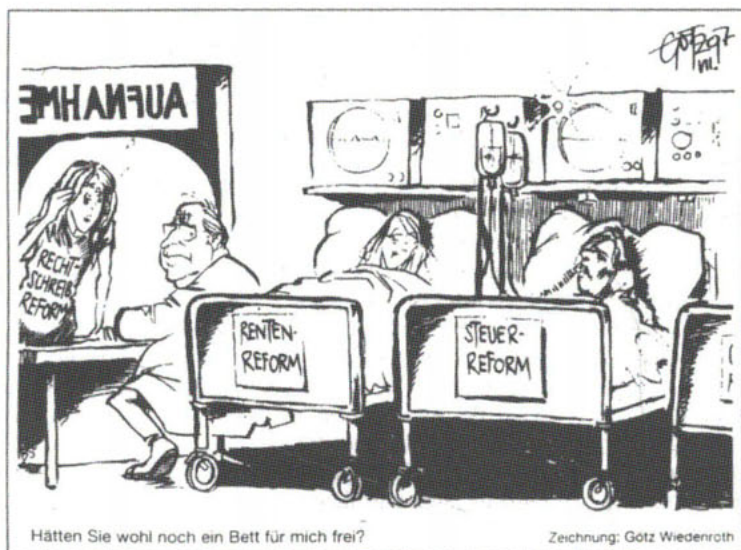
Das nun wieder ist eine sicher etwas idealistische Position. Wer wollte bestreiten, daß auf die Dauer die Normsetzungen in der Schule nicht für alle verbindlich würden. Und der Schlußpassus aus Zimmers Artikel spricht dies auch indirekt an: „Jemand muß Zweifelsfälle entscheiden und die Regeln wenn nötig an neue Sprachsituationen anpassen, und allen gefallen werden diese Regelungen nie.“

In der Tat darf dieser Gesichtspunkt nicht außer acht gelassen werden. Die Regelung von 1901 und die Entwicklung, die dahin geführt hatte, war von dem Willen getragen, die Einheitlichkeit als oberstes Prinzip der *Rechtschreibung* zu akzeptieren. Die seinerzeit vorfindlichen realen Divergenzen wurden dadurch im Regelungsweg beseitigt, wissenschaftlich begründbare Alternativen mußten zurückstehen. Seit dieser Entscheidung ist das Prinzip der *Rechtschreibregelung* in Kraft, und es denkt auch niemand ernsthaft daran, es grundsätzlich aufzuheben. Die Konsequenz daraus ist, daß staatliche Kompetenz in die *Rechtschreibung* eingegangen ist, die *Schreibung* ist seitdem nicht mehr naturwüchsig. Daraus ergibt sich auch, daß sie heute notgedrungen einen fixierten Stand, nämlich den des im 19. Jahrhundert erreichten aufweist. Ansatz der *Rechtschreibkommissionen* war es, über diesen Stand hinaus zu gelangen. Ohne Einzelheiten der Reform hier zu kommentieren, kann aber gesagt werden, daß vor allem wohl aus diesem Grund bei den Reformbefürwortern eine ablehnende Haltung Reformen gegenüber auf Unverständnis stoßen mußte. Den Reformern drängt sich auf, in den Gegnern der Reform allgemeine Verweigerer zu sehen. So wird im Sonntagsblatt geschrieben: „Jetzt reiben sie sich wieder die Hände“. Die Deutschen seien eben eine Nation der Blockierer (ao 1.8.97). In der Frankfurter Rundschau heißt es: „Schlechte Zeiten für Reformen in Deutschland. Stillstand wohin man blickt.“ (AH 30.7.97). Im Tagesanzeiger (Martin Halter 25.7.97) wird sogar von einer „außerparlamentarischen Opposition“ gesprochen. Besonders im Zusammenhang mit der Anrufung der Gerichte schlägt sich die Auffassung nieder, daß das Volk reformunwillig sei. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (Eckhard Fuhr 12.8.97) heißt es: „Die Verhinderungsmacht der Teilgewalten lähmt das Land“ und in der Leipziger Volkszeitung (Armin Grötz 14.8.97): „So hofft diesmal das reformunwillige Volk auf die letzte Instanz.“

Es läßt sich nicht verleugnen, daß der *Reformstau* – nicht zufällig ist dieser Ausdruck das ‘Wort des Jahres 1997’ – neben der Steuer-, der Renten-, der Gesundheitsreform und anderen Reformvorhaben auch die *Rechtschreibreform* betrifft. Dies wird gern in Karikaturen aufgegriffen und mir scheint, daß die Zeichner ganz realistisch doch den Relevanzunterschied markieren.

Zwar ist, wie inzwischen mehrfach festgestellt worden ist, die *Rechtschreibreform* ein quasi politisches Debattenfeld⁸, aber eben doch nicht

⁸ Helmut Berschin urteilt folgendermaßen: „Die *Rechtschreibreform* ist ein politisches Projekt auf wissenschaftlicher, genauer: linguistischer Grundlage.“ (Berschin 1998, S. 48). Dieses Projekt habe nicht glücken können, „weil es unter einem politischen Vorzeichen stand: dem ‘Kompromiß’“. Kompromisse seien politisch, nicht aber wissenschaftliche Konsensfindungskategorien.



eines, das den demokratischen Instanzenweg durchlaufen hat. Vielleicht sind die Aktivitäten der Gegner unter dem Aspekt zu sehen, diesen Weg im Nachhinein noch zu ermöglichen: durch Pochen auf parlamentarische Behandlung, durch Anrufung der Gerichte und mit der Vorbereitung von Volksbegehren. Es ist allerdings schlecht vorstellbar, daß die höchststrichterliche Instanz der Rechtschreibung ein solches Gewicht beilegen wird. Die Kommentare in der Presse sind, im Vergleich mit den anderen Aspekten der Diskussion um die Rechtschreibreform, hier auch ausgesprochen vorsichtig.

Was den Vergleich mit den anderen anstehenden Reformen betrifft, so ist, abgesehen von der Relevanz noch auf einen Verfahrensunterschied hinzuweisen: Bei der Steuerreform, der Gesundheitsreform und Rentenreform handelt es sich um innenpolitische Thematiken. Sie sind gänzlich auf die Bundesrepublik beschränkt. Bei der Rechtschreibreform liegt ein staatenübergreifendes Themenfeld vor. Bei einem Vergleich müssen natürlich diese Prämissen beachtet werden. D.E. Zimmer in der Zeit (14.11.97) ist allerdings der Meinung, daß die Rechtschreibung gar den Euro vertreten muß. Wenn man auf die Vehemenz der Argumentation schaut, trifft dies wohl zu. Die Relevanzen sind dann aber doch wohl unterschiedliche.

Im übrigen ist es das gute Recht der Bürger, alle Wege zu versuchen, Entscheidungen, die sie nicht billigen, anzufechten, sei es nun auf dem Ge-

richtswege oder sei es durch das Institut des Volksbegehrens. Was das erstere betrifft, so zeigen die bislang vorliegenden Entscheidungen in ihrer Unterschiedlichkeit, daß zumindest ein rechtlich kontrovers beurteiltes Phänomen vorliegt. Über den Status der Rechtschreibung werden wir nach Abschluß der juristischen Verfahren jedenfalls besser Bescheid wissen. Die Rechtschreibung ist sicher nicht ein bloß formales Regelungsinstrument wie die Verkehrszeichen oder die Postleitzahlen, wo dem Staat die Regelungskompetenz niemand ernsthaft streitig machen würde. Sie ist aber auch sicher nicht ein unverwechselbares individuelles Persönlichkeitsmerkmal. Wenn Schriftsteller wie Arno Schmidt und Ernst Jandl ihre private Rechtschreibung kreieren, dann wirkt dies eben nur auf dem Hintergrund einer akzeptierten Norm. Ob die Norm in ihrer Regelung Bandbreiten der Verbindlichkeiten zuläßt oder nicht, ist eine Sache der Konsensfindung.

In bezug auf die initiierten Volksbegehren ließe sich schließlich anmerken, daß dies ein weiterer Schritt dazu ist, den legitimierten Volksvertretern ihre Kompetenzen aus der Hand zu nehmen. Wer aber vertritt die Bevölkerung in orthographischen Fragen? Schon diese Fragestellung weist der Sache auf den ersten Blick übertriebene Bedeutung zu. Sie erklärt aber vielleicht doch, daß wir im Zuge der Rechtschreibdebatte eine Hinwendung zu Autoritäten zu beobachten hatten, die ganz erstaunlich sind. Vielleicht wird die Meinung der Schriftsteller als stellvertretend in Bezug auf dieses Thema, jedenfalls als besonders kompetent empfunden. Zu erklären wäre aber immer noch, warum die Schriftsteller und die anderen Autoritäten, die sich geäußert haben, so überwiegend negativ reagiert haben. Wenn sie sich hier in ihrer Stellvertreterfunktion begreifen, dann ließe sich die Erklärung darin finden, daß sie sich übergangen fühlen.

3. Resümee

Die zuletzt angestellten Überlegungen lassen sich weiter verallgemeinern: In der Frage der Rechtschreibung werden normsetzende oder gar normändernde Autoritäten schlecht akzeptiert. Dies ist auch nicht anders zu erwarten. Zwar ist der rechtliche Status der Orthographie nicht gänzlich geklärt, de facto ist sie aber mehr als eine Verbindlichkeitsempfehlung, allerdings auch weniger als eine etwa gesetzlich gegründete „Schreibverkehrsordnung“.

Die gegenwärtig noch gültige Regelung von 1901 ist durch den Willen zur Einigung zustande gekommen; von Orthographietheoretikern vorgeschlagene Alternativen waren zurückgetreten. Die jetzt geplante Änderung ist ebenfalls eine Regelung, in der Kompromisse vorgesehen sind.

Die Debatte über die Rechtschreibung wird öffentlich geführt. Es wäre unangebracht, sich abfällig über die z. T. krause Metaphorik, die unbeholfene Argumentationstechnik oder die Schärfe der Argumentation zu äu-

ßern. Letzteres ist eine Konsequenz, die sich bei politischen Debatten und auch solchen, die einen quasipolitischen Status haben, nicht vermeiden läßt. Die dahinter zu vermutende allgemeine Ratio ist, daß alles öffentlich zur Sprache gebracht wird, was mit dieser Thematik zusammenhängt, auch mit der Konsequenz, daß die Fachleute in dieser Auseinandersetzung nicht mehr den Ton angeben. Auch daß die öffentliche Meinung zu einer Polarisierung führt, läßt sich kaum vermeiden.

Wie alle öffentlichen Themen wird auch die Rechtschreibdebatte instrumentalisiert, einmal dadurch, daß die Thematik direkt politisch in Anspruch genommen wird, wie es bei einigen Politikern zu sehen war, zum anderen dadurch, daß Autoritäten sich äußern, die von der Schreibung in besonderem Maße betroffen sind, schließlich, daß sie als Aufhänger benutzt wird, um über den Zustand der deutschen Sprache öffentlich zu lamentieren.

Zu weitgehende Schlüsse sollte man aus der Rechtschreibdebatte jedoch nicht ziehen. Die Analogie zu den Diskussionen um die anstehenden Reformen im sozialen und politischen Gefüge sind zu hoch gegriffen. Man könnte eher sagen: Nicht *anstelle* der Steuer- oder Gesundheitsreform tobt der Kampf nun in der Rechtschreibreform, sondern: die Bürgerinnen und Bürger engagieren sich, wie zu sehen, auch bei einem kulturpolitischen Thema.

Im Interesse der Sache ist jetzt natürlich ein Ende der Debatte zu wünschen. Bedauerlich, wenn auch unvermeidlich, ist es wohl, daß in Deutschland dies auf dem Gerichtsweg erreicht werden muß. Dies ist jedoch immer noch besser als eine bloß exekutive Regelung, die wie zu sehen war, nur widerstrebend akzeptiert wird.

Die Linguisten sollten sich allerdings aufgerufen fühlen, der Bevölkerung Antworten auf ihre Fragen zu geben, auch wenn es mühsam sein sollte, sie hinter den starken Emotionen erst freizulegen.

Zitate aus folgenden Tages- und Wochenzeitungen:

Basler Zeitung (BZ)

Das Sonntagsblatt (DS) (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt (DAS))

Der Spiegel

Der Standard

Der Tagesspiegel (Tsp)

Die Furche

Die Presse

Die Tageszeitung (taz)

Die Welt

Die Woche

Die Zeit

Dolomiten (Dol)

Erlanger Nachrichten

Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)

Frankfurter Rundschau (FR)
 Gegenwart
 Leipziger Volkszeitung (LVZ)
 Literatur und Kritik (Lit. u. Kritik)
 Main-Post
 Mittelbayerische Zeitung (MZ)
 Münchner Merkur (MM)
 Neues Deutschland (ND)
 Neue Zürcher Zeitung (Fernaussgabe) (NZZ)
 Österreichische Nachrichten (ÖÖN)
 Passauer Neue Presse (PNP)
 Rheinischer Merkur (RM)
 Salzburger Nachrichten (SN)
 Stuttgarter Zeitung (StZ)
 Süddeutsche Zeitung (SZ)
 Südtiroler Illustrierte (FF)
 Tages Anzeiger (TA)
 Weltwoche (WW)
 Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ)
 Westfälische Rundschau (Westf. Rundschau)

Literatur

- Augst, Gerhard/Blüml, Karl/Nerius, Dieter/Sitta, Horst (Hg.) (1997): Zur Neu-
 reglung der deutschen Orthographie. Tübingen.
 Berschin, Helmut (1998): Laufenlassen oder nicht laufen lassen? Eine Zwischen-
 bilanz zur Rechtschreibreform. In: Zeitschrift für Dialektologie und Lingui-
 stik 55, S. 42–49.
 Eisenberg, Peter (1995): Die deutsche Sprache und die Reform ihrer Orthographie.
 In: Praxis Deutsch 130, S. 3–6.
 Eroms, Hans-Werner (1997): Die Gewichtung des 'historischen Prinzips' in der
 deutschen Orthographie. In: Glaser, Elvira/Schlaefler, Michael (Hg.): Gram-
 matica ianua artium. Festschrift für Rolf Bergmann zum 60. Geburtstag. Hei-
 delberg, S. 221–235.
 Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hg.) (1997): Die Rechtschreibreform.
 Pro und Kontra. Berlin.
 Gallmann, Peter/Sitta, Horst (1996): Die Neuordnung der deutschen Rechtschrei-
 bung. Regeln, Kommentare und Verzeichnis wichtiger Neuschreibungen.
 Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (Duden-Taschenbücher 26).
 Internationaler Arbeitskreis für Orthographie (Hg.) (1992): Deutsche Rechtschrei-
 bung. Vorschläge zu ihrer Neuordnung. Tübingen.
 Jung, Matthias/Wengeler, Martin (1998): Wörter – Argumente – Diskurse. Was die
 Öffentlichkeit bewegt und was die Linguistik dazu sagen kann. In diesem
 Band.
 Maas, Utz (1992): Grundzüge der deutschen Orthographie. Tübingen (Reihe Ger-
 manistische Linguistik 120).

- Munske, Horst Haider (1997): Orthographie als Sprachkultur. Frankfurt.
- Nerius, Dieter (1997): Was soll und was kann eine Orthographiereform leisten? In: Eroms/Munske (1997), S. 157–163.
- Nerius, Dieter et al. (1989): Deutsche Orthographie. 2. Aufl. Leipzig.
- Piel, Edgar (1997): Fast niemand will die Rechtschreibreform. Bericht über eine demoskopische Sondierung. In: Eroms/Munske (Hg.) (1997), S. 165–172.
- Rechtschreibreform (1996). Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. In: Sprachreport Extra Ausgabe Juli 1996.
- Scheuringer, Hermann (1997): Auf den Schlips getreten: Zur Perpetuierung einer öffentlichen Erregung. In: Eroms/Munske (1997), S. 197–204.
- Zabel, Hermann (Hg.) (1989): Der gekippte Keiser. Bochum.
- Zemb, Jean-Marie (1997): Für eine sinnige Rechtschreibung. Eine Aufforderung zur Besinnung ohne Gesichtsverlust. Tübingen.

GISELA SCHOENTHAL

Wirkungen der feministischen Sprachkritik in der Öffentlichkeit

Abstract

Feministische Sprachkritik wird und wurde als sprachliches und sprachwissenschaftliches Thema in den letzten Jahren intensiv und folgenreich öffentlich diskutiert. Der Beitrag gibt einen Überblick über die Entwicklung in exemplarischen öffentlichen Lebensbereichen im deutschsprachigen Raum.

1. Vorbemerkung¹

Die ersten deutschsprachigen Richtlinien gegen den sexistischen Sprachgebrauch wurden 1980 publiziert. Sie waren adressiert an alle, die „professionell und offiziell geschriebene und gesprochene Sprache produzieren, vor allem an die, die – ob im Kindergarten, an der Schule oder in der Universität – Sprache lehren und an die, die in den Medien, in der Verlagsarbeit und anderswo Sprache verbreiten, an die Verfasserinnen und Verfasser von Lehr- und Fachbüchern, Berufsberatungstexten, Radio- und Fernsehtexten, Sachtexten, Wörterbüchern, Enzyklopädien, Werbetexte, Wettbewerbsausschreibungen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel jeglicher Art.“ (Guentherodt u. a. 1980, S. 15 f.)

Wen haben sie erreicht? Eine Bilanz fällt nicht leicht, allein schon wegen des Umfangs an Aktivitäten und mittlerweile einschlägigen Publikationen. Die Entwicklung läuft in den einzelnen deutschsprachigen Ländern und den einzelnen Bundesländern zum Teil verschieden, ebenso in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen, und sie variiert auch in Abhängigkeit vom Medium und von den Aspekten der Kritik, ob es etwa um den Einsatz des Binnen-I oder von Schrägstrichen geht. Ich beobachte diese Entwicklung seit mehr als zwanzig Jahren (Schoenthal 1985, 1989, 1998) und praktiziere selbst ziemlich weitgehend feministische Sprach-

¹ Der Text wurde unter wesentlicher Beibehaltung der Vortragsform geringfügig überarbeitet.

kritik. Ich glaube nicht, daß Sprache das Wichtigste ist, glaube aber auch nicht, daß Sprache sich von den anderen Aspekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit trennen läßt, sie ist nicht zentral, aber immer beteiligt, immerzu sprechen wir über Menschen, immer wieder müssen Texte gestaltet, Verträge formuliert oder übersetzt werden. Eine vor allem negative Bilanz der zahlreichen Kritik an der feministischen Sprachkritik hat wiederholt Marlis Hellinger vorgelegt, zuletzt 1997. Mein Anliegen ist eine positive Bilanz der Wirkungen, die sie bisher erzielt hat. Dafür stütze ich mich auch auf Publikationen aus einem soeben erschienenen, von mir herausgegebenen Sammelband zum Thema (Schoenthal 1998).

Luise Pusch hat 1984 den feministischen Sprachgebrauch dokumentiert, 1998 zeigt sich: bestimmte Formen, die sie damals dokumentiert hat, waren Adhocbildungen, andere spielen am Rande eine Rolle. Es geht um die Personenbezeichnungen: im Mittelpunkt stehen Wörter mit den Endungen *-in*, *-frau* zur Bezeichnung von Frauen; außerdem geht es um Paarformen (auch Splitting genannt) sowie die Möglichkeiten des geschlechtsneutralen Sprachgebrauchs für die Bezeichnung gemischter Gruppen bzw. Personen oder Gruppen unbekannten Geschlechts. Neu gegenüber Pusch (1984) ist das Binnen-I.

2. Exemplarische Einflußbereiche feministischer Sprachkritik

Ich habe für meine Bilanz exemplarisch wichtige Einflußbereiche der feministischen Sprachkritik ausgewählt, und werde – auch hier exemplarisch und in sehr unterschiedlicher Ausführlichkeit erläutern, was sich tut, getan hat.

2.1 Verwaltungs- und Gesetzessprache

Grundsätzlich ist klar, daß Juristen und Juristinnen zuständig sind, und das Problem aufgreifen und diskutieren müssen, ob Frauen durch die Sprache unsichtbar gemacht werden, ob Frauen benachteiligt werden. Es gab ja auch schon vor der feministischen Sprachkritik Gesetzesänderungen, die maskuline Personenbezeichnungen durch neutrale ersetzt haben, damit Frauen nicht sprachlich ausgeschlossen sind. Beispielsweise wurde im Familienrecht das neutrale Wort *Elternteil* eingeführt.

Mitte der 80er Jahre geriet das Thema, das zunächst durch Senta Trömel-Plötz und dann vor allem durch Luise Pusch in engagierter Vortrags- und Publikationstätigkeit zu einem feministischen und linguistischen Thema mit großer Resonanz geworden war, in den Kontext der Politik. Der Textausschnitt 1 aus der „Zeit“ von 1987 im Anhang ist für diese Diskussion ein Schlüsseltext: auf Antrag der SPD und der Grünen wurde in sämtlichen Parlamenten eine Diskussion über Sprachveränderungen geführt: erstes Beispiel im Bundestag war der Wahlmännerausschuß, ein

Gremium, in dem Frauen sich sprachlich nicht wiederfinden wollten und konnten. Rita Süßmuth, eine gebildete Politikerin und Mitglied einer konservativen Partei, macht das Anliegen der Sprachveränderung zu ihrem eigenen. In diesem Text entfaltet sie das Beispiel vom Arzt, der im Praktikum schwanger wird, als einen Beleg für den kritisierten Sprachgebrauch.

Inzwischen ist es in allen deutschsprachigen Ländern zu einer institutionalisierten Veränderung in Richtung der Forderungen der feministischen Sprachkritik gekommen. Im Bereich der Verwaltungssprache sind eine Vielzahl von Texten, Formularen, Vordrucken, Muster von Urkunden, Haushaltsplänen in Behörden geschlechtergerecht gestaltet. Sie alle kennen selbst genügend Beispiele. Bei der Volkszählung 1987 hat man alle Fragebögen eingestampft und neu so gestaltet, daß Frauen sich angesprochen fühlten, aus Angst, sie würden sonst die Befragung verweigern. Im Personalausweis heißt es mittlerweile: Unterschrift des Inhabers/ der Inhaberin und im Paß von Frauen steht: Die Inhaberin dieses Passes ist eine Deutsche. In vielen Bereichen und Institutionen wurden Richtlinien, Anleitungen, Leitfäden erarbeitet und umgesetzt, die helfen von der unproduktiven Kritik zu produktiven, phantasievollen sprachlichen Lösungen zu gelangen. Das ist vor allem auch ein Verdienst der vielen Frauenbeauftragten, die seit Mitte der 80er Jahre eingestellt wurden. Einer der bekanntesten und gelungensten ist sicher der Leitfaden der schweizerischen Bundeskanzlei aus dem Jahr 1996. Inzwischen liegt auch eine neue österreichische Version vor (Kargl. u. a. 1997, nach Wodak u. a. 1987). Beide Länder ziehen vor zu empfehlen, nicht vorzuschreiben, beide Texte propagieren die kreative Lösung. Wer in diesen Nachschlagewerken blättert, wird schnell von der Sorge befreit, es würden nur umständlichere und unökonomische Texte entstehen.

Auf beträchtliche Schwierigkeiten stieß und stößt aber die Umgestaltung der Gesetzessprache. Die Diskussion ist in Deutschland noch nicht abgeschlossen. Die Beibehaltung des genetischen Maskulinums als alleinige Lösung, wie Stickel (1988, S. 352) vorgeschlagen hat, hat sich nicht durchgesetzt. Der Bund und einige Bundesländer haben unterschiedliche Regelungen getroffen, die alle das geschlechtsneutrale Formulieren betonen (vgl. Frank-Cyrus/Dietrich 1998). Nur auf diese Weise sehen sie neben der grundsätzlichen sprachlichen Gleichbehandlung auch die anderen sprachlichen Grundsätze für die Gestaltung von Rechtsvorschriften wie Allgemeinheit, Knappheit, Verständlichkeit und Klarheit gewahrt. Aber bei Regelungen in Zusammenhang mit Mutterschutz, Schwangerschaft etc. dürfen genetische Maskulina nicht verwendet werden (Arbeitsgruppe Rechtssprache 1991, S. 37) Auch die in der Diskussion engagierten Feministinnen fordern keine umfassende Feminisierung der Rechtstexte, auch sie wollen das genetische Maskulinum durch neutrale Bezeichnungen ersetzen in Gesetzen, die von der Gleichstellung der Frau

nicht betroffen sind. Verwendung des Femininums in der Paarbezeichnung hingegen fordern sie in Normen, die die defizitäre gesellschaftliche Stellung der Frau widerspiegeln oder fortzusetzen geeignet sind (Grabrucker 1993, S. 226). Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat im Auftrag der interministeriellen Arbeitsgruppe Rechtssprache des Deutschen Bundestages Empfehlungsschriften und Erlasse verglichen (Frank-Cyrus/Dietrich 1998). Nach ihrer Auffassung wird ein Modell zur Umgestaltung von Rechtsvorschriften, das geschlechtsneutrale Formen, die Paarform und das genetische Maskulinum verbindet, am ehesten den komplexen Anforderungen der Rechtssprache gerecht. Die Paarform bietet sich für „personnähe“ Formulierungen an, bei juristischen Personen und abstrakten Funktionen hingegen kann das genetische Maskulinum beibehalten werden. Im Auftrag des Bundesjustizministeriums hat die Gesellschaft für deutsche Sprache inzwischen auch eine Meinungsbefragung durchgeführt (Frank-Cyrus/Dietrich 1997, vgl. auch 4.), aus der sich ergibt, daß 80% der Befragten eine geschlechtergerechte Veränderung von Gesetzestexten wünschen. Einzelne veränderte Gesetze gibt es in allen deutschsprachigen Ländern: dazu gehört das 1985 geänderte viel zitierte Hebammengesetz, das nur für einige Personenbezeichnungen Paarformen einführt (*Schüler* und *Schülerin*, *Arzt* und *Ärztin*; vgl. Schoenthal 1989). 1994 hat in Österreich im ArbeitnehmerInnenschutzgesetz sogar das Binnen-I Gesetzeskraft erlangt (Kargl u. a., S. 133).

Einen besonders prominenten Platz im Rahmen der Verwaltungs- und Gesetzessprache nehmen die Berufsbezeichnungen ein, wie auch Süßmuth betont; Pusch hat darauf hingewiesen, daß in der Duden-Grammatik von 1954 ein Beispielsatz notiert ist: *Grete B. ist Rechtsanwältin* (mit dem Hinweis in Klammern: *auch schon Rechtsanwältin*). Mittlerweile haben sich die movierten Berufsbezeichnungen, gegen die Wustmann schon um die Jahrhundertwende nichts einzuwenden hatte, in starkem Maße durchgesetzt. Dabei hat gerade die Verwaltungssprache auch eine wichtige Funktion für die Alltagssprache: in Berufsverzeichnissen wurden movierte Formen schon in den 70er Jahren eingeführt, um jungen Frauen ein breiteres Berufsspektrum bewußt zu machen.

Ich habe im Anhang als Text 2 zwei Todesanzeigen gegenübergestellt, die diese sprachliche Entwicklung dokumentieren: die Gestorbene legte altersbedingt Zeit ihres Lebens Wert darauf, Rechtsanwältin zu sein, so ist klar, daß ihre eigene Kanzlei diesen Sprachgebrauch auch beibehält. Die Anzeige der Rechtsanwaltskammer vom nächsten Tag folgt selbstverständlich dem inzwischen üblichen Sprachgebrauch.

Das Beispiel Berufsbezeichnungen zeigt besonders deutlich, in welchem Maße die Gesetzes- und Verwaltungssprache mit der Alltagssprache verzahnt ist, und wie sich das dann wieder in den Medien spiegelt. Allmählich bahnt sich auch bei den movierungsresistenten Titeln und Graden

eine Änderung an: in Österreich ist ihre Verwendung seit 1993 gesetzlich geregelt, in Deutschland fangen Frauen an, sich die Titel gerichtlich zu erstreiten, je nach Bundesland geht das auch ohne juristische Hindernisse.

Berufsbezeichnungen sind auch ein ganz wichtiger Bestandteil von Stellenanzeigen (vgl. 2.3.). Schon seit 1980 gibt es in der Bundesrepublik eine Sollvorschrift, die regelt, daß Arbeitsplätze² geschlechtsneutral auszusprechen sind, inzwischen, seit 1997 übrigens eine Mußvorschrift. Diese hatte bisher vor allem Konsequenzen für den öffentlichen Dienst. Aus einer im März 1998 veröffentlichten Untersuchung des Stellenmarkts der nordrhein-westfälischen Gleichstellungsministerin geht hervor, daß jede zweite der untersuchten 3275 Anzeigen gegen das geltende Recht der geschlechtsneutralen Arbeitsplatzausschreibung verstieß: Anzeigen für höhere Positionen wandten sich z. B. häufig nur an Männer, umgekehrt richteten sich im sozialen und als frauentypisch geltenden Bereich die Anzeigen nur an weibliche Stellensuchende (vgl. Bad. Zeitung vom 7.3.1998).

2.2 Theologie

Neben Juristinnen und Juristen sind auch Theologen und Theologinnen von berufswegen angesprochen, wenn es darum geht, Ungleichbehandlung aufzudecken oder abzubauen.

Auch die Evangelische Landeskirche Baden-Württemberg hat sich dieses Anliegen zu eigen gemacht. Ich habe als Text 3 im Anhang deshalb Vorwort und Einleitung aus der dort verfaßten kleinen Broschüre „Empfehlungen für eine Sprache, die Frauen anspricht“, abgedruckt, stellvertretend für die Vielzahl von Richtlinien und Anleitungen, die mittlerweile meist für den internen Gebrauch in Institutionen entstanden sind. Hier wird kein Zweifel daran gelassen, daß Sprache das Bewußtsein formt.

Vor allem feministische Theologinnen stellen die feministische Sprachkritik in den Kontext des gerechten Sprechens über alle Gruppen (Behinderte, Farbige ...). Feministische Theologinnen sind es auch, die eine frauengerechte Übersetzung von einseitigen und falschen Formulierungen in Bibeltexten fordern. „Frauen wollen hören, daß es Prophetinnen, Jüngerinnen, Gemeindeleiterinnen und Apostelinnen gab.“ (Wegner u. a. 1990, S. 95) Feministische Theologinnen fordern darüber hinaus auch eine veränderte Metaphorik in Gebeten und Liedern: Gott soll nicht nur auf männliche Bilder wie Vater, Herr, König, Hirte, Heiliger Geist reduziert sein (Wegner u. a. S. 190, S. 151). Ich erwähne das als einen wichtigen Aspekt feministischer Sprachkritik; ich betone aber auch, daß dieser Aspekt sehr

² Die Frage, ob movieierte Formen für Frauen zu verwenden seien, wurde auch in der DDR ausführlich diskutiert, erstaunlicherweise schon in den 50er Jahren, vgl. dazu Diehl (1992).

sorgfältig von der formalen Gestaltung von Wörtern, Sätzen und Texten zu trennen ist.

2.3 Medien

Durch die Diskussion in politischen Gremien ist seit Ende der 80er Jahre die feministische Sprachkritik in die Schlagzeilen geraten, ein besonders eindrucksvolles Beispiel fand sich in der Münchner Abendzeitung vom November 1990 (vgl. Anhang Text 4). Vor allem konservative Printmedien haben in Glossen und Kommentaren feministische Sprachkritik massiv kritisiert und das Anliegen herabgewürdigt, ein Aspekt, den ich hier nur erwähnen, nicht ausführen will. Noch immer läuft einiges in die Richtung die auch Süßmuth nennt: Wie können wir es am besten lächerlich machen? Legitimation der feministischen Sprachkritik ist nicht mein Thema. Ich verweise dazu auf die Darstellungen von Hellinger, außerdem auf Hildegard Gorny (1995), die mit vielen schönen Zitaten die Berichterstattung in den Medien über sprachpolitische Aktivitäten dokumentiert hat.

Bei Printmedien wurde bisher meist der Sprachgebrauch in Stellenanzeigen untersucht (vgl. auch 1.). Hier kann man auch gesetzestbedingt eine Entwicklung feststellen, Frauen mehr sichtbar zu machen, die aber eben längst nicht alle Anzeigen trifft.

Ursula Doleschal (1998) hat für Österreich herausgefunden, daß abgesehen von den Stellenanzeigen die Tageszeitungen „Standard“ und „Presse“ Tendenzen im Sinne der feministischen Sprachkritik fast nur auf Initiative einzelner JournalistInnen und GastkommentatorInnen zeigen. Die als kritisch geltende Wochenzeitung „Profil“ läßt mehr Raum für innovativen Sprachgebrauch, eine Blattlinie gibt es aber nicht. Auch Ann Peyer und Eva Lia Wyss (1998) beobachten, daß die Schweizer überregionalen Zeitungen wie „NZZ“, „Tagesanzeiger“ und „Weltwoche“ bei der Umsetzung der feministischen Sprachkritik vorsichtig sind. Und Gisela Trempelmann (1998) hat beim Vergleich der beiden korrespondierenden Zeitungen „Potsdamer Neueste Nachrichten“ (PNN) und „Der Tagesspiegel“ (Westberlin) festgestellt, daß die Westberliner Zeitung in Anrede und Personenbezeichnung die Paarformen verwendet (*Liebe Leserinnen und Leser*), die PNN hingegen nicht.

Wenn ich meine eigenen Lektüreerfahrungen und -beobachtungen dazu nehme, läßt sich zusammenfassend sagen, daß zur Bezeichnungen von Frauen in der Regel movierte Formen verwendet werden, zur Bezeichnung gemischter Gruppen oder Personen unbekannten Geschlechts hingegen dominiert das geschlechtsneutrale Maskulinum in fast allen Zeitungen. Vereinzelt finden sich allerdings immer Texte, denen anzumerken ist, daß sie mit den Grundgedanken der feministischen Sprachkritik im Hinterkopf formuliert wurden; es setzt jedoch eine sehr aufmerksame Lektüre voraus, Texte dieser Art aufzuspüren, wobei allerdings die Themenschwerpunkte

oft eine Hilfe sind. Solche Texte stehen immer wieder in der Badischen Zeitung, die ich täglich lese. Erstaunlich wenig bemühen sich die meisten Frauenzeitschriften um eine Frauen sichtbar machende Sprache. Einzelformulierungen, die eine feministisch sprachkritische Reflexion erkennen lassen, finden sich immer wieder in allen Zeitungen – *frau, mann, mensch, Eltern* bzw. *Väter und Mütter des Grundgesetzes* ... Auffällig ist zum Beispiel bei Interviews, daß die Zeitungen den Sprachgebrauch der angesprochenen Gruppe übernehmen, und entgegen den sonstigen Sprachgebrauch zum Beispiel von *Studierenden* statt von *Studenten* schreiben.

Wirkliche sprachliche Innovationen, die Frauen sichtbar machen, finden sich vor allem in der Regional- und Alternativpresse: so war die taz deutsche Vorreiterin für das große I. Im Gegensatz zur Schweizer woz, von der sie den Sprachgebrauch in den 80er Jahren übernommen hatte, findet sich in der taz das große I nicht mehr so häufig. Nach telefonischer Auskunft aus Berlin, ist den VerfasserInnen der Artikel die Handhabung überlassen. Der Sprachgebrauch der elektronischen Medien in seiner Vielfalt ist nahezu noch nicht untersucht worden. Doleschal (1998) sieht für Österreich wenig Unterschiede zu den Printmedien, und wie so oft ist auch hier die Schweiz Vorreiterin: bei öffentlich-rechtlichen und lokalen Rundfunksendern ist den ModeratorInnen der Sprachgebrauch nicht freigestellt: es gibt interne Richtlinien, für Personenbezeichnungen die Paarformen zu verwenden, sowohl bei Mundart als auch bei Standardsprache (Peyer/Wyss 1998).

2.4 Belletristik und Fachliteratur

In der schöngestigten Literatur sind die Innovationen feministischer Sprachkritik nicht rezipiert worden. Sie ist aber ein Bereich, in dem sehr konsequent und gelegentlich originell und innovativ moviert wird und damit eigentlich die spielerisch-kreative Seite der feministischen Sprachkritik aufgegriffen wird. Ein besonders markierter Text aus der Hochzeit des Feminismus ist Günther Grass' Endzeitroman „Die Rättin“ (1986). Der Titel zeichnet sich durch das demonstrative, da von einem Femininum *Ratte* abgeleitete Femininum aus, analog sind etwa auch die Formen *Täubin*, *Kätzin* belegt. In der Regel werden ja feminine Movierungen von Maskulina und, bei Menschen extrem selten, bei Tieren aber häufiger, maskuline Movierungen von Feminina abgeleitet. *Ratte* als Oberbegriff und genetischer Ausdruck wird aber von Grass offenbar nicht als ausreichende Feminisierung empfunden. Wichtige Akteurinnen des Romans sind neben der Rättin fünf Frauen mit zum Teil recht ungewöhnlichen Berufen, aber selbstverständlich moviert verwendeten Berufsbezeichnungen *Kapitänin*, *Steuermännin*, *Maschinistin*, *Meereskundlerin* und *Köchin* einer Schiffsmannschaft. Wie der Autor die Rättin, die fünf Frauen, den Erzähler und sich selbst damit im Feminismus verorten will, kann hier in seiner

Vielschichtigkeit nicht diskutiert werden. Die Wahl der Berufsbezeichnung *Steuermännin* kennzeichnet den Text sehr deutlich als einen der achtziger Jahre, heute hätte Grass sich wohl für *Steuerfrau* entschieden. Bei der Schweizer Autorin Eveline Hasler finde ich in ihrem Buch „Die Wachsflügelfrau“ aus dem Jahr 1995 die movierten Formen *Kolossin* und *Menschin*.³

Movierungen haben in der Literatursprache der DDR einen anderen Stellenwert: vor dem Hintergrund des öffentlichen Sprachgebrauchs in dem konsequent nicht moviert wurde, (Margot Honecker war selbstverständlich Volksbildungsminister) erweisen sich Movierungen als subversives Sprechen. Beate Schröter (1994, S. 131) beobachtet in den von ihr untersuchten Romanen der Jahre 1945–1965 sowie der Jahre 1968–1989, daß Schriftstellerinnen und Schriftsteller bis auf wenige Ausnahmen die movierte Form verwenden. Auch Trempelmann (1990) konstatiert einen Prozeß der Normveränderung, der abgelehnt, aber nicht aufgehalten werden kann. Am Beispiel des Romans von Erwin Strittmatter „Der Laden“ (1983) dokumentiert sie poetische Neu- oder Einmalbildungen auf -in wie *Menschin*, *Lieblingin*, *Liebstin*, *Gästin*, *Jemandin*, sowie eine Reihe von Komposita, wie *Gesellinnenstück*, *Gefährtinnenschwarm*, *Schneiderinnenspiegel* und *Schülerinnenrespekt* (1990, S. 38) „wie sie sich Feministinnen nicht schöner hätten ausdenken können.“

Wichtig ist natürlich der Kontext der Ableitung: nur ihm kann ich entnehmen, ob sie ernsthaft, wenn auch spielerisch oder ironischkritisch zu verstehen ist.

Andere Elemente der feministischen Sprachkritik bis hin zum Binnen-I habe ich nur in Übersetzungen feministischer Kriminalromane aus dem Englischen gefunden. Ebenso gilt auch für fachsprachliche Texte gerade im Bereich der Geistes- bzw. Sozialwissenschaften, daß Paarformen und großes I mit erstaunlicher Häufigkeit und Konsequenz verwendet werden.

2.5 Schule und Hochschule

In der Korrespondenz des Gymnasiums meiner Kinder fallen mir über all die Jahre immer wieder inkonsequente Texte auf, bestimmte Personenbezeichnungen werden als Paarform verwendet aber nicht alle. Zwar heißt es zum Beispiel in der Anrede: *Liebe Kolleginnen und Kollegen*, aber *Liebe Schüler*. Das kann Ausdruck der Tatsache sein, daß die Sprachveränderungen nur halbherzig betrieben werden, aber auch der Tatsache, daß diese Sprachänderungen Aufmerksamkeit und Nachdenken erfordern und ihr Gebrauch eben längst nicht automatisiert ist.

³ Eine lesenswerte Sammlung von originellen und schönen Beispielen aus der deutschsprachigen Literatur vor aller feministischen Sprachkritik findet sich bei Ljungnerud (1973).

Meiner Erfahrung nach ist vor allem im Bereich der Erwachsenenbildung vielen lehrenden Frauen der Gedanke „Frauen sollen nicht nur mitgemeint sein“ sehr wichtig. Hier sind weitere Untersuchungen notwendig, sicher spielen eine ganze Reihe Faktoren eine Rolle bis hin zur politischen Ausrichtung der jeweiligen Landesregierung.

Schule ist wie feministische Theologie auch ein ganz wichtiger Bereich der Textkritik geworden: Schulbücher enthalten in allen Fächern fiktionale Texte. Dazu gibt es mittlerweile eine sehr umfangreiche Literatur, deren zentrale Aussage ist: Frauen und Mädchen kommen nicht vor, d. h. es wird nicht nur die fehlende Movierung der Personenbezeichnungen beklagt, sondern vor allem, daß die Beispiele und kleinen Texte nur Männer und Jungen thematisieren oder wenn Frauen und Mädchen, dann nur in absolut klischeeverhafteten Darstellungen. Im Bereich Schule sind diese Texte noch längst nicht aus dem Verkehr gezogen. Auch hier möchte ich diesen Aspekt nur erwähnen.

Wie vielen von Ihnen aus Wandzeitungen und Seminaren sicher geläufig ist, ist im schriftlichen und mündlichen universitären Sprachgebrauch die Forderung, Frauen sichtbar zu machen, mindestens aber, Frauen und Männer gleichzubehandeln, am häufigsten verwirklicht, allerdings auch hier weit entfernt von jeder Durchsetzung und auch hier sicher abhängig von der Sprachpolitik der jeweiligen Landesregierung.

Doleschal (1998) hat das für die Universität Wien genauer untersucht. Nach ihrer Beobachtung verläuft die Entwicklung nicht einheitlich sondern in Abhängigkeit von politischen Ereignissen. Außerdem erfolgt etwa die Verwendung des Binnen-I oft nicht zum Zwecke des Ausdrucks sprachlicher Gleichbehandlung, sondern dient dem Ausdruck der In-group-Zugehörigkeit. Karin Wetschanov (1997) zeigt am Beispiel einer links-alternativen Gruppe, daß selbst hier Veränderungsansprüche und tatsächliches Kommunikationsverhalten auseinanderklaffen: das Binnen-I ist keinesfalls internalisiert.

3. Das Binnen-I

Das Binnen-I ist wohl die sprachliche qualitative Innovation, die die meisten Sprachangehörigen mit der feministischen Sprachkritik verbinden. Sein Einsatz und seine Verbreitung verdienen noch umfangreiche Forschung. Nach Meinung von Doleschal (1998) wird es fakultativ verwendet, außerdem scheinen bestimmte Wörter auch verwendungsanfälliger zu sein als andere, etwa *MitarbeiterInnen*. Ich habe es im Zusammenhang mit den bisher behandelten Aspekten schon mehrfach erwähnt und zähle deshalb nur noch ein paar Beispiele auf, die die Spanne von Ablehnung bis Akzeptanz im öffentlichen Leben illustrieren.

- In Baden-Württemberg hat die Ministerin seinen Gebrauch in den Schulen verboten.

- Im Gebiet der ehemaligen DDR hat es im öffentlichen Leben seit der Wende beträchtliche Verbreitung erlangt.
- Der Leitfaden der schweizerischen Bundeskanzlei empfiehlt es für verknappte, nicht aber für ausformulierte fortlaufende Texte.
- In Österreich hat es 1994 im ArbeitnehmerInnenschutzgesetz sogar Gesetzeskraft erlangt (Kargl u. a. S. 133).
- Selbst Sabine Etzold von der Wochenzeitung „Die Zeit“ kann ihm eine gewisse zähneknirschende Anerkennung nicht versagen (Etzold 1996).

4. Meinungsbefragungen

Aus den letzten zehn Jahren gibt es eine ganze Reihe mehr oder weniger umfangreicher Meinungsbefragungen, das sind in Österreich Wodak u. a. (1987); in der Schweiz SPRACHE MACHT POLITIK (1994) und Peyer/Wyss (1998), im universitären Kontext in Deutschland: Gansel (1995); Alfes u. a. (1994); zum großen I in der ehemaligen DDR Tremppelmann (1998); Frank-Cyrus/Dietrich (1997) zur Gesetzessprache. Ich gehe zunächst auf die Befragung zur Gestaltung der Gesetzessprache ein (Frank-Cyrus/Dietrich 1997), eine Befragung der Gesellschaft für deutsche Sprache im Auftrag des Bundesministeriums für Justiz. Den Fragebogen haben vorwiegend Personen jüngerer bis mittleren Alters ausgefüllt. Frauen sind besonders stark vertreten. Die Befragten haben überwiegend eine sehr gute Bildung und sind meist in guter beruflicher Stellung tätig. Studierende sind stark beteiligt.

Beim Vergleich der vorgelegten verschiedenen Versionen von Gesetzestexten tendieren die befragten Männer zu Veränderungen in Richtung geschlechtsneutraler Formulierungen; die Frauen zu Paarformen. Die Originalfassung findet bei beiden Geschlechtern wenig Zustimmung, d. h. fast 80% treten für eine geschlechtergerechte Umgestaltung von Gesetzestexten ein. Interessant gerade für die Diskussion im Rahmen dieser Jahrestagung ist außerdem: Personen mit sprachbezogenen Berufen in den Medien sind eher für geschlechtsneutrale Formulierungen, Personen mit pädagogischen Berufen sind eher für Paarformen.

In der Gemeindeordnung von Wädenswil war das genetische Femininum (*Politikerinnen* anstelle von *Politiker* und *Politikerinnen*) per Beschluß des Parlaments eingeführt worden, bei der Volksabstimmung nach intensiv geführter Auseinandersetzung aber abgelehnt worden. Unmittelbar nach der Abstimmung wurde die sozialwissenschaftliche Studie SPRACHE MACHT POLITIK (1994) zum Zusammenhang zwischen politischer und sprachlicher Gleichstellung durchgeführt. Durch diesen politischen Zusammenhang wurden auch Personen mit dem Thema konfrontiert, die sich normalerweise nicht für Sprache interessieren. Das Ergebnis ist nach Peyer/Wyss (1998): Zwar finden rund 80% der Befragten, es gebe

wichtigere Probleme als die sprachliche Gleichstellung, dennoch geben etwa gleich viele an, daß sie sich in ihrer eigenen Praxis darum bemühen. Überdurchschnittlich groß ist der Anteil an Frauen aus der mittleren Altersgruppe (26–45 Jahre), an Frauen mit höherer Schulbildung und an erwerbstätigen Frauen. Außerdem zeigt sich eine enger Zusammenhang zwischen Zustimmung zu politischer und zu sprachlicher Gleichstellung.

Die Meinungsbefragungen insgesamt zeigen ein beträchtliches Interesse am Thema, was nicht heißt, daß die Personen Sprachkritik besonders wichtig finden und auch nicht, daß sie den Forderungen immer folgen. Eine hohe Prozentzahl bemüht sich aber in der eigenen Praxis darum.

5. Schluß

Kein sprachpolitisches Thema hat bisher vergleichbaren Erfolg und Wirkungen erzielt. Welches sind diese Wirkungen?

Feministische Sprachkritik ist eines der wenigen sprachlichen und sprachwissenschaftlichen Themen, das öffentlich intensiv diskutiert wurde und beträchtliche Einstellungsänderungen gegenüber dem Sprachgebrauch ausgelöst hat. Der Höhepunkt der Diskussion ist überschritten, Umsetzung, Institutionalisierung stehen in Vordergrund.

Niederschlag in der öffentlichen Praxis heißt weitgehende Durchsetzung der vorher schon praktizierten Movierung, als quantitative Veränderung für viele Frauen einfach eine Selbstverständlichkeit. Darüber hinaus gibt es, je nach Kommunikationsbereichen verschieden, Tendenzen in Richtung Vielfalt der möglichen Formen, allerdings bei grundsätzlicher Beibehaltung des genetischen Maskulinums.

Erstaunlich ist, in welchem Ausmaß sich die Verwendung von Paarformen, die selbst von Pusch (1984) als unökonomisch empfunden wird, in der Schweiz durchgesetzt hat.

Gewinnerinnen sind die Verwaltungssprache, in Ansätzen auch Gesetzessprache, weiter Sprache und Kommunikation im universitären Bereich, die Alltagssprache, am wenigsten noch die Mediensprache mit Ausnahme der Anzeigen. Weitere Einflußbereiche sind noch eingehend zu untersuchen: zum Beispiel mündliche und schriftliche Kommunikation in politischen Parteien, Schulen, elektronischen Medien.

Die Entwicklung geht in einzelnen Ländern verschieden weit, ganz sicher ist Deutschland nicht mehr federführend, wie noch in den 80er Jahren.

Die Sprachänderungen sind partiell Unterscheidungskriterien zwischen Deutschland Ost und Deutschland West „Wessideutsch“ (Treppe 1998).

Von allen Änderungen, die durch die feministische Sprachkritik initiiert oder forciert worden sind, gehört die Verwendung femininer Formen zur Bezeichnung von Frauen zu den am stärksten automatisierten. Für alle

möglichen Kontexte ist der Sprachgebrauch immer noch schwankend in Abhängigkeit davon, ob es sich um eine öffentliche oder eine private Situation handelt, geschrieben oder gesprochen wird, ob reflektiert oder unreflektiert formuliert wird und anderen Faktoren mehr. Deshalb ist selbstverständlich gerade auch in der Alltagssprache immer wieder zu hören, daß Frauen sagen: *ich als Lehrer, Referendar, Nichtraucher ...* Es bleibt abzuwarten, wie sich das weiterentwickelt.

Feministische Sprachkritik hat mich gelehrt, Kreativität im Umgang mit der Sprache als wichtiges Ziel an Germanistikstudierende zu vermitteln für Schule und andere Bereiche.

Den Ausdruck 'political correctness' akzeptiere ich dafür nur, wenn darunter verstanden wird, Frauen und Männer gleichzubehandeln, Frauen nicht mehr und nicht anders als Männer abzuwerten, nicht aber wenn darunter hauptsächlich verstanden wird, Frauen aufzuwerten, wie die Darstellung von D. E. Zimmer (1997) suggeriert.⁴ Eine solche Beschreibung wird der feministischen Sprachkritik nicht gerecht.

Feministische Sprachkritik vermittelt auch die Erfahrung, daß Sprache verändert werden darf. Solche Änderungen werden ständig vorgenommen, häufiger als das im Alltag bewußt ist auch von Gesetzes wegen, hierzu gehört zum Beispiel das mir unverständliche gesetzliche Verbot des Wortes *Hebamme* (Behn 1980).

Sprachwandel von oben passiert ständig: der besondere Erfolg der feministischen Sprachkritik beruht darauf, daß er von unten ausgelöst und forciert wurde.

Literatur

- Alfers, Sandra/Kürschner, Wilfried/Pelka, Christiane (1994): Sprachsexismus? Die Bezeichnung der Geschlechter in der Sprachpraxis. In: van Laer, Hermann/Schmitt von Mühlenfels, Astrid (Hg.): *Frauenfragen – Frauensache*. Cloppenburg. S. 247–273.
- Arbeitsgruppe Rechtssprache (1990): Maskuline und feminine Personenbezeichnungen in der Rechtssprache. Bundestagsdrucksache Bonn, 12/1041 vom 7.8.1991.
- Behn, Michael (1980): „Neue“ Ausbildungsberufe. In: *Zs. f. Sozialreform* 26, S. 375–382.
- Diehl, Elke (1992): Ich bin ein Student. In: *Deutschland Archiv* 1992, S. 384–392.
- Doleschal, Ursula (1998): Entwicklungen und Auswirkungen der feministischen Sprachkritik in Österreich seit 1987. In: Schoenthal (Hg.)

⁴ Ein Beispiel für political correctness in meinem Sinne: Am 22.2.1998 ist die Hess. Umweltministerin zurückgetreten. Vorgeworfen wird ihr, salopp formuliert: „Cousinenwirtschaft“, ein Ausdruck, der neu ist, aber den vorgeworfenen Tatbestand alltagssprachlich korrekt wiedergibt. Die lexikalische Entsprechung zu *Vetter* ist *Cousine*, da es sich nur um Frauen handelt, ist dies unzweifelhaft der richtige Ausdruck.

- Etzold, Sabine (1996): Das Binnen-I west überall. In: DIE ZEIT Nr.15, S. 33.
- Frank-Cyrus, Karin/Dietrich, Margot (1997): Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern in Gesetzestexten. In: Der Sprachdienst 41, S. 55–68.
- Frank-Cyrus, Karin /Dietrich, Margot (1998): Gesetze geschlechtergerecht gestalten – aber wie? Zwei Gutachten der Gesellschaft für deutsche Sprache für das Bundesministerium der Justiz. In: Schoenthal (Hg.).
- Gansel, Christina (1995): Sprachwandel und Feminismus. Anspruch und „Wirklichkeit“. In: DU 48, S. 322–328.
- Gorny, Hildegard (1995): Feministische Sprachkritik. In: Stötzel, Georg/Wengeler, Martin (Hg.): Kontroverse Begriffe: Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin/New York. S. 517–562.
- Guentherodt, Ingrid/ Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F./Trömel-Plötz, Senta (1980): Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. In: LB 69, S. 15–21.
- Hellinger, Marlis/Schräpel, Beate (1983): Über die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern. In: JiG, S. 40–69.
- Hellinger, Marlis (1997): The discourse of distortion. Political correctness and feminist language reform. In: Braun, Friederike / Pasero, Ulrike (Hg.): Kommunikation von Geschlecht – Communication of gender. Pfaffenweiler. S. 164–182. (dt. in: MU 1996)
- Kargl, Maria/Wetschanov, Karin/Wodak, Ruth (Mitarbeit: Nöla Perle) (1997): Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch. Wien. (Schriftenreihe der Frauenministerin Band 13).
- Ljungerud, Ivar (1973): Bemerkungen zur Movierung in der deutschen Gegenwartssprache. In: Linguistische Studien III. Hg. von Hugo Moser et al. Düsseldorf. S. 145–162.
- Müller, Sigrid/Fuchs, Claudia (1993): Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten. Frankfurt.
- Peyer, Ann/Wyss, Eva Lia (1998): „JazzmusikerInnen weder Asketen noch Müslifis“. Feministische Sprachkritik in der Schweiz, ein Überblick. In: Schoenthal (Hg.).
- Von Polenz, Peter (1982): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Heringer, Hans Jürgen (Hg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Tübingen. S. 70–93. (erstmalig 1973)
- Pusch, Luise F. (1984): Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik, Frankfurt.
- Schoenthal, Gisela (1985): Sprache und Geschlecht. In: Deutsche Sprache 13, S. 143–185.
- Schoenthal, Gisela (1989): Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: ZGL 17, S. 296–314.
- Schoenthal, Gisela (1998): Von Burschinnen und Azubinnen. Feministische Sprachkritik in den westlichen Bundesländern. In: Schoenthal (Hg.).
- Schoenthal, Gisela (Hg.) (1998): Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung: Ergebnisse Konsequenzen Perspektiven. (Germanistische Linguistik).
- Schröter, Beate (1994): Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Berlin.
- Schweizerische Bundeskanzlei (1996): Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung. Bern.
- SPRACHE MACHT POLITIK (1994): Wie die ausschließlich weiblichen Personenbezeichnungen die Gemeindeordnung von Wädenswil zu Fall brachten. Herausgeberinnen: Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons

- Zürich. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Basel-Landschaft. Fachstelle für Frauenenfragen der Stadtverwaltung Zürich. Zürich.
- Stickel, Gerhard (1988): Beantragte Regelungen zur „sprachlichen Gleichbehandlung“. Darstellung und Kritik. In: ZGL 16, S. 330–355.
- Trempelmann, Gisela (1990): Die kleinste Menschin der Welt. In: Sprachpflege und Sprachkultur 2, 1990, S. 36–39.
- Trempelmann, Gisela (1998): Leserinnen/LeserInnen Ost wie West. Zu Bezeichnungen und Anredeformen in den östlichen Bundesländern. In: Schoenthal (Hg.).
- Wegner, Hildeburg/Köhler, Hanne/Kopsch, Cordelia (1990): Frauen fordern eine gerechte Sprache. Gütersloh.
- Wetschanov, Karin (1995): „Als wenns a Grammatikfehler wär“: Splittingverhalten einer Gruppe mit links-alternativ feministischer Uni-Sozialisation. Diplomarbeit, Wien.
- Wodak, Ruth/Feistritz, Gert/Moosmüller, Silvia/Doleschal, Ursula (1987): Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich. Hrsg. vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Wien.
- Zimmer, Dieter E. (1997): Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbek.

Für eine Sprache, die Frauen anspricht – Empfehlungen –

Liebe MitarbeiterInnen und Mitarbeiter
Im kirchlichen Dienst,

vom Oberkirchenrat erleben, von vielen erwartet: Die Frauenbeauftragte der Landeskirche legt mit dieser Broschüre Empfehlungen für einen frauenfreundlichen Sprachgebrauch vor. Es ist den Vorschlägen abzusprechen, daß die Verfasserin um die Problematik der Materie weiß und daher einen Weg sucht, der Rigorismus ebenso vermeiden will, wie Gewalt gegen die Sprache.

Weichen Veränderungen unsere Sprachgewohnheiten in den nächsten Jahrzehnten letztlich unterliegen werden, wissen wir heute noch nicht. Es wird nicht falsch sein, immer wieder auch über den Rand des innerkirchlichen Sprachraums hinauszuschauen und auf die Akzeptanz dessen zu achten, was wir selbst uns vornehmen. Anstöße dazu können wir geben. Der Oberkirchenrat gibt die Empfehlungen hiermit gerne weiter als Anregungen zu verantwortlicher Sprachgestaltung.

Ihr

Martin Daur

Dr. Martin Daur
Oberkirchenrat

Vorbemerkung

Sprache ist das Medium, mit dem wir schriftlich und mündlich in Kontakt zueinander treten und uns verständigen. Sie ist lebendig und unterliegt Veränderungen. Sprache drückt aus, was wir sehen und meinen, und formt unser Bewußtsein. Seit elflichen Jahren beanspruchen Frauen (und zunehmend auch Männer), daß in der Sprache die Existenz beider Geschlechter zum Ausdruck kommen soll. Es geht darum, Frauen in männlichen Formen nicht länger nur „mitzumeinen“, sondern sprachlich zu nennen. Ein solcher Sprachgebrauch bringt die Leistung und Anwesenheit von Frauen stärker und gezielter zum Ausdruck, als dies bislang der Fall ist.

Wir hoffen, daß wir durch diese Empfehlungen Emotionen und Überreaktionen abgebaut und zu einer sachlichen Auseinandersetzung beitragen können. Sie orientieren sich an den Vorschlägen der Arbeitsgruppe Rechtssprache des Bundesjustiz-

ministeriums und an Broschüren von kommunalen Frauenbeauftragten.

Das berechtigte Anliegen von Frauen nach einer frauenfreundlichen Sprache nehmen wir ernst. Nutzen Sie bei jeder Neuaufgabe, bei jeder umfangreichen Änderung von Gesetz- und Rechtstexten und bei Neuerungen die Gelegenheit, Frauen und Männer direkt anzusprechen. Das Kollegium der Evang. Landeskirche in Württemberg selbst hat festgelegt, daß bei umfangreichen Änderungen landeskirchlicher Gesetze diese grundsätzlich sprachlich überarbeitet werden.

Ein kurzer Hinweis zur Handhabung: Teil 1 gibt Hilfestellungen in der Rechtssprache, in Teil 2 geht es um die Alltagssprache, das heißt alle anderen Textsorten, wie Schriftverkehr und Veröffentlichungen. Wir haben weitgehend auf linguistische Fachbegriffe verzichtet. Wenn Sie sich intensiver mit dem Thema auseinandersetzen möchten, finden Sie im Teil 3 Literaturhinweise.

Gabriele Barisch
Frauenbeauftragte der
Evang. Landeskirche in Württemberg,
im Januar 1996

Text 2

In Trauer zeigen wir an, daß

Rechtsanwalt
Dr. Karola Fettweis
Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes

am 17. Mai 1994 verstorben ist.

Rechtsanwalt Frau Dr. Fettweis war seit 1934 in der von Rechtsanwalt Dr. Maria Plum begründeten Anwaltskanzlei tätig. Aus politischen Gründen konnte sie die Zulassung als Rechtsanwalt erst 1946 erhalten. Sie war vielen Menschen ein einfühlsamer Berater, uns war sie seit Jahrzehnten in vertrauensvoller Partnerschaft und bewährter Freundschaft verbunden.

Dr. Tula Huber-Simons,
Dr. Konrad Huber,
Dr. Michael Krenzler
Freiburg, Schreiberstraße 10
zugleich im Namen aller Sozilen und Mitarbeiter

BADISCHE ZEITUNG
Freitag, 20. Mai 1994

Die Anwaltschaft trauert um

Rechtsanwältin

Dr. Karola Fettweis

Präsidentin der Rechtsanwaltskammer Freiburg
1970 - 1980

Trägerin des Großen Bundesverdienstkreuzes

Sie war eine bedeutende Anwältin, geschätzte Kollegin
und allen ein Vorbild.

Der Präsident der Rechtsanwaltskammer Freiburg
Dr. Selbherr

BADISCHE ZEITUNG
21. Mai 1994

Text 3

☎ (089) 2377-0

Abendzeitung

0 Pfennig Nr. 275/48 Mittwoch, 28. November 1990 Postfach 20 01 04, 8 München B 1017
 OS 10,- * Lit 1200,- * Din 13,- ***



Kronawitter: Oberbürgermeister von München

Kronawitter als Feminist: Der OB entmannt die Sprache

ru, München - Im Rathaus hat der Feminismus einen schweren Schlag gegen das Patriarchat gelandet: Die Männer Sprache wird abgeschafft. So jedenfalls verkündet es ein Rundschreiben des Direktors des (Chef)

OB Kronawitter), das zur Beseitigung der „sprachlichen Ungleichbehandlung von Frauen“ aufruft. In Zukunft gibt es keine „Lehrer“, „Stadträte“ und „Teilnehmer“ mehr, sondern nur noch „Lehrkräfte“, „Stadt-

ratsmitglieder“ und „teilnehmende Personen“. Aus dem „Leiter“ wird die „Leitung“, aus dem „Vertreter“ die „Vertretung“. Mehr über die weihnachtliche Kopfgeburt lesen Sie auf Seite 23.

LUDWIG JÄGER

Linguistik und Öffentlichkeit Aspekte eines schwierigen Verhältnisses

Abstract

Der Vortrag geht aus von dem weithin geteilten Befund, daß die Sprachwissenschaft sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Wissenschaftsdiskurs der Kulturwissenschaften an Ansehen verloren hat. Er versucht vor dem Hintergrund dieses Befundes das Verhältnis von Linguistik und Öffentlichkeit zu erörtern. Die Resonanzlosigkeit der Sprachwissenschaft im öffentlichen Raum wird zunächst im Kontext der These diskutiert, die Disziplin befolge nicht die „Gesetzmäßigkeiten der Darstellung“ (Münch) und verfüge über kein angemessenes Marketing. Eine solche Ursachenzuschreibung für die mangelnde Öffentlichkeitsfähigkeit linguistischen Wissens wird als zu kurz greifend zurückgewiesen. Die Ansehenskrise wird statt dessen in einer grundsätzlicheren Hinsicht zurückgeführt (1) auf die allgemeinere Krise des wissenschaftlichen Wissens in der „Expertengesellschaft“ (Hitzler) sowie (2) auf eine für die Sprachwissenschaft charakteristische mangelnde Zeitgenossenschaft. Diese ist – so die These des Vortrags – herzuleiten aus einem geisteswissenschaftlichen Autonomieverständnis, das einer Verschränkung von Wissenschaft und öffentlich-politischem Handeln kritisch gegenübersteht sowie im besonderen aus der stummen Distanz der Sprachwissenschaft zu dem – von der Öffentlichkeit mit großer Aufmerksamkeit verfolgten – Mediendiskurs der Kulturwissenschaften.

1. Klage über die Außenansicht: Die öffentliche Resonanzlosigkeit der Sprachwissenschaft

Nicht zuletzt das Thema dieser Jahrestagung des „Instituts für Deutsche Sprache“ zeigt, daß die germanistische Linguistik begonnen hat, das Problem der Außenansicht zu reflektieren, die sie dem bildungs- und wissenschaftspolitischen System sowie der breiteren Öffentlichkeit der Bundesrepublik gegenwärtig darbietet. Allenthalben stoßen wir in den letzten Jahren auf Versuche, sich dem Umstand zu stellen, daß die Linguistik, nachdem sie in den sechziger Jahren, der Phase ihrer strukturalistischen Blüte, kurz im Verdacht stand, eine Begründungswissenschaft der Geisteswissenschaften zu werden¹, aus der Perspektive ihrer Außenwahrnehmung

¹ Vgl. Böhme/Scherpe 1996, S. 10.

in öffentliche Bedeutungslosigkeit versunken ist. So stellten etwa die „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“ das Heft 3 des Jahres 1994 unter das Leitthema „Die Germanistik und die Öffentlichkeit“. In seinem Editorial beklagte Hans-Jürgen Bachorsky u. a., daß es „mit dem öffentlichen Ansehen der Germanistik, immerhin des größten geisteswissenschaftlichen Faches, [...] nicht allzu weit her zu sein“ scheine. „Nicht nur Politik und Verwaltung“ seien sich – so heißt es hier – „einig, daß dieses Fach und seine Leistungen in Forschung und Lehre von so geringem Wert“ seien, „daß man an ihm immer neue Sparprogramme exekutieren“ könne. Auch von den Medien fühle es sich „stiefmütterlich behandelt“ und entsprechend schwach ausgebildet sei insofern auch sein Selbstbewußtsein.² Rainer Wimmer stellte am gleichen Ort die skeptische Frage, ob es für die germanistische Linguistik überhaupt noch eine interessierte Öffentlichkeit gebe und stimmte mit Rudolf Hoberg in dem Befund überein, daß das, was „Germanisten in ihrer Wissenschaft so alles treiben, [...] die Öffentlichkeit kaum“ mehr beschäftige.³ In einem kleinen Aufsatz zum Thema „Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft“ hat Rudolf Hoberg jüngst seine These weiter pointiert und darüber Klage geführt, daß zwar das „Interesse an der Sprache im allgemeinen, an der deutschen Sprache im besonderen, auch an bestimmten Varietäten – etwa den Fachsprachen oder der Jugendsprache –, auch an einzelnen sprachlichen Erscheinungen“ in vielen Wissenschaften, aber auch in anderen Bereichen sehr groß sei, man jedoch von einem „Bestreben, linguistische Erkenntnisse aufzunehmen und mit Sprachwissenschaftlern in einen Dialog zu treten“, kaum noch etwas spüren könne.⁴

Das erste Resümee zu diesem Befund formulierte dann Gerd Antos in seinem 1996 erschienenen Buch „Laien-Linguistik“, wo es am Ende des ersten Kapitels über das „publizistische Erscheinungsbild der Linguistik in der Öffentlichkeit“ heißt:

„Es führt kaum ein Weg an der Erkenntnis vorbei, daß die Linguistik – trotz aller beeindruckenden Erfolge zumindest im primären Wissenschaftssektor – eine Wissenschaft ohne „Verbraucher“ [...], ohne quantitativ bedeutsame Berufsfelder, ohne Publizität, ohne einen ausreichenden Markt für populärwissenschaftliche Verbreitung, kurz: ohne eine tiefgehende Verankerung in der Öffentlichkeit ist.“⁵

Wie auch immer man zu der Diagnose von Bachorsky, Wimmer, Hoberg und Antos steht, richtig scheint zu sein – und dies vermag nicht zuletzt die rhetorische und inhaltliche Form der in den Medien ausgetrage-

² Vgl. Bachorsky 1994, S. 10–15.

³ Vgl. Wimmer 1994, S. 51–56.

⁴ Vgl. Hoberg 1997, S. 54.

⁵ Antos 1996, S. 12.

nen Debatte über die Rechtschreibreform zu verdeutlichen –, daß mit der öffentlichen Wertschätzung der (germanistischen) Sprachwissenschaft etwas nicht in Ordnung ist: Ihre Außenansicht ist insofern problematisch geworden, als das Fach sowohl im Wissenschaftsdiskurs der Kulturwissenschaften als auch in der Öffentlichkeit – vielleicht glücklicherweise noch nicht in gleichem Maße im politischen System – entschieden an Ansehen verloren hat. Angesichts eines sich verschärfenden Verteilungskampfes um knapper werdende Ressourcen und angesichts steigender Legitimitätsanforderungen bezüglich – um Rainer Wimmer noch einmal zu zitieren – „des Geldes, das man verbraucht, oder bezüglich des Einflusses, den man nimmt (etwa auf den Schulunterricht), oder bezüglich der Aufmerksamkeit, die man erheischt, oder der Ratschläge, die man gibt“⁶, ist es also sicher begrüßenswert, daß die germanistische Sprachwissenschaft sich ihrer Resonanzlosigkeit bewußt wird und über die Möglichkeit der Veränderung dieses bedrohlichen Zustandes der Disziplin nachsinnt.

Wer nun allerdings erwartet hätte, daß sich das Fach angesichts der durchaus konsensfähigen Diagnose in therapeutischer Absicht auf den Weg einer disziplinären Standortbestimmung begeben würde, sieht sich bei näherer Betrachtung der noch jungen Debatte über das Problem der Resonanzlosigkeit eines anderen belehrt. Es hat bislang nicht den Anschein – vielleicht vermochte diese Tagung das Bild zu korrigieren –, als ließe sich die Entdeckung des schwierigen Verhältnisses von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit als der Beginn einer Reflexion des ohne Zweifel zutreffenden Befundes werten, daß wir es mit einer *Krise der Öffentlichkeitstfähigkeit* sprachwissenschaftlichen Wissens zu tun haben, einer Krise, an der die Sprachwissenschaft selbst ja nicht ganz unbeteiligt sein kann. Durchaus überraschend ist deshalb die Richtung, die die über den Befund hinausgehende Analyse des diagnostizierten Übels nimmt. In den Versuch einer Ursachenbestimmung scheint sich nämlich in den bisherigen Beiträgen zum Thema eine Rhetorik der Klage einzuschleichen, der Klage über die – so Hoberg – „mangelnde Dialogbereitschaft in den anderen Wissenschaften, den Medien und im Alltag“⁷, bzw. die Klage – so Antos – über „die Rezeptionsverweigerung der Öffentlichkeit gegenüber Erkenntnissen der modernen Linguistik.“⁸

Natürlich ist es, wenn man die Schwierigkeiten im Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit vor allem auf die Verweigerung des (von Linguisten gesuchten?) Dialogs durch potentielle fachexterne Dialogpartner bzw. auf deren Nicht-Zurkenntnisnahme linguistischen Wissens zurückführt, durchaus konsequent, daß die bisher gemachten Thera-

⁶ Wimmer 1994, S. 51.

⁷ Hoberg 1997, S. 59.

⁸ Antos 1996, S. 3.

pievorschläge nicht etwa auf eine Veränderung des Produkts Sprachwissenschaft, sondern vor allem auf die Verbesserung des werblichen Auftretens der Disziplin auf dem Markt abzielen scheinen. Wenn die Adressaten durch gutgemeinte Kommunikationsversuche nicht erreicht werden und wenn Zweifel an der Qualität des Angebots nicht bestehen, empfiehlt es sich, über die kommunikative Strategie nachzudenken, will man den Rezipienten nicht Mutwilligkeit oder kognitive Beschränkung unterstellen. Und tatsächlich darf ja auch eine der Ursachen für das gegenwärtig gestörte Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit durchaus in einer unbefriedigenden externen Kommunikation der Disziplin mit der Öffentlichkeit gesehen werden. Rainer Wimmer ist insofern zuzustimmen, wenn er diagnostiziert:

„Die Schwerverständlichkeit wissenschaftsorientierten Redens und Schreibens, unzureichende Erfahrungen mit Vermittlungssituationen und -praktiken sowie ein Mangel an guten populärwissenschaftlichen Texten“ seien „die wesentlichen Ursachen für die unzureichende Resonanz der (Sprach)germanistik in den Medien und in der außer- bzw. überfachlichen Öffentlichkeit.“⁹

Vergegenwärtigt man sich nämlich die „Kommunikationszwänge“, die – wie der Soziologe Richard Münch jüngst gezeigt hat – moderne Kommunikationsgesellschaften bestimmen, mutet das kommunikative Verhalten der (germanistischen) Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit – sieht man einmal von dem verdienstvollen ‘Sprachreport’ des IDS ab – tatsächlich weithin anachronistisch an. Kommunikation werde – so Münch – „zum strategischen Spiel, das über Erfolg und Mißerfolg von Individuen, Organisationen, gesellschaftlichen Gruppen und ganzen Gesellschaften“ entscheide. Die Lebensverhältnisse der gesellschaftlichen Klassen, Schichten und Gruppen seien davon abhängig, wie gut sie sich in Szene zu setzen bzw. wie lautstark sie sich im öffentlichen Diskurs zu Worte zu melden vermöchten. Dies gelte im übrigen gerade auch für die kulturellen gesellschaftlichen Subsysteme:

„Literatur, bildende Kunst, Musik, aber auch Religion und Wissenschaft sind heute so weit in den öffentlichen Kommunikationsprozeß eingeflochten, daß sie den Gesetzmäßigkeiten der Darstellung unterworfen werden. Ihr Erfolg und ihre Verbreitung hängt von einem geschickten Marketing ab.“¹⁰

Folgte man also der skizzierten Argumentation, dann wäre das Problem der öffentlichen Resonanzlosigkeit der Sprachwissenschaft bzw. – wie im Falle der Rechtschreibreform – das der selektiv aggressiven Resonanz weniger ein Problem der disziplinären Verfassung des Faches, als vielmehr in erster Linie eines seiner kommunikativen Ungeschicklichkeit gegen-

⁹ Wimmer 1994, S. 52.

¹⁰ Vgl. Münch 1995, S. 82f.

über einer sich aufgrund dieser Ungeschicklichkeit verweigernden Öffentlichkeit. Die Schwierigkeiten des Faches wären also weniger innerdisziplinärer Natur als vielmehr Ausdruck eines schlechten Marketings. Die Nicht-Öffentlichkeitsfähigkeit des linguistisch-disziplinären Wissens hätte seine Ursachen auch nicht in Merkmalen des Wissens selbst, sondern in der unvollkommenen Beherrschung der „Künste seiner Darstellung.“¹¹ So richtig nun die Konstatierung eines Mangels an angemessener Darstellung des Faches in der Öffentlichkeit auch sein mag, alle relevanten Gründe für die Krise der Öffentlichkeitsfähigkeit linguistischen Wissens bzw. für das Verschwinden einer an das Fach gerichteten Relevanz-erwartung der Öffentlichkeit und des politischen Systems sind damit nicht benannt.

Erlauben Sie mir hier eine Zwischenbemerkung: Das Kriterium der Öffentlichkeitsfähigkeit linguistischen Wissens ist natürlich an sich nicht notwendigerweise ein Gütekriterium für die wissenschaftliche Qualität dieses Wissens. Ohne Zweifel gibt es viele Bereiche unverzichtbarer und qualitätvoller linguistischer Forschung, die – etwa aufgrund der formalen Natur ihrer Metasprachen oder aufgrund der Komplexität ihrer Modellbildungen – vorderhand nicht dazu prädestiniert sind, jenseits des Wissenschaftssystems öffentlich geschätzt zu werden. Gleichwohl wird es immer mehr zu einem Qualitätskriterium jeglicher Wissenschaft werden, daß es den Vertretern einer Disziplin gelingt, die Notwendigkeit ihrer Forschungen externen Adressaten – also etwa der Laienöffentlichkeit oder den Vertretern öffentlicher Geldgeber – in deren Relevanzhorizont zu vermitteln. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie etwa die Notwendigkeit differenzierter grammatischer Analyse für die Kritik an laien-linguistischer Sprachkritik in erhellender Weise vermittelt werden könnte, hat uns Peter Eisenberg gegeben.

Ich möchte nun im folgenden versuchen, einige der – wie mir scheint – über das Marketing-Problem hinausgehenden Gründe für die Krise der Öffentlichkeitsfähigkeit linguistischen Wissens zu skizzieren und werde dabei zunächst einen Blick auf kommunikative Vermittlungsprobleme des Wissenschaftssystems insgesamt werfen.

2. Der Aufstand der Laien und das „postmoderne Wissen“

Jean-François Lyotard hat in seinem berühmten Essay von 1979 über „Das postmoderne Wissen“¹² den Zustand der Postmoderne als den einer Kultur gekennzeichnet, deren Subsysteme Literatur, Kunst und Wissenschaft

¹¹ Münch 1995, S. 89.

¹² Lyotard 1986.

Ende des 19. Jahrhunderts grundlegenden Transformationen unterworfen worden seien.¹³ Diese Transformationen lassen sich für ihn durch eine Reihe von Leitvokabeln charakterisieren, die vor allem um zwei Begriffe gruppiert sind: um die Begriffe *Dissemination* und *Delegitimierung*. Mit *Dissemination* kennzeichnet Lyotard die *Zerstreuung* der postmodernen Kultur, die für ihn eine Folge ihres Legitimationsverlustes, also eine Folge der generellen *Delegitimierung* überkommener Formen kognitiver Orientierung darstellt. Während Prämoderne und Moderne jeweils über eine – so Lyotard – *Erzählung* verfügten, aus der sich die Legitimität des Wissens und damit auch die Legitimität von Gesellschaften habe herleiten lassen, gelte dies für die postmoderne Kultur nicht mehr:

„In der gegenwärtigen Gesellschaft und Kultur, also in der postindustriellen Gesellschaft, der postmodernen Kultur, stellt sich die Frage der Legitimierung des Wissens in anderer Weise. Die große Erzählung hat ihre Glaubwürdigkeit verloren [...].“¹⁴

Eine postmoderne Kultur ist also eine Kultur, die nicht mehr – wie die Prämoderne und die Moderne – über Verfahren der einheitsstiftenden „Selbstrechtfertigung“¹⁵ in Religion, Philosophie und Wissenschaft verfügt und die deshalb in vielen Hinsichten „zerstreut“ und „zersplittert“¹⁶ ist.

Die aus dem Legitimationsverlust entspringende *Zerstreuung* gilt (1) einerseits für das „soziale Band der Gesellschaften“¹⁷, das – wie Lyotard formuliert – nicht mehr „aus einer einzigen Faser gemacht ist“ und dessen Zerfaserung deshalb zu einer Auflösung des „sozialen Subjektes“¹⁸ führt und sie gilt (2) andererseits für die verlorene identitätsverbürgende Funktion von *Philosophie* und *Wissenschaften* sowie für deren *Sprachspiele*. Sie betrifft somit insgesamt den Status dessen, was wir *Wissen* nennen:

„Die Krise des wissenschaftlichen Wissens, deren Anzeichen sich bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts vervielfachen, entstammt nicht einer zufälligen Wucherung der Wissenschaften, die selbst die Wirkung des Fortschrittes der Techniken und der Ausbreitung des Kapitalismus wäre. Sie ergibt sich aus der inneren Erosion des Prinzips der Legitimität des Wissens.“¹⁹

¹³ Vgl. Lyotard 1986, S. 13.

¹⁴ Lyotard 1986, S. 112.

¹⁵ Lyotard 1986, S. 30 ff.

¹⁶ Vgl. Lyotard 1986, S. 119 ff.

¹⁷ Lyotard 1986, S. 42 ff.

¹⁸ Vgl. Lyotard 1986, S. 119.

¹⁹ Lyotard 1986, S. 116.

Während die Prämoderne die Legitimität des Wissens aus der *mythischen Erzählung* und die Moderne aus der *Rationalität* der wissenschaftlichen Rede bezog, ist für die Postmoderne – so Lyotard – die Idee der einheitsstiftenden Metasprache zerbrochen. Kennzeichnend für sie ist das Modell einer nicht mehr durch Metainstanzen zu steuernden *Diskursvielfalt*, d. h. das Modell eines durch Diskursregeln nicht mehr zu schlichtenden *Streites*.²⁰ Auch die Diskurse der Wissenschaften folgen deshalb der allgemeinen Maxime, „daß Sprechen Kämpfen im Sinne des Spielens ist und daß Sprechakte einer allgemeinen Agnostik angehören.“²¹

Postmodernes Wissen ist also die spezifische Gestalt, die das Wissen unter den Bedingungen einer Kultur annimmt, die – angesichts der „Krise der modernen Ideale“²² – die sichere Behausung der Rechtfertigungssysteme und der ihnen zugeordneten Diskurse verlassen hat. Obsolet geworden in der Postmoderne sind deshalb – so Lyotard – die großen philosophischen und theoretischen Leitideen, die kantische *Vernunft der Aufklärer* ebenso wie der Hegelsche *absolute Geist*, das Marxsche *Kollektivsubjekt der Arbeiterklasse* genauso wie der Saussuresche *Strukturalismus* oder die *selbstreferentiellen Systeme* Luhmanns wie schließlich auch die *herrschaftsfreien universalen Diskurse* von Konsensus-Theoretikern wie Peirce, Habermas und Apel.²³

Auch wenn man hinsichtlich der jüngsten Metadiskurse nicht so weit gehen möchte wie Lyotard, läßt sich der Kern seines Befundes gleichwohl auch wissenssoziologisch stützen und ausfallen. Lyotards Zentralkategorien *Delegitimierung* und *Dissemination* lassen sich nämlich in soziologischer Perspektive reformulieren als – so Lübke – „Kompetenzverlust des Common sense“²⁴ und „Dispersion des Wissens“.²⁵ Beide Prozesse sind im Zuge der Verwissenschaftlichung der modernen Zivilisation wechselseitig aufeinander bezogen. Für den Typus der modernen westlichen Zivilisation, der auch als „Expertengesellschaft“²⁶ bzw. als „Wissensgesell-

²⁰ Vgl. hierzu auch Frank 1984, S. 106 ff.; an anderer Stelle hat Lyotard sich so zur Idee des Streites geäußert: „Der Begriff des Streits bezeichnet eine ontologische Situation des richterlichen Urteilens. Richterlich, insofern der Richter angesichts der von jeder Partei vorgebrachten Beweisführung nicht entscheiden kann, denn er verfügt über keine Regel, die für beide Fälle anwendbar wäre. D. h., sowohl die Beweisführung des Klägers [...], als auch die Beweisführung des Verteidigers [...] ist legitim, allerdings in einer anderen Ordnung, in heterogenen Ordnungen.“ (Lyotard 1985, S. 40).

²¹ Lyotard 1985, S. 40.

²² Lyotard 1985, S. 33.

²³ Vgl. Frank 1984, S. 108–112.

²⁴ Lübke 1990, S. 83.

²⁵ Pfiffner/Stadelmann 1994, S. 146.

²⁶ Vgl. hierzu Hitzler 1994, S. 16.

schaft“²⁷ bezeichnet worden ist, ist es nämlich charakteristisch, daß – so noch einmal Lübke – „die Annahmen über die Wirklichkeit, wie wir sie stets unseren Handlungen und den ihnen vorausgehenden Entscheidungen zugrunde zu legen haben, nicht mehr unserer Gemeinerfahrung entstammen, vielmehr Produkte ausspezialisierter Erkenntnispraxis, näherhin Hervorbringungen institutionell verselbständigter Wissenschaftspraxis sind.“²⁸

Im Anschluß an Alfred Schütz und Thomas Luckmann, die bereits früh auf die skizzierte – für die westliche Zivilisation charakteristische Entwicklungsdynamik der *Verwissenschaftlichung* ihrer Gesellschaften hingewiesen haben, ließe sich also folgender Befund festhalten:

Je mehr sich das Allgemeinwissen in verschiedene Versionen aufspaltet, je arbeitsteiliger, je differenzierter eine Gesellschaft ist, desto stärker bilden sich verschiedene Gebiete mit abgegrenztem Sonderwissen aus, das nur noch Spezialisten zugänglich ist.²⁹ Dieser Prozeß der Verwissenschaftlichung hat nun für das Problem des Verhältnisses von Wissenschaft und Öffentlichkeit einige bedeutsame Konsequenzen:

(1) Zuerst einmal die, daß sich die Reichweite der verschiedenen Spezialisierungen verkleinert, so daß die Zusammenhänge zwischen den Spezialgebieten nicht nur für Laien, sondern auch für die Experten selbst aus dem Blick geraten. Selbst „Expertenschaft bezieht sich“ – wie Hitzler formuliert – „nur noch auf Teilbereiche von Sonderwissensgebieten.“³⁰ Wir können hier von einer *Modularisierung* des Wissens sprechen, die durchaus auch für die disziplinäre Entwicklung der Linguistik charakteristisch ist: einem kognitivistischen Syntaxtheoretiker dürfte die historische Lexikographie ebenso fremd sein wie die linguistische Informatik einem Neurolinguisten.

(2) Hieraus ergibt sich unmittelbar eine zweite Konsequenz: für den je Einzelnen folgt aus der zentrifugalen Ausdifferenzierung von Sonderwissensbeständen³¹, daß – wie Lübke formuliert – der „Bereich autarker Urteilszuständigkeiten“³² fortschreitend sinkt, während der Umfang der an Experten abgetretenen Entscheidungen ständig wächst. Das für die vielfältigen sozialen und persönlichen Probleme relevante Wissen wandert aus dem Bereich des individuell zugänglichen Common sense in den Sektor

²⁷ Vgl. Stehr 1992, S. 107–156; ebenso Walter 1994, S. 269.

²⁸ Lübke 1990, S. 77.

²⁹ Vgl. Schütz/Luckmann 1975, S. 113 ff.; vgl. ebenso Bonfadelli 1994, S. 82.

³⁰ Hitzler 1994, S. 22; vgl. ebenso: „Die jeweiligen ‘Experten’ [...] beschränken sich auf die Bewältigung abgegrenzter Handlungsprobleme und überblicken auch das je eigene Sonderwissensgebiet nicht mehr.“ (Hitzler 1994, S. 22).

³¹ Vgl. Pfiffner/Stadelmann 1994, S. 146.

³² Lübke 1990, S. 82.

des modularisierten Spezialwissens ab und überantwortet so den Common sense der Bedeutungslosigkeit. Insofern kann mit Recht von einem „Kompetenzverlust des Common sense“ (Lübbe) gesprochen werden.

(3) Das Wissen wird aber nicht nur modularisiert, es wird auch in immer rascheren Zyklen erneuert, so daß sich seine Halbwertszeit in immer rasanterem Tempo verkürzt.

(4) Mit der Diversifikation des Wissens, der Beschleunigung der Wissenserneuerung und mit dem Niedergang des Common sense ergibt sich als vierte Konsequenz die exponentiell wachsende Angewiesenheit der Wissensgesellschaft auf das Expertenurteil.³³ Deshalb entscheiden in weiten Bereichen der Gesellschaft de facto „(relativ) klar formal definierte Personengruppen verbindlich über mannigfache Probleme nicht nur des sozialen, sondern auch des persönlichen Lebens.“³⁴

(5) Schließlich – und hierin können wir eine fünfte Konsequenz sehen – entsteht aus dem Abwandern entscheidungsrelevanten Wissens in die modularisierten Spezialwissensbestände mit relativ kurzer Haltbarkeitsdauer ein gewaltiger *Kommunikationsbedarf* zwischen der Commonsense-Welt der Laien, zu der – und dies ist von eminenter Wichtigkeit – größtenteils auch die politischen Entscheidungsträger gehören, und der Expertenkultur; ein Kommunikationsbedarf, der um so größer ist, als auch zwischen den Sonderwissensbereichen der Experten immer höhere semantische Barrieren aufwachsen.

Das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit ist insofern also kein genuines Problem der Sprachwissenschaft, sondern es ist die Konsequenz einer allgemeinen Entwicklungslogik der Wissenschaften, die die Deregulierung der großen Legitimationserzählungen mit einer so eminenten Zerstreuung des Wissens verknüpft, daß die Wissensexperten hinsichtlich ihrer kommunikativen Pflichten gegenüber der Laienwelt in Öffentlichkeit und Politik offenbar rettungslos überfordert sind. Dies um so mehr, als selbst im Binnendiskurs der Experten ein Verlust an Konsensfähigkeit im Hinblick auf bestehende disziplinäre Problemfragen die Regel geworden ist. Die Konsequenzen für das Ansehen der Wissenschaft in der Sphäre der Laienöffentlichkeit liegen – wie Lübbe gezeigt hat – auf der Hand:

„Ist konsistentes, einhelliges Expertenwissen, auf das wir uns doch verlassen können müßten, nicht mehr beschaffbar, widersprechen sich also die Experten ihrerseits [...], so ist Urteilsdistanznahme die durchaus rationale Reaktion der Laienöffentlichkeit [...].“³⁵

³³ Vgl. Lübbe 1990, S. 82

³⁴ Hitzler 1994, S. 16.

³⁵ Lübbe 1990, S. 83.

Nirgendwo ließ sich in der letzten Zeit genau dieser Prozeß deutlicher beobachten als in der öffentlichen Debatte der Rechtschreibreform, die weniger als eine in den Leserbriefspalten sich ausbreitende „Linguisten-Beschimpfung“³⁶ durch Laien, sondern vielmehr als eine immer heftiger werdende öffentliche Auseinandersetzung zwischen linguistischen Experten mit allen fatalen Folgen für das Laien-Publikum angesehen werden muß. Münch hat in seinem bereits zitierten Buch darauf hingewiesen, daß das wachsende „Tempo der Dissenzerzeugung“, die Negation einer Expertenmeinung durch die nächste, zwar kein Problem für den Wissenschaftsdiskurs werden muß, daß durch sie jedoch die öffentliche Meinung ins Taumeln gerät: „Es macht sich Ratlosigkeit breit, die zur Suche nach neuen Sicherheiten jenseits der Wissenschaft in Naturheilkunde, neuen Religionen und moralischen Fundamentalismus motiviert.“³⁷

Auch die Rechtschreibdebatte dürfte in der Öffentlichkeit jene Ratlosigkeit ausgelöst haben, die einerseits Aggression, einen Aufstand der Laien, andererseits aber auch die Sehnsucht nach den einfachen und fundamentalistischen Wahrheiten der „Laien-Linguistik“ hervorruft. Angesichts der Uneinigkeit der Experten gehen die Laien auf Distanz zu den in der selben Sache auseinanderklaffenden Urteilen der Experten. Je divergenter die disziplinären Meinungen, desto offener wird der Markt für jene Laien-Prediger, die vor allem eines verkaufen: den Schein der Wiederherstellung des Common sense sowie die Verabschiedung des zugleich delegitimierten und undurchschaubaren Expertenwissens. Der öffentliche Beifall ist dem sicher, der mit einfachen und verständlichen (aber nicht notwendigerweise wahren) Botschaften die streitenden Experten aus dem Tempel des Wissens jagt.

3. Wie öffentlichkeitsfähig ist das linguistische Wissen?

Ich habe bisher zu zeigen versucht, daß die auf den Topos der „Resonanzlosigkeit im öffentlichen Raum“ gebrachte Selbstdiagnose der Sprachwissenschaft in nicht unerheblichem Maße als Ausdruck einer Problemlage angesehen werden muß, die einerseits durch den Prozeß der Verwissenschaftlichung der westlichen Zivilisation und andererseits durch die spezifische Dynamik der Kommunikationsgesellschaft geprägt ist. Abschließend möchte ich nun dafür argumentieren, daß es neben den skizzierten strukturellen Rahmenbedingungen für den Resonanzverlust der Linguistik in der Öffentlichkeit auch gleichsam hausgemacht disziplinäre Gründe gibt. Mir geht es dabei nicht etwa darum, die unbestritten großen wissenschaftlichen Leistungen des Faches in den letzten Jahrzehnten in irgend-

³⁶ Vgl. Antos 1996, S. 238 ff..

³⁷ Münch 1995, S. 122.

einer Form hinsichtlich ihres disziplinären Stellenwertes in Zweifel zu ziehen. Die germanistische Linguistik hat auch in ihrer jüngeren Geschichte seit Ende der sechziger Jahre bis in die jüngste Zeit große theoretische Leistungen hervorgebracht. Gleichwohl möchte ich die Frage stellen, ob das Fach nicht gegenwärtig auch deshalb unter einem Verlust an öffentlicher Relevanz expectation leidet, weil es in wachsendem Maße dazu tendiert, hinsichtlich der fundamentalen Wandlungsprozesse unserer kommunikativen Kultur sowohl seine Fähigkeit zur Identifikation von Problemen als auch das entsprechende Vermögen der Problemlösung zu verlieren, ja – ob es nicht diese Fähigkeit vielleicht sogar bewußt auf dem Altar eines „geisteswissenschaftlichen“ Autonomiedenkens opfert.

3.1 Droht eine „Verzweigung“ der Sprachwissenschaft?

Es scheint fast so, als indiziere der von Antos konstatierte expandierende Markt der „Laien-Linguistik“ nicht nur die kampflose Preisgabe des „tertiären Sektors“ durch die disziplinäre Sprachwissenschaft, sondern darüber hinaus einen tieferliegenden Umstand: das Auseinandertreten nämlich der Relevanzkriterien für die Wahrnehmung und Identifikation lösungsbedürftiger Probleme in der Sprachwissenschaft einerseits und im politischen System sowie in der Öffentlichkeit andererseits. Die Sprachwissenschaft hält offenbar hinter dem Schutzschild des Autonomiearguments gänzlich andere Sachverhalte für wissenschaftlich klärungsbedürftig und klärungsfähig als das politische System und die Öffentlichkeit, ja sie wehrt – mit dem Hinweis auf vorschnelle Verwertungserwartungen – das Aufgreifen von Problemen, die im Kontext des politisch-ökonomischen Systems für lösungsbedürftig gehalten werden könnten, weithin und aus grundsätzlichen Erwägungen ab. Es scheint sich deshalb zunehmend – und hier haben wir es mit einer Tendenz zu tun, die auch für andere Geisteswissenschaften charakteristisch ist – eine *Problemwahrnehmungsdifferenz* aufzutun zwischen den Geisteswissenschaften und ihrer Autonomieinsistenz auf der einen und dem Bereich politisch-ökonomischen Handelns mit seinen Erwartungen an die Diagnose- und Therapiefähigkeit der Wissenschaften auf der anderen Seite. Ohne Zweifel entwickelt sich hier kurz- und mittelfristig eine eminente Marginalisierungsgefahr für jene Geisteswissenschaften, die prinzipiell die mögliche Verwertbarkeit und Praxisrelevanz wissenschaftlichen Wissens mit einer Gefährdung der für Wissenschaft konstitutiven Autonomie der Erkenntnis gleichsetzen.

Eine solche Position ist erst einmal deshalb außerordentlich problematisch, weil sie letztlich der verfehlten Zwei-Kulturen-Hypothese Snows geschuldet ist, derzufolge – wie die Denkschrift „Geisteswissenschaften heute“ von Frühwald u. a. formuliert – Kultur „als Komplement oder Kompensation andernorts ablaufender Modernisierungsprozesse und der diese betreibenden Wissenschaften angesehen und den Geisteswissenschaften

[...] zugewiesen“³⁸ werde. Wenn sich nämlich die Sprachwissenschaft – wie einige andere Geisteswissenschaften auch – mit ihren Erkenntnisgegenständen und ihren Erkenntnisinteressen auf die Seite einer „Kultur“ schlägt, mit der nicht – um mit Mittelstraß zu reden – „das kulturelle Ganze“, d. h. die „Kultur als Inbegriff der menschlichen Arbeiten und Lebensformen, naturwissenschaftliche und andere Entwicklungen eingeschlossen“³⁹ gemeint ist, sondern Kultur der Inbegriff des schlechthin anderen von Natur und Technik wird, dann fällt sie jenem Prozeß anheim, den die „Denkschrift“ als „Verzweigung der Geisteswissenschaften“⁴⁰ charakterisiert hat. Dann insistiert sie – wie man mit Mittelstraß formulieren könnte – darauf, daß ihr Geschäft das alte bleibt, „während ihre disziplinären Wettbewerber auf der anderen Kulturseite auf immer neue Weise das Neue besetzen.“⁴¹

Zudem verbirgt sich hinter der Zwei-Kulturen-Theorie Snows und des durch sie legitimierten Ausschlusses der technisch-naturwissenschaftlichen Momente des „kulturellen Ganzen“ aus dem disziplinären Erkenntnishorizont der (germanistischen) Sprachwissenschaft letztlich jene cartesianische Zwei-Substanzen-Lehre, die als zuverlässige Grenzmarkierung die Wissenschaften des Geistes vom Reich der Natur- und Technikwissenschaften abzuschirmen versprach. Diese aus dem Wissenschaftssystem des 19. Jahrhunderts stammende Demarkationslinie – und die aus ihr resultierende Polarisierung der Wissenschaften – bestimmt noch immer als sedimentierte Wissenschaftsideologie das Selbstverständnis vieler Geisteswissenschaftler – insbesondere auch im Bereich der Sprachwissenschaft. Unabhängig davon, ob das Erkenntnisobjekt „Geist“ mit dem Anspruch auf eigene, *verstehende* Erkenntnisverfahren gegen „Natur“ und ihre *Erklärung* abgegrenzt wird, oder ob der „Geist“ zur „Natur“ erklärt und als allein den Erkenntnisformen der „Sciences“ zugänglich postuliert wird – beiden Positionen liegt die obsolet gewordene cartesianische Entgegensetzung von Natur und Geist zugrunde,⁴² die durch Charles Percy Snows These von den „zwei Kulturen“⁴³ nur noch einmal aktualisiert worden ist. Wie auch immer jedoch die Geisteswissenschaften ihre Selbstbegründung künftig betreiben wollen, die Snowsche Unterscheidung von literarisch-sprachlicher und naturwissenschaftlicher Intelligenz wird als Orientierung kaum mehr taugen, zumal dann nicht, wenn wir es mit Er-

³⁸ Frühwald u. a. 1991, S. 40.

³⁹ Frühwald u. a. 1991, S. 41.

⁴⁰ Frühwald u. a. 1991, S. 40.

⁴¹ Frühwald u. a. 1991, S. 33.

⁴² Vgl. hierzu die Kritik Searles sowohl an der dualistischen als auch an der monistischen Position. In: Searle 1993, etwa S. 16 ff.

⁴³ Vgl. Snow 1967; vgl. ebenso Kreuzer 1987.

kenntnisgegenständen zu tun haben, die – wie die Sprache – weder nur Artefakt des menschlichen Geistes, noch allein Element der natürlichen Ausstattung des Menschen darstellen.

Ein weiterer Umstand spricht dafür, daß die (germanistische) Sprachwissenschaft vielleicht da ihre Position wird überdenken müssen, wo ihr geisteswissenschaftliches Autonomie-Denken das Verhältnis zu Politik und Öffentlichkeit erschwert. Auch die Geisteswissenschaften können sich nämlich nicht länger der Einsicht entziehen, daß – wie Weingart gezeigt hat – mit dem Prozeß der Verwissenschaftlichung der westlichen Gesellschaften ein Funktionswandel des öffentlichen Handelns einhergegangen ist,⁴⁴ der inzwischen längst einen prinzipiellen Wandel des Verhältnisses von Wissenschaft und politischem System – und damit auch von Wissenschaft und Öffentlichkeit – herbeigeführt hat. Öffentliches Handeln kann sich heute nicht mehr – wie noch im liberalen Staat des 19. Jahrhunderts – darauf beschränken, lediglich ordnend und reaktiv „Störungen einer sonst als primär selbstregulierend betrachteten ökonomischen und gesellschaftlichen Ordnung“ zu beseitigen: Stattdessen ist – so Weingart – „der moderne Staat [...] durch gestaltendes Handeln charakterisiert. Die notwendigen aktiven Interventionen sind per definitionem zukunftsorientiert und komplex. Isolierte ad-hoc-Maßnahmen werden zunehmend unzureichend. [...] Damit ist gesagt, daß gestaltendes öffentliches Handeln sich typischerweise in Planung vollzieht.“⁴⁵ Der hier skizzierte – für moderne Wissensgesellschaften charakteristische – Typus öffentlichen Handelns kann also ohne die Nutzung systematischen Wissens, wie es die Einzelwissenschaften bereitstellen, gar nicht mehr auskommen. Es ist deshalb längst eine zentrale Funktion von Wissenschaft geworden, Problemidentifikations- und Problemlösungspotentiale für die Steuerung gesellschaftlicher Prozesse zur Verfügung zu stellen. Durch eine solche Inanspruchnahme systematischen, von den Wissenschaften bereitgestellten Wissens ist die Autonomie der Wissenschaft keineswegs notwendigerweise gefährdet, und zwar deshalb nicht, weil sich das politische System bei der Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnis für die Lösung von Problemen nur auf Probleme beziehen kann, die die Wissenschaften zuvor als solche identifiziert haben:

„Probleme werden erst in dem Augenblick zum Gegenstand von Problemlösungsstrategien, in dem die Manipulierbarkeit ihrer Ursachen offenkundig wird, d.h. in dem die Machbarkeit bzw. Veränderbarkeit der Verhältnisse erkannt wird, die sie repräsentieren. Diese Erkenntnis ist zweifellos von einer „Vorleistung“ der Wissenschaft im Rahmen ihrer

⁴⁴ Vgl. Weingart 1976, S. 169.

⁴⁵ Vgl. Weingart 1976, S. 169.

nach internen Regulativen bestimmten Entwicklung abhängig. Auf diese Weise wird Wissenschaft konstitutiv für die Definition praktischer Probleme.⁴⁶

In den Horizont der Verwertung tritt eine Wissenschaft also ohnehin nur unter der Voraussetzung ein, daß es Probleme gibt, die mit ihren kategorialen Mitteln als solche definiert und damit prinzipiell in den Raum möglicher Lösbarkeit versetzt wurden. Insofern ist die verwertungskritische Distanz einer Wissenschaft weniger Ausdruck ihrer „Autonomie“, als vielmehr ihrer Nicht-Partizipation an der Definition von gesellschaftlichen Problemen, deren Lösung prinzipiell in der Reichweite ihrer disziplinären Mittel läge – und in nicht ganz illegitimer Weise würde es diese Problemabstinenz sein, die das Bild einer solchen Wissenschaft in der Perspektive von Politik und Öffentlichkeit bestimmt. Wenn eine Disziplin – und das gilt natürlich auch für geisteswissenschaftliche Disziplinen – eine ihrer wesentlichen Funktionen, ihre Diagnosefähigkeit, das heißt ihre Fähigkeit, Probleme der Kultur zu identifizieren und sie damit letztlich politischen Lösungsprogrammen zuzuführen, nicht aktiviert, ja diese disziplinäre Reserviertheit als Ausdruck ihrer fachlichen „Autonomie“ legitimiert, dann trägt sie selbst mit dazu bei, daß sie aus der Perspektive des politisch-ökonomischen Systems bzw. der Öffentlichkeit einen Relevanzverlust erleidet. Sie erleidet dann diese Ansehenseinbuße und Resonanzlosigkeit im öffentlichen Raum, die mittelfristig auch mit dem Entzug bzw. der Einschränkung staatlicher Mittelzuweisungen verbunden ist, unabhängig davon, wie glanzvoll und wissenschaftlich eindrucksvoll ihre wissenschaftlichen Leistungen ansonsten sind.

3.2 Die mangelnde Zeitgenossenschaft der Sprachwissenschaft

Wenn man von der Resonanzlosigkeit der (germanistischen) Sprachwissenschaft im öffentlichen Raum und von einer schwindenden Öffentlichkeitsfähigkeit linguistischen Wissens sprechen kann, so verdankt sich dieser Befund – so möchte ich meine bisherigen Überlegungen zusammenfassen – drei Ursachen:

(1) Der unzulänglichen externen Kommunikation der Disziplin mit der Öffentlichkeit und dem politisch-ökonomischen System,

(2) der allgemeinen Wissenschaftsentwicklung im Kontext der Entstehung von „postmodernen“ Expertengesellschaften und der hiermit verknüpften Dispersion des Wissens sowie

(3) in nicht unwesentlicher Hinsicht einer Idee von Wissenschaftsautonomie, die ihrerseits von zwei Quellen gespeist wird: (1) von einer Verwertungsskepsis hinsichtlich der Nutzung wissenschaftlichen Wissens,

⁴⁶ Weingart 1976, S. 216.

die einhergeht mit der Überzeugung, daß die Verschränkung von Wissenschaft und öffentlich-politischem Handeln für den Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften weder relevant, noch ethisch zu rechtfertigen sei und (2) von einer an Descartes und Snow⁴⁷ orientierten Idee der „zwei Kulturen“, derzufolge es die Geistes- und Kulturwissenschaften – und auch die Sprachwissenschaft – mit einer Sphäre der Erkenntnis zu tun haben – im Falle der Sprachwissenschaft mit der Sphäre der sprachlich-zeichenhaften Hervorbringungen des menschlichen Geistes –, in der sich Fragen der technischen Kultur und ihrer Transformationen und damit Fragen der technologischen Wandlungsprozesse unserer kommunikativen Umwelt und der hierdurch verursachten Folgen nicht stellen.

Natürlich ist diese Feststellung eine überpointierte – und eigentlich unzulässig generalisierende – Charakterisierung unserer Disziplin, die dem komplexen und differenzierten Leistungsspektrum des Faches insgesamt sicher nicht gerecht werden kann. Denn selbstverständlich haben – um nur einige Beispiele zu nennen – etwa die Arbeiten von Stötzel/Wengeler, von Strauß/Haß/Harras zum öffentlichen Sprachgebrauch und seiner jüngeren Geschichte oder von Heringer zum Zusammenhang von Politik, Sprache und Moral gerade in der sprachkritischen Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit erfahren und natürlich fördern sprachhistorische Unternehmungen wie die Sprachgeschichte von von Polenz und das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch von Goebel/Reichmann, grammatische Grundlagenarbeiten wie Eisenbergs Grammatik und Heringers dependentielle Syntax oder das geradezu enzyklopädeische Unternehmen der von Steger und Wiegand herausgegebenen Handbücher für Sprach- und Kommunikationswissenschaft das disziplinäre Ansehen der Sprachwissenschaft.

Gleichwohl gibt es – trotz dieser eindrucksvollen Hervorbringungen des Faches – Anlaß zu der Feststellung, daß der Ansehensverlust der Sprachwissenschaft im öffentlichen Raum nicht nur durch Marketingfehler oder allgemeine Randbedingungen der Wissenschaftsentwicklung, sondern auch durch den disziplinären Wissenschaftsprozess selber mitbewirkt wurde – nicht durch die fachlichen Monumente, die er hervorgebracht hat, sondern vielmehr durch die, deren offenkundige Abwesenheit immer schmerzlicher bewußt wird. Ich möchte hierzu abschließend einige Anmerkungen machen.

Rainer Wimmer hat in dem bereits zitierten Statement zu der Frage, ob es eine interessierte Öffentlichkeit für die germanistische Linguistik gebe, mit Recht darauf hingewiesen, daß es trotz der Modernisierungsschübe, die das Fach in den sechziger und siebziger Jahren erfahren habe, bis heute

⁴⁷ Snow setzt sich allerdings kritisch mit der geisteswissenschaftlichen Halbierung des Kulturbegriffs auseinander (vgl. Snow 1967, S. 14, S. 20 f.).

nicht gelungen sei, „Problemfelder, die sich aus den Anwendungsgebieten in Abhängigkeit von neuen gesellschaftlichen Entwicklungen geradezu aufdrängen, in ausreichendem Maße zu bearbeiten und die Arbeitsergebnisse in die Praxis hinein zu vermitteln.“ Zu diesen Problemfeldern zählen für ihn „der Einfluß der neuen Medien auf den Umgang mit Sprache und mit sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten [...], der Einfluß des Fernsehens und anderer Kommunikationsmedien auf die Sprachentwicklung der Gegenwart, Veränderungen des öffentlichen Sprachgebrauchs (insbesondere im Bereich Sprache und Politik)“ sowie „Sprachpolitik in Europa“. Diese Problemfelder seien – so Wimmer – durchaus sporadisch in Angriff genommen worden, es mangle allerdings an kontinuierlichen Forschungsprogrammen, die effektvolle Hilfen für die Praxis bereitstellen könnten.⁴⁸ In der Tat ist es auffällig, wie wenig die germanistische Sprachwissenschaft – im Gegensatz zur germanistischen Literaturwissenschaft und zu anderen Philologien – bislang produktiv auf die Anregungen der Denkschrift „Geisteswissenschaften heute“ von Frühwald u. a. eingegangen ist, in der die Autoren 1991 die Geisteswissenschaften aufforderten, dadurch einen Beitrag zur Selbstverständigung der modernen Industriegesellschaft zu leisten, „daß sie ‘als interdisziplinäre Kulturwissenschaft mit offenen Augen für die Geschichte der technischen Welt’ (Böhme 1989, S. 30) eine kulturwissenschaftlich orientierte Medienwissenschaft ausbilden“, die – so die Autoren – „die technisch vermittelte Massenkultur der modernen Industriegesellschaft zu ihrem Gegenstand“⁴⁹ machte. Obgleich Sprache und Kommunikation naturgemäß im genuinen Zentrum linguistischer Erkenntnisbemühungen stehen, scheinen die durch technische Medien organisierten *Bedingungen* der Prozessierung von Sprache und die durch sie hervorgerufenen grundlegenden Wandlungsprozesse der kommunikativen Umwelt das Interesse der Sprachwissenschaft bislang kaum gefunden zu haben.

Vielleicht darf man einen Grund hierfür in dem Umstand suchen, daß die germanistische Sprachwissenschaft den theoretischen Diskurs darüber, was das Erkenntnisobjekt der Sprachwissenschaft sei, weithin einem linguistischen Kognitivismus überlassen hat, der alle Bereiche der historischen und sozialen *Erscheinung* der Sprache zum Epiphänomen erklärt und somit auch die historisch variierenden medialen Bedingungen der Prozessierung von Sprache theoretisch diskreditiert hat.

Die stumme Distanz der germanistischen Sprachwissenschaft zu dem in den Geisteswissenschaften mit zunehmender Intensität geführten medientheoretischen Diskurs, der über die beteiligten Wissenschaften hinaus eine

⁴⁸ Vgl. Wimmer 1994, S. 54.

⁴⁹ Frühwald u. a. 1991, S. 156.

große Aufmerksamkeit in Öffentlichkeit und Politik findet, ist aber nur ein Symptom eines gravierenderen Abseitsstehens: während – wiederum mitangeregt durch die Frühwald-Denkschrift – in den nicht-germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaften und in der Geschichtswissenschaft eine intensive Debatte über eine Neubestimmung der Geisteswissenschaften als Kulturwissenschaften eingesetzt hat⁵⁰,

in der diesen die Aufgabe zugeordnet wird, „als Instrument interkultureller Bildung und anthropologischer Erkenntnis einen genuine Beitrag zum Problem der Reintegration der technologischen Zivilisation in die gesellschaftliche Kultur der Zukunft zu leisten“⁵¹, sind Ansätze einer Beteiligung der germanistischen Sprachwissenschaft an dieser Diskussion einer möglichen kulturwissenschaftlichen Erneuerung der Geisteswissenschaften – so weit ich sehe – nicht zu erkennen. Die Nicht-Beteiligung der Sprachwissenschaft ist um so befremdlicher, als im Zentrum dieser Debatte ein in der Tradition Herders und Cassirers konzeptionalisierter, sprachlich fundierter Kulturbegriff steht, der die diskursive Abwesenheit der Sprachwissenschaft einigermaßen unverstündlich erscheinen läßt:

„Die sprachliche Fundierung aller kulturellen Schöpfungen [...] geht in die Analyse der gesamten Symbol- und Zeichenwelt über [...], ohne die keine menschliche Selbstorganisation möglich ist [...]. Dieser Kulturbegriff deckt sowohl alle Text- und Schriftwissenschaften ab als auch den Überschnitt zu den allgemeinen Kommunikationsleistungen. Sowohl die Beziehung der schriftlichen Sprache zur gesprochenen Sprache und zur Sprache schlechthin wird vom Kulturbegriff umfaßt als auch die Ausweitung auf alle modernen Kommunikationsleistungen im audiovisuellen Bereich.“⁵²

Gerade in der Partizipation an den für sie einschlägigen kultursemiotischen Fragestellungen, mit denen die Sprachwissenschaft zur Hochzeit des Strukturalismus interdisziplinäre Strahlkraft für das Projekt einer zeichentheoretischen Begründung der Geisteswissenschaften gewonnen hatte, sowie in der Beteiligung an den kultur- und medienwissenschaftlichen Innovationsbemühungen benachbarter Geisteswissenschaften könnte die Sprachwissenschaft vielleicht ihre öffentliche Resonanz wieder erhöhen und diese Resonanz auch für die disziplinären Bereiche fruchtbar machen, deren Praxisrelevanz schwieriger zu vermitteln ist.

In jedem Fall ist es hohe Zeit, daß sich die Sprachwissenschaft aus ihrer selbst gewählten kultur- und medienwissenschaftlichen Isolation befreit und so – neben den bereits skizzierten Gründen – den gegenwärtig wichtigsten Anlaß für die Beschädigung ihres Verhältnisses zur Öffentlichkeit aus dem Wege räumt. Auch die professionellste Optimierung ihres

⁵⁰ Frühwald u. a. 1991, S. 11.

⁵¹ Frühwald, u. a. 1991, S. 11.

⁵² Frühwald u. a. 1991, S. 139.

Marketings wird nicht überspielen können, daß sie an dem interdisziplinären Diskurs zur kulturwissenschaftlichen Erneuerung der Geisteswissenschaften bislang nicht beteiligt ist.

Literatur

- Antos, G. 1996: Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.
- Antos, G.o. J.: Linguistik in der Öffentlichkeit. Rezeption und Rezeptionsverweigerung linguistischen Wissens durch die Öffentlichkeit am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. DFG-Projektskizze. [Stand August 1998].
- Bachorsky, H. J. 1994: Überlegungen zum Leitthema: Die Germanistik und die Öffentlichkeit. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, Heft 3, September 1994, S. 10–15.
- Böhme, H./ Scherpe, K. R. (Hg.) 1996: Literatur- und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Hamburg.
- Böke, K./ Jung, M./ Wengeler, M. (Hg.) 1996: Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen.
- Bonfadelli, H. 1994: Die Wissenskluft-Perspektive. Massenmedien und gesellschaftliche Information. Konstanz.
- Cerquiglini, B./ Gumbrecht, H. U. (Hg.) 1983: Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe. Frankfurt a. M.
- Frank, M. 1984: Was ist Neostukturalismus. Frankfurt a. M.
- Frühwald, W./ Jauß, H. R./ Koselleck, R./ Mittelstraß, J./ Steinwachs, B. 1991: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt a. M.
- Gumbrecht, H. U./ Pfeiffer, L. K. 1988: Materialität der Kommunikation. Frankfurt a. M.
- Hitzler, R. 1994: Wissen und Wesen des Experten. In: Hitzler/ Honer/ Maeder 1994.
- Hitzler, R./ Honer, A./ Maeder, Chr. (Hg.) 1994: Expertenwissen. Opladen.
- Hoberg, R. 1997: Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft. In: Muttersprache 107, S. 54–63.
- Jäger, L. 1996: Expertenkultur und Sprachkultur. „Innersprachliche Mehrsprachigkeit“ und das Problem der Transparenz des Expertenwissens. In: Böke/ Jung/ Wengeler (Hg.) 1996, S. 66–76.
- Klein, E./ Pouradier Duteil, F./ Wagner, H. W. 1990: Betriebslinguistik und Linguistikbetrieb. Akten des 24. Linguistischen Kolloquiums. Universität Bremen, 4.-6. September 1989. Tübingen.
- Kreuzer, H. (Hg.) 1987: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion. München.
- Kuhn, Th. S. 1973: Die Struktur der wissenschaftlichen Revolution. Frankfurt a. M.
- Löw, R./ Koslowski, P./ Spaemann, R. (Hg.) 1990: Expertenwissen und Politik. Weinheim.
- Lübbe, H. 1990: Politische Entscheidung und Fachwissen. In: Löw/ Koslowski/ Spaemann 1990, S. 77–90.
- Luhmann, N. 1986: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen.
- Lyotard, J. F. u. a. 1985: Immaterialität und Postmoderne. Berlin.
- Lyotard, J. F. (1979) 1986: Das postmoderne Wissen. Wien.

- Münch, R. 1995: Die Dynamik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt a. M.
- Pfiffner, M./ Stadelmann, P. 1994: Expertenwissen und Wissensexperten. In: Hitzler/ Honer/ Maeder (Hg.) 1994.
- Schlesier, R. 1996: Das Staunen ist der Anfang der Anthropologie. In: Böhme/ Scherpe 1996, S. 47–59.
- Schütz, A./ Luckmann, Th. 1975: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied, Darmstadt.
- Searle, J.R. 1993: Die Wiederkehr des Geistes. München.
- Snow, Ch. P. 1967: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Stuttgart.
- Stehr, N. 1992: Experts, Counsellors and Advisers. In: Stehr, N./ Ericson, R. V. (eds.) 1992: The Culture as Power of Knowledge. Inquiries into Contemporary Societies. Berlin, New York, S. 107–156.
- Walter, W. 1994: Strategien der Politikberatung. Die Interpretation der Sachverständigenrolle im Lichte von Experteninterviews. In: Hitzler/ Honer/ Maeder (Hg.) 1994.
- Weingart, P./ Prinz, W./ Kastner, M./ Maasen, S./ Walter, W. 1991: Die sogenannten Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954–1987. Frankfurt a. M.
- Wimmer, R. 1994: Interessierte Öffentlichkeit für germanistische Linguistik. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, Heft 3, September 1994, S. 51–56.
- Winnacker, E. L. 1998: Plädoyer für eine neue Wissenschaftskultur. Grundlagenforschung in Zeiten der Innovationstümelei und Millenomanie. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 5, Donnerstag 8. Januar 1998, S. 33.

Podiumsdiskussion: Was nun? Wie kann man das Verhältnis Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit verbessern?

Fünf Statements von

Rudolf Hoberg
Fritz Kuhn
Eva Neuland
Achim Struchholz
Annette Trabold

Moderation und Redaktion

Rainer Wimmer

RAINER WIMMER

Vorbemerkungen

Zum Abschluss der Jahrestagung 1998 fand eine Podiumsdiskussion statt, und zwar mit folgenden Teilnehmerinnen und Teilnehmern (in alphabetischer Reihenfolge): Professor Dr. Rudolf Hoberg (TH Darmstadt); Fritz Kuhn, M. A., MdL (Fraktionsvorsitzender von Bündnis 90/Die Grünen im Landtag von Baden-Württemberg); Professorin Dr. Eva Neuland (Universität-Gesamthochschule Wuppertal); Achim Struchholz (Pressesprecher von Der Grüne Punkt – Duales System Deutschland AG, Köln); Dr. Annette Trabold (Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit im Institut für deutsche Sprache). Die Leitung der Diskussion hatte Professor Dr. Rainer Wimmer (Universität Trier).

Es war von vornherein klar, dass es nicht möglich sein würde, alle möglichen bzw. denkbaren Aspekte des Verhältnisses der Sprachwissenschaft zur Öffentlichkeit durch die Podiumsdiskutant/innen vertreten zu lassen. Alle Institutionen in unserer Gesellschaft sind sprachförmig verfasst, d. h. ihr Funktionieren beruht auf Regelungen, die ohne ihre sprachliche Formulierung nicht das wären, was sie sind. Was wären zum Beispiel die po-

litischen Parteien ohne die Feststellung im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland (Art. 21), dass sie an der politischen Willensbildung des Volkes mitwirken? Nichts. Es gibt tausende von Institutionen in der Bundesrepublik Deutschland, die ohne ihre sprachliche Verfasstheit nicht das wären, was sie sind. Ihre Wirklichkeit wird durch Sprache bestimmt. Über die institutionelle Wirklichkeit hinaus wird unser Alltagsleben vielfältig von sprachlichen Mustern geprägt: die Begegnung mit dem Nachbarn, das Zusammensein mit Freunden, die partnerschaftliche Beziehung usw. Institutionell oder alltäglich-lebenspraktisch: Der Wirkungs- und Anwendungsraum für sprachliche und entsprechend sprachwissenschaftliche Erkenntnisse ist immens, im wahrsten Sinne des Wortes nicht abschätzbar. Die Sprachwissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten vielen dieser angedeuteten Anwendungsfelder zugewandt; sie hat dokumentiert, analysiert, beschrieben und bewertet. Die Anwendungsfelder konstituieren zugleich die Öffentlichkeit für die Sprachwissenschaft. Die für die Sprachwissenschaft relevante Öffentlichkeit ist so wenig überschaubar wie die sprachförmig organisierten Lebensbereiche in unserer Gesellschaft.

Herr Hoberg ist Mitglied des Vorstands der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS, mit Sitz in Wiesbaden). Die GfdS ist ein Mitgliederverein, in dem sich sprachinteressierte Bürgerinnen und Bürger zusammengetan haben, um die deutsche Sprache in ihrer Entwicklung zu beobachten und das Interesse an der deutschen Sprache im In- und Ausland zu fördern; ein wichtiges Arbeitsgebiet der GfdS ist die Sprachberatung. Herr Kuhn ist ausgebildeter Sprachwissenschaftler; als Fraktionsvorsitzender von Bündnis 90/Die Grünen im Landtag von Baden-Württemberg vertritt er auf dem Podium die Anforderungen der Politik an die Sprachwissenschaft. Frau Neuland hat sich in ihren umfangreichen sprachwissenschaftlichen Arbeiten schwerpunktmäßig mit soziolinguistischen Fragen beschäftigt; sie erforscht die Jugendsprache; sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift „Der Deutschunterricht“ und vertritt auf dem Podium damit auch das wichtige Anwendungsfeld Schule. Herr Struchholz vertritt als Pressesprecher eines Unternehmens, das jährlich einen Milliardenumsatz in der Bundesrepublik Deutschland macht, die Interessen der Wirtschaft an der Sprachwissenschaft; er hat einschlägige Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Sprachwissenschaftlern und wird auf dem Podium darüber berichten. Frau Trabold berichtet als Pressesprecherin des Instituts für deutsche Sprache über Erfahrungen, die sie in der Öffentlichkeitsarbeit eines sprachwissenschaftlichen Forschungsinstituts gemacht hat. – Die folgenden Statements sind stilistisch unterschiedlich ausgeprägt. Sie folgen zum Teil dem mündlichen Vortrag.

RUDOLF HOBERG

Gehen wir in die Öffentlichkeit und reden wir mit den Leuten!

Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit – das bedeutet zweierlei:

Zum einen: Linguisten befassen sich *mit* der Öffentlichkeit, mit Sprachgebrauch und Kommunikationsformen, mit Ansichten, Einstellungen und Bedürfnissen. Sie untersuchen Texte und machen Umfragen, sie analysieren und bewerten gelegentlich. Dies zu tun ist zweifellos sinnvoll und zur Zeit en vogue.

Zum anderen: Linguisten begeben sich *in* die Öffentlichkeit, sie versuchen, hier etwas zu bewirken, zu verändern, zu verbessern. Sie betreiben Sprachberatung – des Einzelnen und verschiedener Institutionen, etwa der Medien –, sie helfen bei der Entwicklung sprachlicher Fähigkeiten, gehen auf die Interessen und Bedürfnisse der Bevölkerung ein, führen Diskussionen in und mit der Öffentlichkeit. Dies zu tun ist ebenso sinnvoll, aber in der Linguistik nicht so sehr en vogue. Deshalb möchte ich hierzu ein paar Worte sagen.

Abgesehen von der Schule und etlichen Einzelpersonen befassen sich mit den zuletzt genannten Aufgaben vor allem außeruniversitäre oder allenfalls locker an die Universitäten gebundene Institutionen. Ich nenne als Beispiele die Volkshochschulen, die Grammatischen Telefone, die Duden-Redaktion und die Gesellschaft für deutsche Sprache.

Natürlich kann ich hier nicht auf die vielfältigen Aktivitäten dieser Institutionen eingehen, sondern will – dem Thema dieser Podiumsdiskussion gemäß – fragen, was getan werden kann und muß.

Von zwei Voraussetzungen ist dabei meines Erachtens auszugehen:

1. Das Interesse der Öffentlichkeit an der Sprache im allgemeinen und an einzelnen Sprachbereichen bzw. Sprachfragen ist groß.
2. Man ist in Sprachfragen sehr selbstbewußt und braucht keine Belehrungen von Sprachwissenschaftlern. Daher ist das Interesse an dem, was Linguisten treiben, äußerst gering. Und die öffentlichen Diskussionen über die Rechtschreibreform in den letzten Jahren waren zweifellos auch nicht gerade dazu angetan, dieses Interesse zu befördern.

An anderen Stellen¹ habe ich versucht, diese Behauptungen zu begründen.

¹ Vgl. besonders Hoberg, Rudolf (1997): Linguistik für die Öffentlichkeit: Wörter und Unwörter des Jahres. In: Böke, Karin u. a. (Hrsg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch. Opladen. S 90–98; Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft. In:

Wenn sie stimmen und wenn wir Sprachwissenschaftler der Auffassung sind, daß Erkenntnisse über die Sprache – auch und gerade für die Öffentlichkeit wichtige Erkenntnisse – vor allem in der Linguistik gewonnen werden, dann ist es unsere Aufgabe, diese Erkenntnisse auch an die Öffentlichkeit zu vermitteln und die Öffentlichkeit anzureizen, sich mit ihnen zu befassen. Das bedeutet im einzelnen:

1. Auch heute noch gilt Goethes Satz aus den „Maximen und Reflexionen“. „Ein jeder, weil er spricht, glaubt, auch über die Sprache sprechen zu können.“ Wir müssen die Öffentlichkeit von der Binsenweisheit überzeugen, daß über eine Sache öffentlich nur reden sollte, wer etwas davon versteht, und wir müssen alles tun, um ihr das Verstehen zu erleichtern. Vor allem sollten wir mehr mit den Medien, mit Journalisten sprechen, von denen nach allen meinen Erfahrungen viele an Sachfragen und Sprachdiskussionen sehr interessiert sind. Außerdem muß es mehr Linguisten geben, die für eine breitere Öffentlichkeit schreiben. Die Sprachwissenschaft hat hier im Vergleich zu anderen Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch zu Natur- und Technikwissenschaften einen erheblichen Nachholbedarf.
2. Man sollte der Öffentlichkeit punktuelle Anlässe zur Sprachreflexion und Sprachkritik bieten, denn es hat sich gezeigt, daß etwa Preisaufgaben und Umfragen oder Aktionen wie die Vornamen, die Wörter und die Unwörter des Jahres oder der Medienpreis für Sprachkultur auf sehr großes Interesse stoßen. Man mag sich darüber streiten, ob Helmut Kohls „kollektiver Freizeitpark“ ein Unwort war oder ob man Harald Schmidt den Medienpreis für Sprachkultur verleihen soll, aber selbst die besten sprachkritischen Arbeiten können nicht annähernd so breite und differenzierte Diskussionen hervorrufen wie solche Anlässe. Natürlich darf es nicht bei den punktuellen Aktivitäten bleiben, und das sehr schwierige und weitgehend ungeklärte Problem besteht darin, aus solchen Anlässen von der Sprachwissenschaft längerfristige öffentliche Diskurse werden zu lassen.
3. Nach wie vor hat wohl keine Institution so viel Einfluß auf das Sprachdenken und Sprachhandeln der Bevölkerung wie die Schule. Und es muß daher ein vordringliches Ziel der Linguistik sein, immer wieder darauf hinzuwirken, daß der Reflexion über Sprache im Deutsch- und Fremdsprachenunterricht besonders auch der Oberklassen genügend Zeit eingeräumt wird.

Vieles von dem, was ich hier gesagt habe, wird schon praktiziert, vor allem von der Gesellschaft für deutsche Sprache. Solchen Aktivitäten steht ein

Muttersprache, Jg. 107, 1997, S. 45–63; Orthographie, Rechtschreibreform und öffentliche Meinung. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hrsg.) (1997): Die Rechtschreibreform. Pro und Kontra. Berlin. S. 95–100.

Teil der Linguisten distanziert gegenüber, wofür ich Verständnis habe, denn es geht hier nicht um Wissenschaft im strengen Sinne, sondern um „ernste Spiele“, wie ich das in einer gewissen Anmaßung in Anlehnung an Goethe und Thomas Mann nenne. Aber es gibt erfreulicherweise immer mehr Sprachwissenschaftler, die sich gerne an solchen Spielen beteiligen und die engagiert etwa in der Gesellschaft für deutsche Sprache mitarbeiten. Durch solche Aktivitäten gewinnen die Beteiligten selten linguistische Lorbeeren, aber vielleicht erlangen sie dereinst durch besondere Gnaden und eigene Verdienste einen guten Platz unter den Seligen des Sprach-Himmels.

FRITZ KUHN

Statement zum Thema „Was tun? Wie kann man das Verhältnis Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit verbessern?“

Ich möchte Ihnen zunächst eine wenig ermunternde, aber vielleicht doch richtige Außenwahrnehmung zur Fragestellung dieser Podiumsdiskussion nahebringen. Bis vor kurzem konnte man Ihre Themenfrage so beantworten, daß man ein Nullverhältnis unterstellt, nach dem Muster, die Öffentlichkeit – sagen wir mal die Leute – interessiere sich nicht besonders für die Sprachwissenschaft. Inzwischen hat sich das geändert, weil man in Sachen Sprachwissenschaft zu hören bekommt: „Ach das sind doch die Deppen von der Rechtschreibreform.“

Die Debatte um die Rechtschreibreform hat nach meiner Überzeugung der Sprachwissenschaft schweren Schaden zugefügt. Ein deutlicher Ansehensverlust in der Öffentlichkeit dürfte die Folge sein. Befürworter, Kommission, Gegner aus der Sprachwissenschaft haben den Eindruck erweckt, es gäbe keinerlei methodisch abgesicherte Kriterien zur Beurteilung eines Streits. Die Sprachwissenschaftler selber, so der Eindruck, können sich nicht einigen, ob und wie zu reformieren sei. Da sich Wissenschaft in einer demokratischen Gesellschaft legitimieren muß, gibt es bei Streitfragen, die es immer geben kann, zwei Möglichkeiten. Entweder man arbeitet als Gesamtheit der Wissenschaft das gemeinsam Akzeptierte heraus, um dann erklären zu können, worin das noch Strittige besteht. Oder man hat einen wissenschaftlichen Papst, von dessen Unfehlbarkeit vorerst auszugehen wäre. (Natürlich kann es auch eine Päpstin sein.) Doch von keiner dieser Möglichkeiten wurde zum selbstverursachten Schaden der Sprachwissenschaft Gebrauch gemacht.

Ich sage das mit Bedauern und folgere, daß die Sprachwissenschaft eher mit einer gewissen Demut und einer gewissen Geduld sich an die Schadensbegrenzung machen muß.

Lassen Sie mich nun einige Vorschläge machen, um ihre Stellung in der Öffentlichkeit zu verbessern. Zum einen bin ich überzeugt, daß die Linguistik sich stärker, als dies in Einzelfällen schon geschieht, um Anwendungsorientierung kümmern muss. Als praktisches Anwendungsfeld der Linguistik besteht ja fast nur die Schule in einer zurecht überragenden Bedeutung. Doch sollte man stärker auch die Rhetorik des Sprechens und Schreibens als Anwendung linguistischer Hochschulausbildung betrachten. Wer mit einem abgeschlossenen Linguistikstudium die Hochschule verlässt, sollte die Möglichkeit haben, sich zum Rede- oder Schreiblehrer spezialisieren zu können. Voraussetzung für ein solches Anwendungsfeld ist es im übrigen, daß Linguisten (dies gilt für die gesamte Germanistik) gut reden und schreiben können. Das heißt, sie sollten auch als professionelle Schreiber agieren und sich verdingen können.

Dies gilt auch für das Thema Verständlichkeit. Es ist schon seltsam, daß der technische Autor nicht zuvörderst von Linguisten ausgebildet wird und daß die Linguistik bei der Ausbildung und Weiterbildung von Wissenschaftsjournalisten keine entscheidendere Rolle spielt. Wenn man bedenkt, daß ein Gegenstand oder der Gegenstand der Linguistik die menschliche Kommunikation ist, dann wäre es ein praktisches Anwendungsfeld der Linguistik, Fachleute auszubilden, die z. B. komplexe wissenschaftliche Forschungsergebnisse verständlich einem breiteren Publikum vermitteln könnten. Auch die Wirtschaft meldet ja immer wieder Bedarf an Übersetzern aus dem Fachdeutschen ins Deutsche an.

Ein weiteres Anwendungsfeld für die Linguistik ist die politische Sprachkritik und auch die Medienkritik. Hierfür kann die Linguistik bekanntlich methodisches Rüstzeug zur Verfügung stellen. Sie hat dies ja in den letzten Jahren auch getan. Dennoch bleibt festzustellen, daß Sprach- und Medienkritik in der Regel von journalistischen Laien betrieben wird, die meistens ihr Sprachgefühl und ihre politischen Absichten in ihren Kolumnen entfalten.

Die Sprachwissenschaftler könnten langfristig immens an Ansehen gewinnen, wenn sie an der Hochschule selbst neben der theoretischen Linguistik und der Lehrerausbildung eine dienende Funktion ausüben würden. Der souveräne Umgang mit Sprache in Reden und Schreiben ist eigentlich eine Schlüsselqualifikation jeder akademischen Ausbildung. Der Arzt muß gut sprechen können, sonst kann er nicht helfen. Die Juristin muß immer wieder ihrer Kundschaft den rechtlichen Sachverhalt und dessen Konsequenzen erläutern können, und der Naturwissenschaftler muß einen guten Vortrag halten können. Linguistik in ihrer so verstandenen Anwendung könnte propädeutisch für alle Wissenschaften sein. Spre-

chen, Schreiben, Argumentieren etc. könnte in allen Studienfächern gelehrt werden. Da wir ohnehin vor einer grundlegenden Reform unserer Hochschulen stehen, wäre es klug, wenn sich die Linguistik um diesen ehrenwerten Job bewerben würde.

Lassen Sie mich zum Abschluß noch eine Bemerkung machen, die auch zum Anfang zurückführt. Wer sich Gedanken macht als Sprachwissenschaftler, wie das Verhältnis zur Öffentlichkeit verbessert werden könnte, der muß sich einer Tatsache bewußt sein, die für andere Wissenschaften nicht in gleichem Maße gilt: Der Gegenstand der Sprachwissenschaft ist die Sprache, und davon verstehen alle etwas. Die Legitimation der Sprachwissenschaft kann nur gelingen, wenn sie ohne Besserwisserei vermitteln kann, was die methodisch geschulte wissenschaftliche Kompetenz darüber hinaus von der Sprache weiß und mit der Sprache kann.

EVA NEULAND

Sprachkultivierung – Konsequenzen aus Versäumnissen und Widersprüchen

Die Frage nach der Wirkung eines Faches, gar nach seinem Ansehen in der Öffentlichkeit ist sicherlich keine wissenschaftlich vordringliche, wohl nicht einmal eine wissenschaftliche Fragestellung überhaupt. Dennoch berührt sie unser fachliches und vor allem fachpolitisches Selbstverständnis: Diejenigen, die sich betroffen fühlen von der geringen Reputation der Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit, von der fortdauernden „Linguistik-Schelte“ und der geringen bis schlechten Presseresonanz im Anschluß an Fachtagungen, sind betroffen in ihrem Selbstverständnis als Fachvertreter und Fachvertreterinnen, die durchaus jene öffentlich bestrittene gesellschaftliche Relevanz ihres Faches bzw. ihrer Arbeitsgebiete beanspruchen.

Meine Ansicht zu der Frage, wie man das Verhältnis Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit verbessern kann, will ich in drei Schritten darlegen, die je nach dem Beitrag der Sprachwissenschaft, dem Beitrag der Öffentlichkeit und zuletzt nach dem Beitrag der Sprachdidaktik und des Sprachunterrichts fragen. Dabei will ich jeweils von Aspekten ausgehen, die dieses Verhältnis besonders belasten, und sodann jeweils einige Konsequenzen aufzeigen, die zur Entlastung oder gar Verbesserung dieses Verhältnisses beitragen können.

1. Der Beitrag der Sprachwissenschaft: Konsequenzen aus ihren Versäumnissen

Zunächst ist hier nach dem Beitrag der Sprachwissenschaft zu fragen: Die Konsequenzen ergeben sich aus ihren (exemplarischen) Versäumnissen in der jüngsten Fachgeschichte. Sie lassen sich zusammenfassen in den drei Stichworten:

1. Ausrichtung auf gesellschaftliche Problemstellungen,
2. Orientierung am konkreten Sprachgebrauch,
3. Berücksichtigung von Anwendungsmöglichkeiten.

Die Entwicklung eines fachlichen Selbstverständnisses auf der Grundlage von Problemorientierung, Sprachgebrauchsorientierung und Anwendungsorientierung hat noch keine lange Geschichte im Fach; sie hat sich auch nicht unbedingt von seiner traditionellen Mitte aus entwickelt und wird auch heute noch nicht vom fachlichen mainstream geteilt.

zu 1: Dies kann an einem heute schon wieder fast vergessenen Beispiel veranschaulicht werden, nämlich der Entwicklung der frühen *Soziolinguistik* in Deutschland. Diese hat in der jüngsten Fachgeschichte der germanistischen Sprachwissenschaft eine Katalysatorfunktion gespielt, und zwar für die Öffnung der Disziplin für gesellschaftsbezogene und gesellschaftskritische Aufgabenstellungen und für ihren Wandel im Hinblick auf eine stärkere Sprecherorientierung und auf eine erfahrungswissenschaftliche Grundlegung.

Obwohl die Soziolinguistik in der damaligen Krise der germanistischen Sprachwissenschaft als Legitimationsfigur für deren gesellschaftliche Relevanz diente, hing ihr fachintern stets der Ruch von Verwertbarkeit und modischer Tagesaktualität nach, der zu ihrer Stigmatisierung als „angewandte“ oder „Bindestrichdisziplin“ beitrug. Auch weiterhin garantierte eher die Beschäftigung mit den klassischen, „zweckfreien“ Grundlagen des Faches Prestige, Berufungsvorteile, Forschungsmittel.

Gleichfalls vermittelt das historische Beispiel aber auch die Einsicht, daß die wissenschaftliche Bearbeitung „sprachlicher Anteile“ gesellschaftlicher Problemstellungen (hier der gesellschaftlichen Benachteiligung und ihrer Aufhebung) Problemlösungen im Bereich des politischen Handelns keinesfalls ersetzen, allenfalls vielleicht vorbereiten helfen kann.

zu 2: Die Orientierung am konkreten Sprachgebrauch von Sprechern und Schreibern als sozial Handelnden ist bekanntlich in besonderer Weise erst der Entwicklung einer weiteren „Bindestrichdisziplin“, der *Pragmalinguistik* zu verdanken.

Am Beispiel der *Gesprächsforschung* läßt sich besonders gut demonstrieren, wie lang und beschwerlich der Weg war, der von einer anfängli-

chen Instrumentierung der Beispieltexthe (etwa Gespräche im Sozialamt, Analyse- oder gar Therapiegespräche) als Erprobungsfelder für theoriegebundene Selbstzwecke zu einer Problem- und Anwendungsorientierung im Rahmen einer „Angewandten Gesprächsforschung“ führte, der es um Analyse *und* Optimierung des sprachlichen Handelns in solchen Ausschnitten kommunikativer Lebenswirklichkeiten zu tun ist.

In ihren zielgruppen- und bereichsspezifischen Beratungsangeboten im Rahmen der Fort- und Weiterbildung lassen sich überdies Anzeichen einer „impliziten Didaktik“ erkennen, die die überkommenen Grenzziehungen zwischen linguistischer „Grundlagenforschung“ und didaktischer „Lehr- und Lernforschung“ fragwürdig macht.

zu 3: Die Kooperation zwischen Sprachwissenschaft und *Sprachdidaktik* hat sich allerdings in noch lange nicht wünschenswerter Weise hinreichend konsolidiert. Obwohl gerade die Institutionalisierung der Deutschdidaktik und die Verwissenschaftlichung der Lehrerbildung den „gesellschaftlichen Nutzen“ und die Praxisrelevanz des Faches legitimierten, dominierte lange Zeit die konfrontative Abgrenzung von „Linguistik“ und „Didaktik“ gegenüber der Kooperation im Interesse (teil)disziplinübergreifender Zielvorstellungen.

Eine solche Kooperation setzt aber auch ein komplexes Didaktik-Verständnis voraus, das den Anwendungsbereich nicht nur auf eine bestimmte Institution, nämlich das allgemeinbildende Schulwesen, und nicht nur auf eine bestimmte Lebensaltersspanne, nämlich das Schulalter, beschränkt. Vor-, neben- und nachschulische Spracherfahrungen sind zu berücksichtigen, nachschulische „Verlernprozesse“ bzw. Vereinseitigungen sprachlich-kultureller Allgemeinbildung im Rahmen beruflicher Tätigkeiten ebenso wie die Veränderungen der beruflichen Qualifikationsanforderungen im Hinblick auf die sprachliche Kompetenz der Bürger. Hier ist vermehrt von Diskrepanzen zwischen alltagspraktisch nötigen und schulisch vermittelten Wissensbeständen auszugehen, die – auch aufgrund ihres langen Legitimationsprozesses – nicht so schnell auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse reagieren können und sollen.

2. Der Beitrag der Öffentlichkeit: Probleme sprachinteressierter linguistischer Laien

Für die Belastungen des Verhältnisses zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit sind aus meiner Sicht besonders drei Widersprüche in der Öffentlichkeit für die Sprachwissenschaft relevant:

1. der Widerspruch zwischen dem Bedarf an sprachlicher Weiterbildung und der Erwartung kurzfristig verwertbarer Lösungen,
2. der Widerspruch zwischen berechtigtem Sprachinteresse und damit beanspruchter Sprachkompetenz,

3. schließlich der Widerspruch zwischen verschiedenen Sprachbewußtseinslagen in der Gesellschaft.

zu 1: Der erstgenannte Widerspruch läßt sich besonders deutlich im Bereich der außerschulischen Fort- und Weiterbildung veranschaulichen. Der Bedarf an Weiterbildung und die Erwartung von unmittelbarem Nutzen und direkter Verwertbarkeit hat bereits zu einem „Ratgeber“-Markt vor allem der Praktischen Rhetorik und Stilistik geführt. Dieser reagiert auf häufig unwissenschaftlich-rezeptologische Weise auf diesen Bedarf und steuert ihn dadurch gleichzeitig auch wieder. Hier hat sich ein breites Tätigkeitsfeld für eine anwendungsorientierte Sprachwissenschaft v. a. für linguistisch fundierte Kommunikationstrainings eröffnet, das allerdings noch kaum genutzt wird.

zu 2: Der folgende Widerspruch belastet das Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit in besonderer Weise: Mit dem berechtigten Sprachinteresse wird von bestimmten Gruppen in der Öffentlichkeit zugleich eine Kompetenz zur Bewertung des gegenwärtigen Sprachgebrauchs in der Gesellschaft bis hin zur Sprachkompetenz einzelner Gruppen, vor allem der „Jugend“, beansprucht.

Die Sprachwissenschaft hat solche Laienurteile über Sprache bis vor kurzem als unwissenschaftlich beiseite geschoben und die Befürchtungen und Klagen über den „Sprachverfall“ als Wahnvorstellungen stigmatisiert. Der Alltagsrealität und sozialen Bedeutsamkeit einer solchen Sprachkritik wurde sie damit allerdings nicht gerecht, bedenkt man die weitreichenden bildungspolitischen Forderungen, v. a. für den Deutschunterricht, die aus solchen Meinungen zumeist abgeleitet werden.

zu 3: Solche Sprachthematisierungen können demgegenüber als Indikatoren bestimmter Formen von Bewußtseinslagen in der Gesellschaft gedeutet werden. Aus meiner Perspektive möchte ich zwei unterschiedliche Sprachbewußtseinslagen unterscheiden, die zum dritten oben genannten Widerspruch zwischen einem „Sprachnorm-“ und einem „Sprachdifferenzbewußtsein“ führen.

Vor allem die Klagen zum „Sprachverfall“ lassen auf eine normative und restriktive Vorstellung von Sprache schließen: Nicht die Vielfalt möglicher Sprachgebräuche, sondern das Bewahren einer „richtigen“ Sprache, des „guten Deutsch“ wird angestrebt; nicht der eigene, sondern je ein fremder Sprachgebrauch wird kritisiert: der der heutigen Jugend, der Presse, der Politiker. Zwischen der Kritik am Sprachgebrauch anderer und der Praxis des eigenen Sprachgebrauchs klaffen oft erhebliche Lücken.

In kulturanalytischer Hinsicht kann eine solche Bewußtseinsbildung als Folge der Verarbeitung der historisch-gesellschaftlichen Veränderungen von Sprachanforderungen und Kommunikationsgewohnheiten angesehen

werden, die soziale Orientierung und Komplexitätsreduktion verspricht und der Selbstverunsicherung vorzubeugen scheint. In didaktischer Hinsicht muß zweifellos bei der Genese solcher Meinungen über Sprache die Tradition der schulgrammatischen Vermittlung sprachlichen Wissens mitbedacht werden: Ein solches Sprachbewußtsein folgt einer normativen, sprachkonservierenden Sicht „von oben“ und fordert diese (in Form von „mehr Rechtschreibung und Grammatik“) zugleich wieder ein.

Im Widerspruch dazu lassen sich Anzeichen eines gegenläufigen „Sprachdifferenzbewußtseins“ in konkreten Wandelprozessen im gegenwärtigen Sprachgebrauch als praktische Folge einer impliziten Sprachkritik deuten. Jugendliche und Erwachsene verfügen heute zunehmend – außerhalb der Schule und nicht unbedingt durch schulische oder familiäre Spracherziehung gefördert – eigenaktiv über non-standardsprachliche Varietäten in Form von Neuem Substandard, regionalen Umgangssprachen, jugendlichen Gruppensprachen als Symbolen sozialer Identitäten. Die Gemeinsamkeiten solcher Prozesse selbstbewußten Sprachhandelns „von unten“ scheinen gerade in der kritischen Wendung gegen die Geltungsansprüche der normierten Einheitssprache und der traditionellen öffentlichen Sprachkultur zu liegen. Die Institutionen von Wissenschaft und Schule laufen solchen Entwicklungen bislang eher nach.

3. Der Beitrag von Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und Sprachunterricht zur Sprachkultivierung in der Öffentlichkeit

Abschließend sollen die Konsequenzen aus Versäumnissen und Widersprüchen für Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik zusammengefaßt werden und zwar im Hinblick auf die Handlungsfelder von:

1. Sprachberatung
2. und Sprachunterricht
3. im Rahmen eines umfassenden Konzepts von Sprachkultivierung in der Öffentlichkeit.

zu 1: Ganz ohne Zweifel sollte sich die Sprachwissenschaft verstärkt den Themen zuwenden, die die Bürger heute „sprachlich bewegen“ (u. a. Sprachgebrauch in Medien und in der Politik, Sprechweisen von Jugendlichen, Sprachgebrauch von Männern und Frauen, Sprache in der Region); und Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik sollten auf den durch die kulturelle und technologische Entwicklung entstehenden Wandel sprachlicher Qualifikationsanforderungen in Aus- und Weiterbildung (v. a. praktische Rhetorik und Stilistik sowie Sprachberatung) antworten.

Gerade in der Entwicklung der Sprachberatung sind – gegenüber den Traditionen der „Sprachpflege“ – heute wesentliche Momente einer Umorientierung auf eine anwendungsbezogene Sprachwissenschaft zu

erkennen: Sprachberatung versteht sich heute als linguistisch fundiert, am tatsächlichen Sprachgebrauch orientiert sowie als zielgruppen- bzw. adressatenorientiert. Anstelle rascher Abhilfe im Einzelfall werden auf Selbständigkeit und Mündigkeit zielende Vorstellungen wie: Hilfe zur Selbsthilfe, Beförderung des selbständigen Umgangs mit Grammatiken und Wörterbüchern, Problemsensitivität und Verallgemeinerungsfähigkeit vertreten.

zu 2: Grundlegender noch als die punktuelle, anfrageabhängige Sprachberatung kann und muß der Sprachunterricht zur Ausbildung von Sprachbewußtsein, zur Förderung von Kommunikations- und Reflexionsfähigkeit beitragen. Nach der verhängnisvollen „Linguistisierung“ des Grammatikunterrichts gilt es nun, die neuaufgenommene Kooperation zwischen Linguistik und Didaktik für die Entwicklung von Schreibkompetenz, die Förderung von Gesprächskultur und den Aufbau von Sprachstruktur- und Sprachhandlungswissen fruchtbar zu machen.

Im Lernbereich „Reflexion über Sprache“, einem Reformansatz der Sprachdidaktik seit den 70er Jahren, kann mit dem Lernziel „reflexiver Sprachgebrauch“ die Fähigkeit gefördert werden, sprachanalytisch wie sprachkritisch zugleich über den eigenen und je anderen Sprachgebrauch sachangemessen und begründbar reflektieren zu können.

zu 3: Dieses schulische Lernziel berührt sich mit jenem von der linguistischen Sprachkritik zur Diskussion gestellten Ziel des „reflektierten Sprachgebrauchs“. In der aufklärerischen Absicht einer Stärkung der selbstreflexiven Sprachkompetenz können sich Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik sinnvoll ergänzen und zur Sprachkultivierung in den verschiedenen Handlungsfeldern beitragen.

Die Vorstellungen sprachlicher Bildung in Schule und Öffentlichkeit haben sich in den letzten Jahrzehnten entschieden verändert. Der Deutschunterricht und die Deutschlehrausbildung sind oft noch einem öffentlichen Erwartungsdruck ausgesetzt, der einer überkommenen Vorstellung von sprachlicher Bildung geschuldet ist, die die Auswirkungen des kulturellen Wandels und der veränderten Qualifikationsansprüche relativ unbeschadet überstanden haben.

Anzeichen dafür, daß sich dieses Mißverhältnis allmählich verringert, entnehmen wir jüngsten Untersuchungen zum Wandel der mit dem Begriff: Sprachliche Bildung verknüpften Vorstellungen in ausgewählten Gruppen der Gesellschaft. Jüngere Befragte setzen demnach Verständlichkeit und sprachliche Vielfalt und Flexibilität über die herkömmlichen Bildungskriterien der „Hochkultur“, gepflegtes Hochdeutsch und kunstvoller Ausdruck. Mit einigem Optimismus können wir dies bereits auf den Einfluß einen modernen Sprachunterrichts zurückführen.

ACHIM STRUCHHOLZ

Zusammenarbeit mit der Wirtschaft

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich darf mich herzlich für die Einladung bedanken, hier und heute als Fachfremder sprechen zu dürfen. Bitte erwarten Sie daher von mir keine großen Theorien zum Thema Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit. Ich möchte lediglich über einige Erfahrungen berichten, die ich als Nicht-Experte in gemeinsamen Projekten mit Sprachwissenschaftlern gewonnen habe.

Vor rund eineinhalb Jahren haben wir als Team meines ehemaligen Arbeitgebers, der Kommunikationsagentur Kohtes & Klewes, gemeinsam mit Prof. Ludwig Jäger und seinem Diplomanden Kay Heiligenhaus von der RWTH Aachen, ein neues Beratungsprodukt mit dem Namen „Corporate Language“ auf den Weg gebracht. Dahinter steht die Idee, dem unserer Meinung nach am meisten vernachlässigten Faktor der unternehmerischen Kommunikation zu mehr Gewicht zu verhelfen, eben der Sprache.

Corporate Language hat zum Ziel, über die abstrakte und theoretische Ebene hinaus konkrete Leitlinien und Maßnahmen zu entwickeln, wie Sprache zur Bildung und Weiterentwicklung von Unternehmenskultur und Unternehmensidentität eingesetzt werden kann. Wir haben dazu ein Instrumentarium entwickelt, das den zielgerichteten Einsatz von Sprache für unternehmerische Interessen nutzbar macht. Das heißt konkret: Sprache soll Unternehmen helfen, besser nach innen und außen zu kommunizieren, eine eigenständige Unternehmenskultur herauszubilden und damit in hartumkämpften Märkten erfolgreich zu sein.

Es gibt bereits einige Fälle, in denen Unternehmen, wenn wohl auch eher zufällig, versucht haben, Denkmuster durch neue Sprachmuster zu verändern und damit ihr Image und ihre Marktposition zu verbessern. Bei der Bahn sind aus *Beförderungsfällen* jetzt *Fahrgäste* geworden; den Telefonanschluß bei der Telekom gibt es nicht mehr untertänigst per *Antrag*, sondern durch *Auftrag*, und Energieversorger nennen ihre Kunden endlich *Kunden* und nicht mehr *Benutzer*.

Diese Beispiele zeigen, daß Unternehmen für die Bedeutung von Sprache sensibilisiert sind. Allerdings ist es bis zu einem strategischen, geplanten Einsatz von Sprache noch ein weiter Weg.

Wenn Sie sich vor Augen führen, daß deutsche Firmen pro Jahr schätzungsweise zwei Milliarden Mark allein für die Entwicklung von Corporate Design ausgeben, also für graphische Erkennungsmerkmale, und die Ausgaben für eine Art sprachliche Visitenkarte gegen null gehen, dann

wird klar, daß der Nutzen von Sprache und Sprachwissenschaft noch dramatisch unterschätzt wird. Denn eigentlich ist es grotesk, daß in ein zentrales Feld der Kommunikation quasi nicht investiert wird.

Liegt das nun an den Unternehmen, die die Bedeutung von Sprache nicht erkennen? Oder an der Sprachwissenschaft, die die Berührung mit der Wirtschaft scheut und sich zudem im wissenschaftlichen Elfenbeinturm ganz bequem eingerichtet hat?

Ich denke, daß Sprachwissenschaft ihre Bedeutung für die Wirtschaft erst sehr zögernd erkennt, daß gerade bei Studenten noch große Berührungängste existieren. Während für zahlreiche andere Fachbereiche der Umgang mit der Wirtschaft, zumindest aber mit marktwirtschaftlichen Mechanismen vom ersten Semester an selbstverständlich sind, sind Kooperationen zwischen Sprachwissenschaft und Ökonomie noch immer die Ausnahme.

Umgekehrt gilt übrigens dasselbe: Während Unternehmen wie selbstverständlich den Kontakt zu anderen Disziplinen suchen, gelten Linguisten gemeinhin noch als Exoten, über deren Arbeit man ohnehin nur diffuse Vorstellungen besitzt.

Unternehmen setzen noch kaum auf die Macht der Sprache. Hier liegt für die Linguisten also noch ein riesiges Betätigungsfeld, zumal an der Popularisierung der Disziplin angesichts zunehmend knapper öffentlicher Mittel ohnehin kein Weg vorbeiführt. Sprachwissenschaftler und Linguisten arbeiten in einem Themenfeld, daß Menschen zutiefst emotional berührt, wie die Diskussion um die Rechtschreibreform zeigt. Welcher Chemiker, Archäologe oder Betriebswirtschaftler kann das schon von sich behaupten?

Sprachwissenschaft kann also ein Wachstumsfeld der Zukunft werden. Gerade weil Unternehmen, Produkte und Märkte immer ähnlicher werden, steigt der Zwang zur Differenzierung. Und hier ist Sprache ein zentrales Element, Unternehmen von innen heraus zu verändern und damit letztlich am Markt erfolgreicher zu agieren.

Wer allerdings heute nach echten, wissenschaftlich fundierten Hilfen für den unternehmerischen Sprachalltag sucht, landet immer noch fast zwangsläufig bei rhetorischen Wunderheilern und Briefberatern aller Art. Bücher und Pseudo-Ratgeber zur schnellen und billigen Lösung von Sprach- und damit Kommunikationsproblemen gibt es zuhauf – ich würde mich freuen, wenn die Linguistik hier künftig echte Alternativen anbieten könnte.

Aus meinen Erfahrungen mit Corporate Language und langen, manchmal auch kontroversen Diskussionen möchte ich drei Thesen, nennen wir es ruhig drei Wünsche, an die Sprachwissenschaft formulieren:

1. Sprachwissenschaft muß ihre Ergebnisse besser vermarkten und den konkreten Nutzen ihrer Arbeit deutlich herausstellen.

2. Es müssen mehr Sprachwissenschaftler in die Wirtschaft. Das heißt unter Umständen auch, das Lehr- und Ausbildungspläne praxisbezogener werden, als sie heute sind.
3. Universitäten und Institute müssen von sich aus mehr interdisziplinäre Projekte aktiv anbieten, um Unternehmen zur Zusammenarbeit zu gewinnen.

Aber auch die Wirtschaft muß selbstverständlich ihren Teil zu einer Zusammenarbeit beitragen. Daher auch hier drei Thesen:

1. Die Wirtschaft muß sich bewußt werden, daß der „weiche“ Gegenstand Sprache durchaus zu „harten“ Ergebnissen, nämlich Markterfolg, führen kann.
2. Sprache braucht Zeit, um wirken zu können, funktioniert dann aber umso nachhaltiger. Die Wirtschaft braucht daher mehr Geduld für diese Prozesse und muß sich vom kurzfristigen Kosten-Nutzen-Denken lösen.
3. Unternehmer brauchen Mut, um auf klassische Kommunikationsinstrumente zugunsten von Sprachinstrumenten zu verzichten. Dies bedeutet auch eine Entscheidung für eine nachhaltige Kommunikationskultur und weg von kurzfristigen, aber eben auch kurzlebigen Kommunikationserfolgen.

ANNETTE TRABOLD

Erfahrungen aus dem IDS

Sie könnten eigentlich angesichts meiner Heiserkeit glauben, dass es ein gutes Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit gibt, aber die Heiserkeit kommt auch dadurch zustande, dass ich seit gestern versuche, das in der Öffentlichkeit verbreitete Gerücht zu entkräften, das Institut für deutsche Sprache habe gesagt, Sächsisch sei ein unsympathischer Dialekt. Da sehen Sie schon, in welche Problembereiche man bei der Vermittlung von Sprachwissenschaft und sprachwissenschaftlichen

Forschungen kommt. Ich möchte Sie auch vor dem Folgenden, das ich zu sagen habe, warnen: es wird für den einen oder anderen Sprachwissenschaftler ekelhaft pragmatisch. Dieses ekelhaft Pragmatische kommt aber daher, dass ich mich in meiner Funktion als Pressesprecherin tagtäglich mit Anfragen verschiedenster Art und Anforderungen von außen zu befassen habe.

Das führt zu den folgenden Überlegungen, die ich Ihnen kurz darstellen möchte.

Wir haben ja in der Sprachwissenschaft überhaupt ein Problem – um das mit Fritz Mauthner zu formulieren – dass Sprache nämlich Gemeineigentum ist, alles gehört allen, alle baden darin, alle saufen es und alle geben es von sich.

Dessen ungeachtet aber gibt es Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen, die sich die Sprache bzw. das Sprechen und das Schreiben, d. h. den Sprachgebrauch der Sprecher genauer betrachten. In den zahlreichen Anrufen, die mich in den letzten Jahren erreicht haben, fragen die Leute oft: Was ist überhaupt der Sinn von Sprachwissenschaft? Ich habe mir angewöhnt, mit einem zugegeben etwas schiefen Bild zu argumentieren. Ich möchte Sie auch bitten, nachher in der Diskussion nicht über das Bild zu diskutieren, sondern über das, was ich eigentlich ausdrücken möchte. Es ist ja leider in der Philologie oftmals der Fall – auch hier bei der Tagung –, dass man mehr über die Angemessenheit der Bilder spricht als über deren eigentlichen Inhalt. Bei meinen Erklärungen für die Anrufer sage ich oftmals: jeder hat Blut in den Adern – es ist banal festzustellen, dass man blutet, wenn man sich schneidet. Aber nur weil jeder Blut in den Adern fließen hat, weiß nicht jeder, aus welchen Bestandteilen es besteht. Die Zusammensetzung des Blutes – oder vergleichbare medizinische Sachverhalte – lassen sich die meisten gerne erklären, um auch ihren eigenen Körper besser zu verstehen. Erklärungen über/zur Sprache, die jeder gleichermaßen „besitzt“, hält man hingegen für überflüssig – obwohl sich mit sprachlichem Wissen, beispielsweise auch mit sprachhistorischem Wissen, – viel Ärger und Angst und Missverständnisse vermeiden ließen. Mein Lieblingsbeispiel bei dem heiß diskutierten Thema Rechtschreibreform bezüglich der Sprachgeschichte ist Folgendes: Wenn die Leute wüssten, dass unser guter Goethe eine ganz andere, eigene Orthographie hatte, die mit den heutigen Goethe-Ausgaben nichts zu tun hat, dann wären viele Diskussionen über Kulturverfall vermieden worden. Sie erinnern sich an die Gerichtsurteile und die Begründungen der klagenden Eltern bei der Rechtschreibreform, die da sagen, bei uns geht eine kulturelle Trennlinie durch die Familie, weil die Kinder nicht mehr die Klassiker so lesen, wie es die Eltern können. Die Eltern wissen nämlich nicht, – so zeigt es sich – dass es sich ganz anders verhält. Das Wissen über sprachliche Zusammenhänge ist – um an das Tagungsthema vom

letzten Jahr zu erinnern – auch Wissen über Zeitgeschichte, es beinhaltet Kulturgeschichte. Es beinhaltet auch – und ich glaube, es ist nicht hochgegriffen zu sagen – eine Art von Alltagsbewältigung. Ich erinnere an den Vortrag von gestern, der sich mit Beratungsgesprächen befasste. Es ist überhaupt vielleicht eine Erleichterung für den Einzelnen, wenn er über sprachliche bzw. kommunikative Situationen mehr weiß, so kann er auch sein eigenes Handeln in der Gesellschaft besser verstehen.

In der Forschung haben wir ein Problem ganz allgemeiner Art: Ich habe in der Vorbereitung der Tagung am 26.2.98 einen Artikel von Andreas Sentker in der „Zeit“ gelesen, der sich mit der Max-Planck-Gesellschaft befasst. Dort wird Folgendes ausgeführt – ich zitiere:

„Selbst dort, wo deutsche Forschung allen Hemmnissen zum Trotz weltweit führt, findet sie allzu oft im verborgenen statt: Die amerikanischen Wissenschaftler zelebrierten die Mars-Expedition als großes Medienereignis, die MPG dagegen vernachlässigte sträflich, die Beteiligung ihrer Institute ins öffentliche Bewußtsein zu rücken.

Man muß sich ja nicht gleich das aggressive Marketing der USA zu eigen machen. Doch aus Clintons Auftritt können deutsche Forscher eines lernen: Erst wenn die Forscher ihre Arbeit attraktiv darstellen, werden Politiker sie auch gerne zu ihrer Sache machen.“ (Andreas Sentker, Zeit 26.2.98)

Ich vertrete eine gegenteilige Position zu der, die von Prof. Welzig zu Beginn der Tagung vorgetragen wurde. Wir müssen sprachliche Themen einerseits öffentlich machen – wie ich anfangs versuchte zu zeigen, um die Leute auf den Geschmack zu bringen, sich mit Sprache zu befassen, weil jeder jeden Tag Sprache „hat“ und damit auch Bedürfnisse und Probleme.

Wir müssen sprachliche Themen andererseits auch öffentlich machen, weil wir 1.) öffentliche Steuergelder beziehen, durch die wir unsere Forschung betreiben (das IDS wird ja vom Bund und Land finanziert) und weil wir 2.) uns auch eine politische Lobby schaffen müssen. D.h. wir müssen sprachwissenschaftliche Themen als relevant erkennen und definieren – gewissermaßen Ereignisse schaffen – und plakativ öffentlich machen, damit auch Grundlagenforschung betrieben werden kann. Wir müssen das eine tun und das andere dabei nicht lassen, damit man langfristig in Zeiten des Sparens nicht irgendwann einmal beides lassen muss.

Die Öffentlichkeitsarbeit einer außeruniversitären Einrichtung wie der unsrigen ist eine Nahtstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Auf der einen Seite werde ich mit der Öffentlichkeit, dem öffentlichen Bedarf und den damit verbundenen, teilweise vorschnellen Erwartungshaltungen konfrontiert. Auf der anderen Seite bereitet es manchmal Probleme, im Institut zu vermitteln und klarzumachen, dass die Erwartungen von außen erfüllt werden müssen, und dass gewisse Wünsche begründet sind. Ich muss die Anliegen von außen in das IDS tragen und dabei aber trotz-

dem darauf achten, dass die Mitarbeiter an ihren Projekten ungestört weiter arbeiten können.

Ich bin in dieser Position also im permanenten Konflikt. Beispiel: Neulich habe ich wegen einer Anfrage jemanden gesucht für einen Fernsehauftritt zu einer sprachwissenschaftlichen Sendung (das ist für uns eine wichtige Sache). Ich wusste, die Kollegin befasst sich mit diesem Thema – ich habe sie gefragt, doch sie hat gesagt, sie müsse in Ruhe ihr Buch zu Ende schreiben. Oder wir hatten im Vorfeld dieser Tagung die Diskussion, ob man einen sprachwissenschaftlichen Fachterminus in der Presse-Einladung nun erklären müsse oder nicht.

Von außen wird an uns durch die Öffentlichkeit ein Beratungsbedarf herangetragen: von Einzelpersonen – also auch Journalisten, Lehrern, Autoren – aber auch von Institutionen, wie Auslandsgermanistik, Sekretärinnen, Schülern etc. In dieser Art von Anfragen haben wir 3 Kategorien. Das sind:

1) Anfragen auf dem wissenschaftlichen Gebiet. Das betrifft den reinen sprachwissenschaftlichen Austausch, Germanisten, die sich über unsere Forschung informieren wollen.

2) Anfragen, die man als „Mittellage“ bezeichnen könnte. Wir haben neulich beispielsweise einen sehr differenzierten Brief bekommen, in dem sich jemand nicht über Anglizismen im Allgemeinen beschwert, sondern über die Werbung der Telekom. Diese stößt mit ihren Bezeichnungen „GlobalCall, RegioCall“ für die Tarifbereiche auf heftigen Widerspruch.

3) Scurrile Anfragen: da hat kürzlich jemand eine E-Mail geschickt und wollte wissen, welchen neuen Duden er sich kaufen soll, den aus dem Hause Bertelsmann oder den echten.

Oder wohin man sich denn wenden könne, wenn man eine Anfrage zur Aufnahme eines neuen Wortes in die deutsche Sprache stellen möchte.

Ein anderer Aspekt ist das eigene Bestreben, das wir als Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler haben, unsere Produkte – so nenne ich das einmal – nach außen zu vermitteln und darzustellen. Produkte von denen wir glauben, dass sie auch für die Öffentlichkeit von Interesse sind. Ich muss also fragen: was könnte denn die Öffentlichkeit interessieren? Wie Sie gesehen haben, verfolgen wir dies auch über die Internetpräsentation.

Beispielsweise ist unser Spracharchiv und die dort gesammelten Dialektaufnahmen ein Thema, das auf sehr großes Interesse stößt. Auch die Themen Wendewortschatz, Wendesprache, Fremdwörter, Wortrecherche mit Computer und im wissenschaftlichen Bereich grammatische Fragen finden starke öffentliche Aufmerksamkeit.

Wir haben noch eine Möglichkeit: Das ist unsere Zeitschrift SPRACHREPORT. Ich möchte hier nur am Rande nochmals zu den Themenfeldern

etwas bemerken, die Herr Langenscheidt angeschnitten hat. Herr Langenscheidt hat ja sprachwissenschaftliche Bereiche erwähnt, zu denen in der Diskussion gesagt wurde, es herrsche kein Bedarf, darüber gebe es doch Bücher. Natürlich gibt es zu vielen sprachwissenschaftlichen Themen Bücher. Aber die Frage ist doch, wie sind diese Themen, die dort behandelt werden, in der Öffentlichkeit verbreitet. Und da versuchen wir mit unserer Zeitschrift SPRACHREPORT eine Verbindung zu schaffen zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und deren lesbarer Darstellung für die Öffentlichkeit, soweit dies uns als ehrenamtlichen Redakteuren möglich ist.

Ich darf erinnern an die sehr stark in der Presse aufgegriffenen Artikel des SPRACHREPORTs: Fußballkommunikation in der Halbzeitpause, unterschiedliche Männer- und Frauenkommunikation (in all ihren Facetten ein Dauerbrenner), oder ich darf Sie auf unsere neueste SPRACHREPORT-Ausgabe hinweisen, die Sie auch in Ihren Tagungstaschen haben: Hier widmet sich ein Artikel der Frage: Wie schreibe ich verständliche Gebrauchsanleitungen. Wie ich von dem einen Mitautor, Andreas Liebert, gehört habe, ist in Trier aufgrund dieses Sprachreport-Artikels ein Beratungstelefon eingerichtet worden, um all diese Anfragen überhaupt zu bewältigen.

Auf ein Problem möchte ich abschließend noch aufmerksam machen: Die Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Sprachwissenschaft soll immer ohne Geld, ohne Personal, möglichst aber im Vierfarbdruck und ganz schnell sprachliche Themen aufgreifen und vermarkten. Mit der tatsächlichen Ausstattung können wir aber im Gegensatz zu Wirtschaftseinrichtungen, Unternehmen und Verlagen selten umfassende Darstellungen oder gar schlagkräftige Kampagnen produzieren.

So war es auch eine völlige Fehleinschätzung – und so gebe ich den Ball zurück an die politische Administration – zu glauben, man könne in Deutschland ohne eine Strategie und ohne eine gewisse Art von „Vermarktungskonzept“ – wenn Sie mir den Ausdruck in diesem Zusammenhang gestatten – die Rechtschreibreform einführen.

Man hat für die Neueinführung einer so unproblematischen Sache wie die der Postleitzahlen einen Riesenaufwand staatlicherseits betrieben. Bei der Rechtschreibreform hat man aber gedacht, es werde schon irgendwie laufen. Wir schlagen uns jetzt mit den Fragen dieser Versäumnisse herum. So ist zwar auf der einen Seite das sprachwissenschaftliche Interesse etwas gestiegen – aber zum anderen wird zu meinem Bedauern das IDS mit der Rechtschreibreform gleichgesetzt und darauf reduziert. Dies führt zu solchen problematischen öffentlichen Wahrnehmungen, wie Herr Kuhn sie dargestellt hat, und diese wiederum erzeugen bei mir nicht nur Heiserkeit, sondern auch größte Verschnupftheit.

RAINER WIMMER

Nachbemerkungen

Naturgemäß werfen Podiumsdiskussionen mehr Fragen auf, als sie beantworten. Einige der Fragen seien hier noch einmal aufgelistet:

- Wie kann die Sprachwissenschaft mögliche Ansprechpartner/innen in der Öffentlichkeit besser erreichen? Wie kann der Dialog mit der Öffentlichkeit verbessert werden?
- Was kann die Sprachwissenschaft tun, um mehr Wissen über das sprachliche, sprachreflektorische, vielleicht sogar linguistische Wissen zu erlangen, das in der Öffentlichkeit vorhanden ist?
- Was kann, muss die Sprachwissenschaft tun, um Entwicklungen im Schulunterricht, im Jugendsprachgebrauch, im Sprachgebrauch der Politik und der Verwaltung usw. nicht nur hinterherzulaufen?
- Wie muss die Sprachwissenschaft ihr Selbstverständnis verändern, um neuen gesellschaftlichen Anforderungen gerecht werden zu können?
- Wie kann die Sprachwissenschaft ihre Handlungsfähigkeit in Gesellschaft und Politik verbessern?
- Warum ist die Diskussion um die Rechtschreibreform in der Öffentlichkeit so negativ, so imageschädigend verlaufen? Welche Konsequenzen muß man daraus ziehen?
- Soll bzw. muss sich die Sprachwissenschaft in Schule und Hochschule auf die Förderung und Erzeugung von Schlüsselqualifikationen wie Reden und Schreiben in privaten und öffentlichen Kontexten konzentrieren?
- Was kann die Sprachwissenschaft für den Wissenschaftsjournalismus und für die anwendungs- und praxisbezogene Sprachproduktion im naturwissenschaftlich-technischen Bereich tun?
- Wie kann die Sprachwissenschaft helfen, die Kommunikation in der Wirtschaft zu verbessern?
- Mit welchen Wissenschaften bzw. Fächern muß die Sprachwissenschaft intensiver kooperieren, um Anwendungsziele besser zu erreichen?
- Wo hat die Sprachwissenschaft ihre „Lobby“ in unserer Gesellschaft?

Alle Fragen setzen stillschweigend voraus, daß die Sprachwissenschaft heute versuchen sollte, ihre anwendungsbezogenen und praxisorientierten Aktivitäten zu verstärken, um auf diese Weise mehr Wirkung in der sprachinteressierten Öffentlichkeit zu erzielen und den Dialog mit Sprachbenutzern zu fördern. Eine solche Voraussetzung zu machen, war und ist in der Sprachwissenschaft keineswegs eine Selbstverständlichkeit; um so deutlicher war der Appell von seiten der Podiumsdiskutantinnen und -dis-

kutanten, aber auch von seiten vieler anderer Teilnehmer/innen an der Diskussion, Vorbehalte gegen eine Praxisorientierung der wissenschaftlichen Arbeiten abzubauen. Einige Teilnehmer/innen haben anhand von Beispielen auch darauf hingewiesen, daß es vielerorts bereits Kooperationen der Art gegeben hat und gibt, wie sie Herr Struchholz in seinem Beitrag darstellt. Es besteht also Hoffnung, daß es Fortschritte im Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis und zwischen Sprachwissenschaft und interessierter Öffentlichkeit geben wird.

Anschriften der Autoren

Prof. Dr. Gerd Antos
Germanistisches Institut
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Luisenstraße 2
06 099 Halle
E-mail: antos@germanistik.uni-halle.de

HDoz. Dr. Michael Becker-Mrotzek
Institut für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik
Universität Münster
Philippstr. 17
48 149 Münster
E-mail: Becker.Mrotzek@uni-muenster.de

Prof. Dr. Gisela Brünner
Institut für deutsche Sprache und Literatur
Universität Dortmund
Emil-Figge Str. 50
44 221 Dortmund
E-mail: Bruenner@mail.fb15.uni-dortmund.de

Prof. Dr. Friedhelm Debus
Dorfstraße 21
24 241 Schierensee

Prof. Dr. Peter Eisenberg
Universität Potsdam
Fachbereich Germanistik
Postfach 60 15 53
14 415 Potsdam

Prof. Dr. Hans-Werner Eroms
Universität Passau
Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft
94 030 Passau
E-mail: eroms@uni-passau.de

Prof. Dr. Cathrine Fabricius-Hansen
Universität Oslo
Germanistisches Institut
Postfach 10 04
N-0315 Oslo 3- Blindern

Prof. Dr. Rudolf Gerhardt
Kirchbühlstraße 6
77815 Bühl/Baden

Prof. Dr. Helmut Henne
Platanenstraße 27
38302 Wolfenbüttel

Prof. Dr. Rudolf Hoberg
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
TU Darmstadt
Hochschulstraße 1
64289 Darmstadt

Prof. Dr. Ludwig Jäger
Germanistisches Institut
RWTH Aachen
Eilfschornstraße 15
52062 Aachen

Dr. Matthias Jung
Germanistisches Seminar
Universität Düsseldorf
Bereich 23, Gebäude 21
Universitätsstraße 21
40225 Düsseldorf

Fritz Kuhn, M. A. (MdL)
Haus des Landtags
Konrad-Adenauer-Straße 3
70713 Stuttgart

Dr. Florian Langenscheidt
Grüntal 16
81925 München

Prof. Dr. Eva Neuland
 FB 4: Sprach- und Literaturwissenschaften
 Bergische Universität GHS Wuppertal
 Gaußstraße 20
 42 097 Wuppertal

Dr. Gisela Schoenthal (†)
 Sonnenbergstraße 8a
 79117 Freiburg

Prof. Dr. Gerhard Stickel
 Institut für deutsche Sprache
 Postfach 10 16 21
 68 016 Mannheim

Achim Struchholz
 Der Grüne Punkt
 Duales System Deutschland AG
 Frankfurter Straße 720–726
 51 145 Köln

Dr. Heike Tietz
 Germanistisches Institut
 Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
 Luisenstraße 2
 06 099 Halle

Dr. Annette Trabold
 Institut für deutsche Sprache
 Postfach 10 16 21
 68 016 Mannheim

Dr. Gerhard Voigt-Schneekloth
 Ringstraße 11
 14 612 Falkensee

Dr. Tilo Weber
 Germanistisches Institut
 Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
 Luisenstraße 2
 06 099 Halle

Prof. Dr. Werner Welzig
 Präsident der Österreichischen Akademien der Wissenschaften
 Sonnenfelsgasse 19/8
 A-1 010 Wien

Dr. Martin Wengeler
Germanistisches Seminar
Universität Düsseldorf
Bereich 23, Gebäude 21
Universitätsstraße 21
40225 Düsseldorf

Prof. Dr. Rainer Wimmer
Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften
Universität Trier
54286 Trier

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1998

Inhalt

1. Vorbemerkungen
2. Arbeiten und Mitarbeiter der Abteilungen und Arbeitsstellen
3. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler am IDS
4. Lehraufträge und Vorträge von IDS-Mitarbeitern außerhalb des Instituts
5. Publikationen von IDS-Mitarbeitern
6. Kontakte des IDS zu anderen Institutionen, Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS, Praktika, Besuchergruppen
7. Gremien des Instituts für deutsche Sprache
8. Besondere Nachrichten
9. Personalstärke, Anschrift, finanzielle Angaben
10. Veröffentlichungen im Jahre 1998

1. Vorbemerkungen

1.1 Aufgaben und Ziele

Das Institut für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim besteht seit 1964. Es ist die zentrale außeruniversitäre Einrichtung zur Erforschung und Dokumentation der deutschen Sprache in ihrem gegenwärtigen Gebrauch und in ihrer neueren Geschichte. Als Mitglied der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) wird das IDS je zur Hälfte vom Bund und dem Land Baden-Württemberg finanziert.

In seinen Abteilungen verfolgt das Institut überwiegend längerfristige Projekte, die die Arbeit in größeren Forschungsgruppen erforderlich machen. Bei einer Reihe von Forschungsvorhaben arbeitet das IDS mit Projektgruppen und Einzelforschern aus den Hochschulen zusammen.

Bibliothek, Archive, Dokumentationen, maschinenlesbare Textsammlungen und Sprachdatenbanken stehen auch externen Wissenschaftlern zur Verfügung.

Mit seinen Vortragsveranstaltungen, Tagungen und Kolloquien ist das IDS ein Ort der wissenschaftlichen Begegnung und Kommunikation für in- und ausländische Germanisten und alle an Sprache Interessierten.

Abteilungen und Forschungsschwerpunkte

Abteilung Grammatik

In der Abteilung werden die grammatischen Strukturen des Deutschen erfasst und beschrieben u. a. auch im Vergleich mit anderen Sprachen.

Abteilung Lexik

Bearbeitet werden lexikologische und lexikographische Aufgaben; hierzu untersucht die Abteilung definierte lexikalische Bereiche und erstellt möglichst umfassende Dokumentationen des deutschen Wortschatzes.

Abteilung Pragmatik/Sprachverwendung

Forschungsgegenstand der Abteilung sind sprachliches Handeln und sprachliche Variabilität, d.h. die Ausprägung und Entwicklung von Sprachunterschieden. Besondere Berücksichtigung findet der mündliche Sprachgebrauch.

Öffentlichkeitsarbeit und Dokumentation, Bibliothek

In der Arbeitsstelle sind die Bereiche Öffentlichkeitsarbeit und Presse, Publikationswesen, Dokumentation und Bibliothek zusammengefasst.

Linguistische Datenverarbeitung (bis 30.9.1998)

Die Arbeiten der LDV konzentrierten sich auf die Sammlung, Aufbereitung und Auswertung der für verschiedenste wissenschaftliche Aufgaben verwendbaren Textkorpora zur deutschen Sprache.

Zentrale Datenverarbeitungsdienste (ZDV) (seit 1.10.1998)

Die ZDV unterstützt die computerbasierten Arbeiten der Abteilungen durch die Bereitstellung und Pflege der erforderlichen Software.

1.2 Allgemeines

Die vom Wissenschaftsrat empfohlene organisatorische Umgliederung des Instituts wurde während des Berichtsjahres abgeschlossen. Auf der Aufsichtsebene wurde neben dem Stiftungsrat, dem eigentlichen 'Aufsichtsrat' des IDS, der **Wissenschaftliche Beirat** aus externen Wissenschaftlern eingerichtet. Die vom Minister für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg berufenen neun Mitglieder kamen am 27. Juni zur konstituierenden Sitzung des Beirats zusammen. Zu seinem Vorsitzenden wurde Herr Prof. Dr. Heinrich Löffler von der Univ. Basel gewählt und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger von der Univ. Kiel (s. auch Kap. 7).

Der Wissenschaftliche Beirat befasste sich in seiner ersten und auch einer weiteren Sitzung eingehend mit dem vom Leitungskollegium erarbeiteten Plan für die Arbeiten des IDS 1998–2003. Dieser Plan wurde unter Berücksichtigung der Stellungnahme des Wissenschaftlichen Bei-

rats vom Stiftungsrat des IDS am 5.11.1998 genehmigt. Seitdem verfügt das Institut für seine laufenden und neuen Vorhaben nach einer evaluationsbedingten Übergangszeit wieder über eine verbindliche mittelfristige Orientierung. Teil der neuen Arbeitsplanung sind drei größere Vorhaben, die neben den anderen Projekten fortgeführt bzw. neu bearbeitet werden, und zwar eines in jeder der drei Forschungsabteilungen: in der Abteilung Grammatik ist es GRAMMIS, ein computerbasiertes Informationssystem zur deutschen Grammatik, in der Abteilung Lexik das Projekt LEKSIS, die Entwicklung eines ebenfalls computerbasierten Informationssystems zum deutschen Wortschatz, in der Abteilung Pragmatik die Erarbeitung einer „Kommunikativen sozialen Stilistik“ des heutigen Deutsch. (Näheres in den nachfolgenden Abschnitten zu den einzelnen Abteilungen.)

Teil der neuen Planung ist eine gegenüber älteren Versionen modifizierte Fassung der Richtlinien für die wissenschaftliche Arbeit des Instituts, die schon wegen der damit beabsichtigten längerfristigen Wirkungen hier wiedergegeben werden:

Richtlinien für die wissenschaftliche Arbeit des Instituts für deutsche Sprache (IDS)

- (1) Das IDS hat die Aufgabe, die deutsche Sprache in ihrem gegenwärtigen Gebrauch und in ihrer neueren Geschichte wissenschaftlich zu erforschen und zu dokumentieren. Untersucht wird die deutsche Sprache in ihren verschiedenen Ausprägungen. Fragen der Sprachentwicklung, der Sprachnormung, der Sprachkritik, des Sprachkontakts und des Spracherwerbs werden berücksichtigt und zwar auch im europäischen Kontext.
- (2) Das IDS verfolgt in erster Linie längerfristige Vorhaben, die umfangreiche Datensammlungen, eine größere apparative Ausstattung und eine Arbeit in Forschungsgruppen erforderlich machen. Kleinere befristete Projekte sind den größeren Forschungsvorhaben zugeordnet. Bei der Vorbereitung und Durchführung seiner Vorhaben arbeitet das IDS mit Hochschulinstituten und mit anderen Forschungseinrichtungen zusammen.
- (3) Ziele der Untersuchungen sind übergreifende Darstellungen des Sprachsystems und der Sprachverwendung sowie vergleichende Beschreibungen innersprachlicher Varianten und Darstellungen des Deutschen im Vergleich mit anderen Sprachen.
- (4) Das IDS nutzt die Möglichkeiten der Datenverarbeitung für seine Forschungen. Es baut maschinenlesbare Korpora zum geschriebenen und gesprochenen Deutsch auf, nutzt zu deren Auswertung Ergebnisse und Methoden der Computerlinguistik und entwickelt auch selbst Verfahren zur Korpuserschließung. Die Korpora sind Grundlage der

- linguistischen Forschungen des IDS, können aber auch von externen Partnern für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden.
- (5) Die Forschungsergebnisse des IDS stehen als linguistische Grundlagen für den Unterricht in Deutsch als Muttersprache und als Fremdsprache, für die Sprachberatung, die Sprachnormung, die sprachliche Informationsverarbeitung und die Sprachtherapie zur Verfügung.
 - (6) Das IDS leistet wissenschaftliche Dienste für seine eigenen Forschungsvorhaben (DV-Unterstützung, Bibliothek, Textsammlungen, Dokumentationen, Archive). Die Dienste stehen auch Forschern und Forschergruppen außerhalb des IDS zur Verfügung.
 - (7) Aufgabe des IDS ist auch, Verbindungen zwischen der sprachgermanistischen Forschung im In- und Ausland herzustellen und zu erhalten. Diesem Zweck dient vor allem die Veranstaltung von Fachtagungen und Kolloquien.

1998 wurde ein weiteres Beratungsgremium des Instituts neu gebildet, der Internationale Wissenschaftliche Rat des IDS. Diesem Gremium, das vor allem dem Ausbau und der Pflege der wissenschaftlichen Kontakte des Instituts zur Hochschulforschung im In- und Ausland dienen soll, können neben den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats bis zu 50 weitere einschlägig ausgewiesene Fachleute angehören, und zwar vor allem aus dem Ausland. Aufgrund von Vorschlägen des Leitungskollegiums berief der Wissenschaftliche Beirat die ersten 37 Mitglieder dieses neuen Gremiums (s. Kap. 7). Es wird im Anschluss an die Jahrestagung 1999 zu seiner ersten Sitzung zusammentreten.

Unter den Personalien des Berichtsjahres ist die Berufung der neuen Leiterin der Abteilung Grammatik hervorzuheben: Frau Prof. Dr. Gisela Zifonun (bisher FU Berlin) konnte zum 1.10.1998 ihre Tätigkeit am Institut aufnehmen. Sie wurde im Wege einer gemeinsamen Berufung von IDS und Universität Mannheim gewonnen.

Als herausragendes Ereignis ist wieder die Jahrestagung des Instituts zu nennen: 1998 zum Thema „Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit“. Über diese und weitere wissenschaftliche Veranstaltungen des IDS wird im Anschluss an die folgenden Kurzdarstellungen der Abteilungen und Arbeitsstellen näher berichtet.

2. Arbeiten und Mitarbeiter der Abteilungen und Arbeitsstellen

2.1 Abteilung Grammatik

Forschungsgegenstand der Abteilung sind die grammatischen Strukturen der deutschen Gegenwartssprache, auch im Vergleich mit anderen Sprachen oder in sprachtypologischer Perspektive. Nach dem Erscheinen der dreibändigen „Grammatik der deutschen Sprache“ (Dezember 1997) kon-

zentrieren sich die Arbeiten der Abteilung zunehmend auf folgende Schwerpunktbereiche:

- Entwicklung des hypermedialen grammatischen Informationssystems GRAMMIS
- Handbuch der Konnektoren
- Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich
- Arbeiten der Arbeitsstelle „Graphie und Orthographie“

Daneben werden eine Reihe von Vorhaben abgeschlossen:

- Arbeiten, die unmittelbar an die „Grammatik der deutschen Sprache“ anschließen: Projekte Qualifikation und Modifikation
- Deutsche Wortbildung
- Valenzlexikon deutscher Verben VALBU

Im Rahmen des Projekts GRAMMIS (Grundlagen eines grammatischen Informationssystems) entsteht in mehreren Stufen eine Multimedia-Grammatik, in der grammatisches Wissen anschaulich vermittelt wird. Es wurden die Arbeiten zu den Themenbereichen „Grammatik aus funktionaler Sicht“, „neue Rechtschreibung“ und „Konnektoren“ fortgesetzt. Neu hinzugekommen sind konzeptionelle Arbeiten zum Themenbereich „Wortbildung“. Um aktuellen Entwicklungen im Bereich multimedialer Informationssysteme Rechnung zu tragen, wurde im Zusammenhang mit der neuen mittelfristigen Arbeitsplanung der Umstieg von Toolbook-basierten Präsentationen auf WWW-konforme Präsentationen vorbereitet. Inhaltlich wurde ein detailliertes, in Arbeitsphasen gegliedertes Konzept für das gesamte Informationsangebot von GRAMMIS entwickelt.

Im „Handbuch der deutschen Konnektoren“ sollen satzverknüpfende Elemente unterschiedlicher Wortarten (*und, denn, aber, weil* usw.) in ihren syntaktischen und semantischen Gebrauchsbedingungen beschrieben werden. Für das „Handbuch der Konnektoren“ wurden im Berichtsjahr die Abschnitte zu den linguistischen Grundlagen der Konnexion und den syntaktischen Konnektorenklassen vervollständigt, überarbeitet und komprimiert sowie die Verzahnung zwischen den einzelnen Abschnitten verbessert. Sukzessive erfolgte die Konversion in die elektronische Version des Handbuchs im Rahmen von GRAMMIS.

Die im Verlauf der Arbeiten am Handbuch der Konnektoren erstellte Bibliografie zu den Konnektoren wurde im Datenbank-Format weitergeführt, komplett verschlagwortet und ist nun mit ca. 900 Einträgen als abfragbare, erweiterbare Datenbank auf der Service-Seite der IDS-Homepage allgemein zugänglich.

Nach dem Arbeitsbeginn der neuen Abteilungsleiterin im Oktober 98 wurde damit begonnen, die Konzeption für ein Vorhaben „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ zu entwickeln. Ziel des Vorhabens

ist eine Profilierung der grammatischen Eigenschaften des Deutschen vor dem Hintergrund der entsprechenden Optionen in anderen europäischen Sprachen. Dabei ist an eine eingehendere Kontrastierung mit europäischen Sprachen wie Englisch, Niederländisch, Französisch, Spanisch, Russisch oder Polnisch, Ungarisch oder Finnisch und eine zusätzliche Einbeziehung anderer Sprachen gedacht. Das Projekt soll auch als Grundlagenwerk für den Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ entwickelt werden. Zunächst wird mit zwei Pilotstudien zum Genus des Substantivs und zu den Pronomina begonnen.

Im Bereich „Graphie und Orthographie“ wurde die Arbeit an dem Projekt „Orthographiedarstellungen im 19. Jahrhundert“ fortgesetzt. Zum Ende des Jahres hin wurde mit der Auswertung der durchgeführten Analysen, und zwar bezogen auf den Wörterteil der Orthographiewerke, begonnen.

Beginnen wurde auch mit der Einrichtung eines Archivs zur Geschichte der Orthographie und der Reformbemühungen.

In dem Projekt „Quantifikation“, in dem Ausdrücke zur Bezeichnung für Quantität und Verfahren für deren Bestimmung beschrieben werden (z. B. es gilt für *alle*, für *einige*, für *viele*) und in dem Projekt „Modifikation“, in dem vor allem Adjektivattribute und Adverbiale beschrieben werden (z. B. das *rote* Auto, Hans rennt *schnell*) wurde an Monographien weitergearbeitet, die Aspekte der „Grammatik der deutschen Sprache“ vertiefen und formal präzisieren.

Das Buchmanuskript „Deutsche Wortbildung in Grundzügen“ ist nach dem Abschluss redaktioneller Arbeiten in Druck gegangen und wird Anfang 1999 in der Reihe „Schriften des Instituts für deutsche Sprache“ erscheinen.

Bis zum Ausscheiden des Mitarbeiters im Frühjahr 1999 soll eine kleine Studie zur kontrastiven Wortbildung Deutsch – Ungarisch vorgelegt werden.

Die Ausarbeitung des „Valenzlexikons deutscher Verben“ (VALBU), das primär für die Anwendung im Bereich Deutsch als Fremdsprache gedacht ist und das neben Informationen zur Valenz u. a. morphosyntaktische und semantische Erläuterungen, Hinweise zu Wortbildung, Stil, Phraseologie und zahlreiche z. T. beleggestützte Verwendungsbeispiele bereitstellt, wurde fortgesetzt. Ein größerer Teil der Manuskriptfassungen der 614 bearbeiteten Verben wurde überarbeitet und endredigiert. Mit der Abfassung von Textbausteinen zur Einleitung in das Wörterbuch wurde begonnen. Im Rahmen längerer Arbeitsbesuche der ausländischen Partner wurde die Zusammenarbeit zur Entwicklung von zweisprachigen Versionen von VALBU oder verwandter kontrastiver Valenzwörterbücher fortgesetzt. Der Sammelband mit den Ergebnissen des 1994 abgeschlossenen deutsch-französischen Projekts zur Valenz abstrakter Nomina ist als Band 10 der Reihe „Studien zur deutschen Sprache“ erschienen.

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter/Abteilungsleiterin:

Prof. Dr. Bruno Strecker (kommissarisch) (bis 30.9.1998) – Prof. Dr. Gisela Zifonun (seit 1.10.1998)

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Prof. Dr. Joachim Ballweg – Dr. Ursula Brauße – Dr. Eva Breindl-Hiller – Dr. Elke Donalies – Helmut Frosch – Dr. Klaus Heller – Ursula Hoberg – Jacqueline Kubczak – Dr. Wolfgang Mentrup-Wenzel – Prof. Dr. Wolfgang Motsch – Dr. Renate Pasch – Vera de Ruiter – Renate Schmidt – Dr. Rosemarie Schnerrer – Helmut Schumacher – Dr. Angelika Storrer – Prof. Dr. Bruno Strecker – Klaus Vorderwülbecke
Sekretärinnen: Ruth Maurer – Karin Laton

2.2 Abteilung Lexik

Die Abteilung Lexik betreibt lexikologische und lexikographische Projekte mit dem doppelten Ziel (1) der Schaffung eines modernen, allgemein zugänglichen, elektronischen lexikalisch-lexikologischen Informationssystems (LEKSIS) und (2) der Erforschung ausgewählter Wortschatzbereiche, um Verwendungsbedingungen sowie historische, neue und neueste Veränderungsprozesse der deutschen Sprache linguistisch angemessen und korpusgestützt zu erfassen. Zugleich sollen in solchen Untersuchungen tragfähige linguistische Konzepte entwickelt, erprobt und vorgestellt werden. Die Ergebnisse der dafür geeigneten Arbeiten sollen grundsätzlich als Systemkomponenten auch über LEKSIS abrufbar sein. Die Korpusbasis für alle Untersuchungen wird auf der Grundlage der vorhandenen Korpora aufbereitet bzw. im Zusammenwirken der Abteilung mit den anderen Abteilungen und den zentralen DV-Diensten des IDS geschaffen.

• Lexikologische und lexikographische Projekte

– LEKSIS:

An der Konzeption und Überarbeitung des neuen, herkömmliche Projektgrenzen übergreifenden Vorhabens LEKSIS (lexikalisch-lexikologisches, korpusgestütztes Such- und Informationssystem) wurde im Berichtsjahr weitergearbeitet. Hier sollen von einer Internet-(Hypertext-)Oberfläche aus Recherchen in einer Datenbank möglich sein, in die Forschungsergebnisse möglichst vieler Projekte der Abteilung Lexik sowie ggf. weiterer Projekte des IDS eingehen. Es wurden Kooperationspartner, Soft- und Hardware-Lösungen gesucht und ein Drittmittelantrag gestellt. Seit Oktober 1998 wird an einem Datenmodell gearbeitet, das eine für Hypertext geeignete, benutzerfreundliche Strukturierung der Informationen erlaubt. Das Forschungsprojekt LEKSIS hat ein computergesteuertes umfassendes In-

formationssystem zum deutschen Wortschatz zum Ziel. Es soll mittelfristig neben die vorhandenen großen Wörterbücher treten, diese ergänzen und teilweise auch ersetzen. D. h. es ist vorgesehen, alle Wörter der deutschen Gegenwartssprache mit Erläuterungen im Internet abrufbar zu machen. (Verantwortlich: U. Haß-Zumkehr)

– Neologieforschung:

Weitergeführt wurde 1998 die Materialsammlung und -aufbereitung für ein Vorhaben, das in einem Zeitraum von etwa 5 Jahren die deutschen Neologismen (Neulexeme und in gewissem Umfang auch Neubedeutungen) der Neunzigerjahre erfassen, beschreiben und dokumentieren soll, soweit sie sich im allgemeinsprachlichen Teil des Wortschatzes der deutschen Standardsprache in den Neunzigerjahren etabliert haben.

Die Ergebnisse der Neologieforschung werden als elektronische Datenbank im Rahmen von LEKSIS abrufbar sein. Das Informationsangebot zu den einzelnen Stichwörtern wird neben Bedeutungsangaben, Kollokationen und einem Belegteil Angaben zum jeweiligen Typ des Neologismus, zur Herkunft, zur Gebrauchsspezifik und zur Wortbildung umfassen.

(Verantwortlich: D. Herberg)

– Erklärende Synonymik kommunikativer Ausdrücke des Deutschen (ESKA):

Im Projekt „Erklärende Synonymik kommunikativer Ausdrücke des Deutschen“ (ESKA) wurden die Verbgruppen der Repräsentativa, Kommissiva und Direktiva weiter bearbeitet. Die Deklarativa und Expressiva werden zur Zeit überarbeitet. Bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde zur personellen Verstärkung ein Antrag für ein Projekt „Tendenzen der Lexikalisierung kommunikativer Konzepte“ gestellt. In Kooperation mit der Fakultät für Mathematik der TU Darmstadt (Prof. Dr. R. Wille) wurde ein TOSCANA-Format zur Erkundung der Argumentstrukturen der Verben erarbeitet. Das Manuskript des Forschungsberichts „Synonymie und Synonymik“ wird bis zum Jahresende fertig gestellt.

(Verantwortlich: G. Harras)

– Korpusbasiertes Kollokationswörterbuch Französisch-Deutsch:

Weiterhin in der Vorbereitungsphase befindet sich das deutsch-französische Projekt zu „Kollokationen im Kontext“, das auf der Basis großer Parallelkorpora (deutsche Texte mit französischen Übersetzungen und französische Texte mit deutschen Übersetzungen) frequentielle Erhebungen durchführen und typische Verwendungswesen zentraler Kollokationen beschreiben wird. Das Kollokationswörterbuch ist der erste Schritt zur einer deutsch-französischen Übersetzungsplattform. Als Pilotprojekt zum Gesamtvorhaben ist inzwischen ein korpusbasiertes Kollokationswörterbuch Adjektiv/Substantiv für das Deutsche fertiggestellt worden.

(Verantwortlich: W. Teubert)

– Traditionen des Formulierens

Die Ergebnisse des Teilprojekts 'Formulierungstraditionen in Zeitungsnachrichten des 17. bis 20. Jahrhunderts' (U. Haß-Zumkehr) werden Ende 1998 im Druck vorliegen. Das zweite Teilprojekt 'Formulierungsvariation' (H. Schmidt) soll 1999 abgeschlossen werden.

(Verantwortlich: H. Schmidt)

– Deutsches Fremdwörterbuch:

1997 ist der dritte Band der Neubearbeitung des historischen „Deutschen Fremdwörterbuchs“ erschienen. Die Arbeiten zum vierten Band stehen kurz vor dem Abschluss, so dass dieser voraussichtlich 1999 erscheinen kann.

(Verantwortlich: G. Strauß)

– Frühneuhochdeutsches Wörterbuch:

Im Rahmen der 1993 begonnenen Beteiligung am „Frühneuhochdeutschen Wörterbuch“ (Anderson, Goebel, Reichmann) liegen von Bd. 4 (b/p 2. Hälfte) die Lieferungen 1 und 2 vor, an der Lieferung 3 wird gearbeitet (J. Schildt). Für den Bd. 6 (f/v) (E. Link) wurde die Feinsortierung vorgenommen, erste Artikel sind ausgearbeitet.

(Verantwortlich: J. Schildt)

– Lehn-Wortbildung:

Die Ergebnisse des beendeten Projekts werden veröffentlicht. Dargestellt wird, in welchem Umfang deutsche Wortbildungen auf entlehnte Wortbildungsmuster und entlehnte Fremdmorpheme zurückzuführen sind, so z. B. die in der Gegenwartssprache modischen Bildungen mit *Ex-* auf ein Wortbildungsmuster, das im späten 18. Jahrhundert mit dem *Exjesuiten* einsetzte, oder wie die modernen *Diskotheek*, *Spielothek* oder *Videothek* und *Vinothek* auf das Muster *Bibliothek* zurückgehen und wie auch in den Reihen mit *Neo-*, *Post-* oder *Inter-* und *Trans-* geradezu massenhaft Neubildungen nach heute im Deutschen aktiven Wortbildungsmustern erzeugt werden. Die Arbeiten an den Bänden EX (G. Hoppe) und INTER/TRANS (I. Nortmeyer) sind weitgehend abgeschlossen. Ihr Erscheinen zu Anfang des Jahres 1999 ist gesichert. Die Druckvorbereitung der Bände NEO/POST/PRÄ (M. Kinne) und (O)THEK (G. Hoppe) ist weit fortgeschritten. Mit der Studie von G. Hoppe über das Wortbildungsmuster 'Ethnika + OPHON(E)' (*frankophon* u. ä.) wurde in diesem Jahr die neue Reihe des IDS amades (Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache) eröffnet.

– Lexikographische Erschließung des Wendekorpus:

Das Wörterbuch mit dem Titel „Wörter in Texten der Wendezeit – Ein alphabetisches Wörterbuch zum Wendekorpus des IDS 1989/90“ erschließt in ca. 1850 Stichwörtern wendetypische Themen und Diskurse der im IDS

geschaffenen repräsentativen, elektronisch nutzbaren Textsammlung aus den Jahren der deutschen Wiedervereinigung. Das Wörterbuch macht ihren Gebrauch durch Kommentare bzw. Belege – oft nach Sprechergruppen und Phasen differenziert – nachvollziehbar. Die redaktionellen Arbeiten sind abgeschlossen (2 Bände plus Häufigkeitstabellen). Die Arbeiten am Layout beginnen im Januar 1999. Abschluss: 2. Quartal 1999.

Eine parallel zum Wörterbuch erarbeitete Bibliografie zu Sprache und Kommunikation in Deutschland seit der Wende („Wende-Bibliografie“) ist redaktionell abgeschlossen; sie erfasst die wissenschaftliche und (teilweise) populärwissenschaftliche Literatur, Dokumentationen und Nachschlagewerke sowie angrenzende Gebiete von Anfang 1990 bis Mitte 1998. Sie erscheint in der Reihe amades des IDS.

(Verantwortlich: M. W. Hellmann)

• Korpusaufbau und Korpustechnologie

– Korpustechnologie

Die Arbeitsgruppe Korpustechnologie ist der Abteilung Lexik zum 1. Oktober 1998 zugeordnet worden. Ihr obliegen wichtige Aufgaben der Weiter- und Neuentwicklung im IDS genutzter Korpustechnologien, insbesondere geschriebener Texte. Sie befasst sich mit der Erschließung, Analyse, Dokumentation, Pflege und Erweiterung der computerlesbaren IDS-Korpora und entwickelt textorientierte Erschließungsmethoden und darauf basierende Analysetechniken. Die meisten der bis jetzt vorliegenden Leistungen haben die Mitarbeiter der Arbeitsgruppe noch im Rahmen der ehemaligen Zentralen Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung erbracht.

Die IDS-Korpora mit einem Gesamtumfang von nunmehr 333 Mill. Wörtern beinhalten belletristische, populärwissenschaftliche und wissenschaftliche Texte, eine große Anzahl von Zeitungstexten sowie eine breite Palette weiterer Textarten aus Vergangenheit und Gegenwart. Sie sind mit dem IDS-Computersystem COSMAS I (Corpus Storage, Maintenance and Access System), das hauptsächlich auf linguistische Belange zugeschnitten ist, recherchierbar und stellen ein unverzichtbares Instrumentarium nicht nur für die linguistische Forschung am IDS, sondern durch die zunehmende Zahl von On-line-Nutzern für die nationale und internationale Germanistikforschung dar. Sie werden aber auch in wachsendem Maße für interdisziplinäre Untersuchungen genutzt, etwa in den Fachgebieten Psychologie, Neurologie, Kognitionswissenschaft, Sprachtherapie, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Statistik.

Im Berichtszeitraum erfolgten

– COSMAS-I-online-Nutzungen von Januar bis Oktober 1998 über die WWW-Version: ca. 4500 (davon ca. 4000 durch externe Benutzer) über

die alphanumerische Version: ca. 6500 (davon ca. 2500 durch externe Benutzer)

- Erweiterung des über COSMAS I verfügbaren Korpusangebots um
 - die Berliner Tageszeitung taz, die tageszeitung (Sept. 1986 – Jan. 1998; ca. 155 Mill. Wörter),
 - morphosyntaktisch annotierte Korpora (ca. 9,3 Mill. Wörter),
 - das Magazin Lufthansa Bordbuch / Deutsch (ca. 0,24 Mill. Wörter);
- Fertigstellung des Parallelkorpus Magazin Lufthansa Bordbuch Deutsch/ Englisch (ca. 0,5 Mill. Wörter);
- Erarbeitung von Quellenbibliographien und Analysen für Programmierarbeiten zur Konvertierung externer Datenformate in COSMAS-angepasste für folgende kontinuierlich eingehende und vollautomatisch zu behandelnde Texte:
 - Wochenzeitung Die Zeit (ab Jan. 1995; ca. 6 Mill. Wörter pro Jahrgang),
 - Tageszeitung Mannheimer Morgen (ab Nov. 1997; ca. 11 Mill. Wörter pro Jahrgang),
 - Tageszeitung Berliner Zeitung (ab Okt. 1997; ca. 16 Mill. Wörter pro Jahrgang);
- Betreuung des COSMAS-Betriebs;
- Weiterentwicklung der WWW-Schnittstelle zu COSMAS I;
- Weiterentwicklung der korpusanalytischen Methoden im Rahmen einer Studie zur korpusbasierten Lexikonvalidierung;
- Erweiterung des maschinenlesbaren Lexikons und Lemmatisierung umfangreicher Wortformenlisten;
- statistische Frequenzanalyse zur Gewinnung von Neulexemen im Projekt Neologismen;
- Fortsetzung der Arbeiten an den Quellenbibliographien im Hinblick auf automatische virtuelle Korpuskompositionen und benutzerorientierte Generierungen von Quellennachweisen u. a.;
- Überarbeitung früherer Korpora zwecks computativer Weiterverarbeitungen (z. B. Tagging, Konvertierung nach TEI-konformen SGML-Formaten durch die zentralen DV-Dienste des IDS);
- Organisation und Unterstützung der Nutzung der IDS-Korpora mittels COSMAS I durch in- und ausländische Wissenschaftler im Institut selbst und im Rahmen der On-line-Nutzung;
- Bearbeitung von Rechercheaufträgen, -anfragen und Weitergabe computerlesbarer Daten aus den IDS-Korpora.

(Verantwortlich: C. Belica)

- Historisches Textkorpus:

Die Arbeiten am Historischen Textkorpus zur deutschen Wortschatzentwicklung seit 1700 wurden fortgesetzt. Mit Stand Mai 1998 sind knapp

340 Texte und Teiltex te mit insgesamt 2,2 Millionen laufenden Wörtern erfasst. Die Datenbank bildet die Grundlage zur Behandlung wortgeschichtlicher und anderer Themen der jüngeren Sprachgeschichte. Erste Ergebnisse gehen in Studien über Formulierungstraditionen seit dem 18. Jahrhundert ein. Seit Juni wird an ähnlich gegliederten Teilkorpora zur Weimarer Republik, zur nationalsozialistischen Zeit und zur frühen Nachkriegszeit gearbeitet.

(Verantwortlich: U. Haß-Zumkehr)

– Multilinguale Sprachressourcen und Verfahren

PAROLE/SIMPLE:

Das von der Europäischen Kommission geförderte Projekt LE-PAROLE (Beginn: April 1996) wurde Ende April abgeschlossen. Das Projekt diente dem Aufbau von standardisierten, vergleichbaren Sprachressourcen (elektronische Lexika mit 20.000 Einträgen, Korpora von 20 Millionen Wörtern Umfang). Beteiligt waren zentrale Sprachinstitute in 13 europäischen Ländern. Das IDS war Koordinator für den deutschen Sprachraum. Das deutsche PAROLE-Korpus hat einen Gesamtumfang von 50 Millionen Wörtern. Im Anschluss wurde mit dem Projekt SIMPLE (Semantic Information for Multilingual Plurifunctional Lexica) begonnen. Dabei werden Teile der PAROLE-Lexika semantisch bzw. konzeptuell miteinander vernetzt.

(Verantwortlich: W. Teubert)

ELAN (European Language Activities Network):

ELAN verbindet die PAROLE- und TELRI-Gruppen in einem einjährigen Projekt, das durch das MLIS-Programm der Europäischen Kommission finanziert wird. Projektpartner sind die Universität Liège (Koordinator) und das IDS. Ziel ist es, standardisierte Textkorpora und Lexika über mehrerer Abfragesprachen auf verschiedenen Servern der Fachöffentlichkeit für Forschungszwecke verfügbar zu machen. Das Projekt ist zum 1. September 1998 angelaufen.

(Verantwortlich: W. Teubert)

TELRI II (Trans-European Language Resources Infrastructure):

Die zweite Phase dieses im Rahmen des COPERNICUS-Programms von der Europäischen Union geförderten Langzeitprojektes hat eine Dauer von drei Jahren; sie beginnt voraussichtlich am 1.12.98. Im TELRI-Netzwerk arbeiten inzwischen etwa vierzig bedeutende Sprachinstitute in den meisten Ländern Europas einschließlich der ehemaligen Sowjetunion auf den Gebieten Korpuslinguistik, Aufbau mono- und multilingualer Sprachressourcen und Entwicklung von Verfahren zur Extraktion von Sprachdaten aus Korpora. Im Mittelpunkt von TELRI II steht das Thema multilinguale lexikalische Semantik und der Ausbau von TRACTOR (TELRI Re-

search Archive of Computational Tools and Resources). Daneben stehen Maßnahmen zur Förderung einer europäischen Infrastruktur für multilinguale Sprachtechnologie.

(Verantwortlich: W. Teubert)

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter:

Prof. Dr. Hartmut Schmidt

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Dipl. Ing. Cyril Belica – PD Dr. Claudia Fraas – Prof. Dr. Gisela Harras – PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr – Dr. Manfred W. Hellmann – Prof. Dr. Dieter Herberg – Gabriele Hoppe (bis 31.1.1998) – Dr. Irmtraud Jüttner – Dr. Heidrun Kämper – Dr. Michael Kinne – Dr. Ann Lawson – Susanne Lenz – Dr. Elisabeth Link – Dipl. rer. pol. Pantelis Nikitopoulos – Isolde Nortmeyer – Prof. Dr. Joachim Schildt – Dr. Doris Steffens – Dr. Kathrin Steyer – Dr. Gerhard Strauß – Dr. Elke Tellenbach – Dr. Wolfgang Teubert – Oda Vietze – Doris al-Wadi – Dr. Edeltraud Winkler.

Sekretärinnen:

Susanne Bergmann – Petra Brecht – Joyce-Ann Thompson – Sigrid Ziehr

2.3 Abteilung Pragmatik

Forschungsgegenstand der Abteilung sind sprachliches Handeln und sprachliche Variabilität, d.h. die Ausprägung und Entwicklung von Sprachunterschieden vor allem innerhalb des Deutschen. Das Aufgabenfeld umfasst im einzelnen:

- die Formen des sprachlichen Handelns und ihre Einbettung in die gesellschaftliche Kommunikationsstruktur;
- die Beziehung zwischen der Sprachverwendung und ihren medialen Bedingungen;
- die Sprachvariation im Deutschen und Sprachkontakterscheinungen in Mehrsprachigkeitssituationen unter Beteiligung des Deutschen.

Fortgesetzt wurde die Arbeit an einer umfangreichen systematischen Darstellung zur „Gesprächsrhetorik“. Gegenstand der Untersuchung sind verbale Muster und Verfahren in Problem- und Konfliktgesprächen. Das Projekt schließt an die in den vergangenen Jahren durchgeführten Projekte zu Beratungs- und Schlichtungsgesprächen sowie zur Kommunikation in der Stadt an und soll die vorhandenen gesprächsanalytischen Ergebnisse unter rhetorischer Perspektive systematisieren und vertiefen. Das Projekt wird 1999 abgeschlossen.

Abgeschlossen wird zum Jahresende das Projekt „Sprachliche Integration von Aussiedlern“, das sich mit der Frage beschäftigt, wie sich Aus-

siedler aus der GUS und Polen in die Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft integrieren, die sie in Deutschland vorfinden. Die Forschungsschwerpunkte waren im einzelnen:

- (a) Der Anpassungsprozess der Sprache der Russlanddeutschen in der Integrationsphase in Deutschland: Die Ergebnispublikation liegt bereits vor (Nina Berend: Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen).
- (b) Die Zweisprachigkeit in Aussiedlerfamilien und ihre Auswirkungen auf den Spracherwerb der Kinder
- (c) Die Kommunikationsbeziehungen zwischen Aussiedlern und Einheimischen und die Identitätsarbeit von Aussiedlern im Kontakt mit Einheimischen.

In der Abschlussphase befindet sich ebenfalls das Projekt „Eigenschaften gesprochener Sprache“. Die theoretische Arbeit zielte darauf ab, die Variabilität gesprochener Sprache herauszuarbeiten und mündliche Kommunikation – im Vergleich mit Schriftlichkeit und technisierter Kommunikation – durch die Diskussion ihrer verschiedenartigen Grundbedingungen als eigenständiges Verständigungssystem zu verdeutlichen. Die empirischen Analysen zur Operator-Skopus-Struktur (z. B.: *bloß * ich habe keinen Schlüssel für diese Tür*) haben folgende Untersuchungsschwerpunkte: Satzadverbiale in Operatorfunktion, prosodische Eigenschaften der Operator-Skopus-Struktur, Klassifizierung der Qualifizierungsleistungen von Operatoren und Stellungseigenschaften von Operatoren.

Das Pilotprojekt „Wandel im gesprochenen Deutsch“ ist abgeschlossen; die Ergebnisse liegen in Aufsatzform vor. Gegenwärtig laufen die Planungen für eine breit angelegte Erhebung und Auswertung als Teil eines langfristigen Untersuchungsprogramms zum Wandel des gesprochenen Deutsch und der mündlichen Kommunikationsformen.

In Vorbereitung befindet sich ein großes Vorhaben zur kommunikativen sozialen Stilistik, das im Laufe des Jahres 1999 beginnen soll. Ziel ist die Erarbeitung einer Soziostilistik der Kommunikation in Deutschland. Im Zentrum steht der Zusammenhang zwischen der Ausprägung von kommunikativen Stilen, die als Ausdruck der sozialen Identität von gesellschaftlichen Gruppen fungieren, und sozialen Prozessen der Integration, Differenzierung, Distanzierung und Ausgrenzung. Angestrebtes Ergebnis ist eine grundlegende Darstellung von allgemeinen Stilbildungsprinzipien und Prozessmustern der sprachlich-sozialen Entwicklung, die an einer aspektreichen Auswahl von Kommunikationsvorgängen in unterschiedlichen Domänen der Gesellschaft demonstriert werden. Den Orientierungsrahmen für die einzelnen empirischen Untersuchungen bilden Dimensionen der gesellschaftlichen Gliederung, die in soziologischen und

kulturwissenschaftlichen Arbeiten als Grundeigenschaften gesellschaftlicher Realität angesehen werden und deren Ausprägungen für die Bestimmung moderner Gesellschaften herangezogen werden:

- Vertikale Gliederung („Oben und Unten“)
- Arbeit und Freizeit
- Migration („Ansässige und Zuwanderer“)
- Lebensalter und Generationswechsel („Jung und Alt“)
- Öffentlichkeit und Privatheit

Für einzelne Teilvorhaben der Soziostilistik laufen Vorarbeiten mit einer Anschubfinanzierung aus Drittmitteln, so für die Arbeitswelt, die migrationsbedingte Mehrsprachigkeit und die Alterskommunikation.

Der Bereich Korpusausbau und Entwicklung von Korpustechnologie für Daten gesprochener Sprache ist gewachsen. Das vordringliche korpus-technologische Ziel ist die Einrichtung eines vernetzten Gesamtsystems (Eingabe, Speicherung und Zugriff) für Korpora gesprochener Sprache. Die wichtigsten Komponenten eines solchen Systems sind ein Transkriptionseditor, ein System für Text-Ton-Alignment, eine Datenbank für Transkripte und Zeitmarken, eine Verwaltungsdatenbank, ein Recherche-system und ein Ausgabesystem für Transkripte mit Zugriff auf die Tondaten. Gegenwärtig laufen im Bereich Korpusaufbau und Entwicklung von Korpustechnologie folgende Teilprojekte, die jeweils Komponenten des Gesamtsystems der Diskursdatenverarbeitung verwirklichen:

- Die Weiterentwicklung des Transkriptionseditors DIDA für Eingabe und Ausgabe von Gesprächstranskriptionen im Zeilenblock-Format,
- die Fertigstellung von COSMAS II, das eine Weiterentwicklung von COSMAS I ist und das im Drittmittelprojekt SERGES (schriftliche Erfassung gesprochener Sprache) für die Aufnahme von Transkripten erweitert wurde,
- die Weiterentwicklung des Text-Ton-Alignments (hierzu wird ein drittmittelfinanziertes Kooperationsprojekt mit dem Institut für maschinelle Sprachverarbeitung (IMS) der Universität Stuttgart durchgeführt)
- und der Aufbau der Datenbank Gesprochenes Deutsch für die computerunterstützte Erfassung und Erschließung der Tonaufnahmen des Deutschen Spracharchivs, der Verwaltungsinformationen und der Transkripte; das Projekt ist ebenfalls drittmittelfinanziert.

Zentrale Stelle für die Archivierung und Dokumentation gesprochener Sprache ist das Deutsche Spracharchiv (DSAv). Hier sind auch die Aufgaben für den internen und externen Service angesiedelt. Die zentrale Dokumentation aller in der Abteilung verwalteten Korpora gesprochener

Sprache wurde fortgesetzt, ebenso die Inventur der vorhandenen Begleitmaterialien der vor über 60 Jahren begonnenen Sammlung von Eberhard Zwirner. Gegenwärtig wird im Zusammenhang mit dem Projekt „Datenbank Gesprochenes Deutsch“ ein umfangreiches Serviceangebot aufgebaut (Transkripte, Tonaufnahmen).

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter:

Prof. Dr. Werner Kallmeyer

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Dr. Birgit Barden – Dr. Karl-Heinz Bausch – Frank Bodmer (ab 1.10.98) – Sylvia Dickgießer, M. A. – Dr. Mechthild Elstermann – Prof. Dr. Reinhard Fiehler – PD Dr. Inken Keim-Zingelmann – Dr. Wolfgang Klein (†) – Dr. Barbara Kraft – PD Dr. Katharina Meng – Robert Neumann (ab 1.10.98) – Dipl.-Soz. Ulrich Reitemeier – Marcel Schilling, M. A. (ab 1.7.98) – Dr. Rudolf Schmidt (ab 1.10.98) – Dr. Reinhold Schmitt, M. A. – Dr. Wilfried Schütte – PD Dr. Thomas Spranz-Fogasy – Dr. Peter Wegener – Dr. Ricarda Wolf (bis 30.6.98)

Toningenieur: Wolfgang Rathke

Sekretärinnen: Doris Richter – Renate Wegener – Ulrike Willem

2.4 Zentrale Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV) (bis zum 30.9.1998)

Die Arbeitsstelle hatte drei Aufgabenbereiche:

- (1) Grunddienste der Datenverarbeitung im IDS,
- (2) Neu- und Weiterentwicklung von Datenverarbeitungssystemen,
- (3) Erfassung und Aufbereitung der Textkorpora des IDS und korpusbezogener Service.

Die Arbeitsstelle war in eine wissenschaftliche Linguistische Datenverarbeitung und in die Grunddienste gegliedert.

Die Grunddienste:

Zu ihnen gehörte das Betreiben der Computer, die Pflege der Betriebssysteme, der Benutzersoftware und die Sicherung der Daten. Betrieben wurden fünf miteinander vernetzte Mehrplatz-UNIX-Computer vom Typ MX 300 (Siemens), ein UNIX-Computer vom Typ AViiON 6225 (Data General), fünf UNIX-Workstations (Sun- und Silicon Graphics-Computer) und eine Reihe von PCs. Mit dieser Ausstattung stehen im IDS rund 130 Bildschirm-Arbeitsplätze zur Verfügung. Die Grunddienste gewährleisteten auf den UNIX-Computern die Datensicherung, versorgen die Systeme mit Basis-Software und unterstützen die Benutzer in den grundlegenden Fragen der Computernutzung.

Die Linguistische Datenverarbeitung:

Die Arbeiten waren auf die Sammlung, Aufbereitung und computative Analyse von Korpora zur deutschen Sprache zentriert. Folgende Datenverarbeitungssysteme wurden entwickelt bzw. weiterentwickelt: Auch die Abteilung „Pragmatik“ transkribiert und bearbeitet jetzt ihre Gesprächsdaten mit dem System 'Diskursdatenbank' (DIDA). Die Leistungen dieses Systems wurden so erweitert, daß auch kyrillische Zeichen und ein phonetischer Zeichensatz (IPA) zur Transkription eingesetzt werden können. Das System erlaubt die Recherche in den transkribierten Daten.

In das Korpus-Recherchensystem COSMAS wurden statistische Funktionen integriert; diese Funktionen können jetzt auch über den lemmatisierten Wörtern benutzt werden. Das COSMAS-System wurde weiter in das Internet integriert und kann jetzt auch als Web-Dienst in Anspruch genommen werden. Mit dem COSMAS-System wurden bisher über 200.000 Recherchen durchgeführt, davon über 30.000 durch externe Nutzer. Die Nutzer sind über die gesamte Welt verteilt.

Die Ergebnisse des durch die Europäische Union finanzierten Projekts 'Multilingual Environment for Corpusbased Lexiconbuilding' (MECOLB) wurden in dem vom Bundesministerium für Verteidigung finanzierten Projekt 'Schriftliche Erfassung gesprochener Sprache' (SERGES) weitergeführt. An diesem Projekt ist auch die Abteilung „Pragmatik“ beteiligt. Als externe Projektpartner waren der Lehrstuhl für Mustererkennung der Universität Erlangen, Prof. Niemann, der Lehrstuhl für Informatik VI der RWTH Aachen, Prof. Ney, und das Institut für Wirtschaftsinformatik in Kolding (Dänemark), Prof. Engel, in den SERGES-Projektrahmen integriert. Diese Partner bringen ihre Kompetenz im Bereich der Spracherkennung, der statistisch basierten Sprachanalyse und in der Terminologiearbeit in das Projekt ein. SERGES wiederum ist in eine wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft „Sprachstrukturen“ eingebettet, die aus weiteren Forschungsstellen der Industrie und von Universitäten besteht und die ihre Ergebnisse auf in regelmäßigen Abständen stattfindenden Kolloquien präsentiert. Die SERGES-Arbeiten waren in die Gesamtvorhaben der LDV des IDS eingebunden. Ziel dieser Weiterentwicklung ist ein Arbeitsplatz für die computerunterstützte Beschreibung und Analyse von Gesprächsdaten. Der Arbeitsplatz baut auf COSMAS-II (Ergebnis des EU-Projektes MECOLB) auf. COSMAS-II wird um die Integration von gesprochenem Material in digitalisierter Form weiterentwickelt; es wird die Zuordnung von digitalisierten, gesprochenen Äußerungen zu deren Transkriptionen ermöglichen. Die Recherche über den Transkripten liefert gleichzeitig die originalen Gesprächsabschnitte mit. Des Weiteren wird im SERGES-Rahmen COSMAS-II mit einer Schnittstelle versehen, die ein Spracherkennungsmodul aufnehmen kann. Zielsetzung der Integration von Spracher-

kennung und Korpustechnologie ist die optimale Computerunterstützung der zeitaufwendigen Transkription von Gesprächen.

Im Auftrag eines namhaften deutschen Wörterbuchverlages wurde ein strikt korpusbasiertes Design für ein zweisprachiges Wörterbuch anhand der Einträge zum Buchstaben „s“ ausgearbeitet.

Mitarbeiter der Arbeitsstelle:

Leitung:

Robert Neumann

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Dipl.-Ing. Cyril Belica (stellvertretender Leiter) – Dr. Irmtraud Jüttner –

Dr. Rudolf Schmidt – Dipl.-Inf. Eric Seubert – Doris al-Wadi

Leitung der Grunddienste:

Peter Mückenmüller

Technische Mitarbeiter:

Siegmund Gruschka – Matthias Hördt – Rainer Krauß – Ingrid Schellhammer

Sekretariat:

Irmgard Schlösser

Die Arbeitsstelle wurde zum 1.10.1998 umstrukturiert. Die Grunddienste werden seitdem in der Arbeitsstelle Zentrale DV-Dienste weitergeführt. Die Aufgaben der Linguistischen Datenverarbeitung (im engeren Sinn) wurden dezentralisiert, d. h. in die Forschungsabteilungen verlegt.

2.5 Zentrale Arbeitsstelle Öffentlichkeitsarbeit und Dokumentation

In der Arbeitsstelle sind die Bereiche

- Öffentlichkeitsarbeit und Presse
- Publikationswesen
- Dokumentation
- Bibliothek

organisatorisch zusammengefasst.

Zu den laufenden Aufgaben der Arbeitsstelle zählen: Pflege von Pressekontakten, Redaktion der Zeitschrift „Sprachreport“, Redaktion der Zeitschrift „Deutsche Sprache“, Gästebetreuung, Zusammenstellen von Besucherprogrammen, Betreuung des Vereins der Freunde des IDS, Bearbeitung von Praktikumsanfragen, Tagungsorganisation, Druckvorlagenerstellung für die IDS-Publikationen, Zentrale Adressverwaltung, Vertrieb der Eigenverlagspublikationen und die Bearbeitung von Anfragen. Die Anfragen per E-Mail haben besonders zugenommen. Hinzu kommen Aktivitäten zur Verbesserung der internen Information und Kommunikation.

Neben diesen laufenden Aufgaben war 1998 der Schwerpunkt der Öffentlichkeitsarbeit die Organisation und Durchführung der Jahrestagung zum Thema „Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit.“ Das Thema legte nahe, dass die Öffentlichkeitsarbeit auch an der inhaltlichen Gestaltung der Tagung beteiligt war. Auch im Jahr 1998 war das öffentliche Interesse an der Rechtschreibreform groß. Durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes im Juli 1998 beruhigte sich jedoch die Situation und das Medieninteresse an diesem Thema nahm schlagartig ab. Veröffentlichungen in der Zeitschrift „Sprachreport“ werden vermehrt öffentlich wahrgenommen. Unter anderem wurden Artikel über verständliche Gebrauchsanweisungen, Probleme mit Anrufbeantwortern, eine Blütenlese der Wahlprogramme zur Bundestagswahl und ein Briefwechsel mit der deutschen Telekom von zahlreichen Rundfunk- und Printmedien aufgegriffen und weiterverbreitet. Erneut fanden in den Räumen des IDS zwei Kunstausstellungen statt, die erste trug den Titel „Begegnung“ und zeigte Fotos von Branko Brandays, die zweite mit dem Titel „Überschneldungen“ zeigte Arbeiten dreier Künstler aus Österreich, Tschechien und der Slowakei.

Im Juli wurde mit der Überarbeitung des 1994 erschienen Handbuchs zur „Förderung der sprachlichen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland“ begonnen. In diesem Handbuch soll ein Überblick über Institutionen gegeben werden, die (im weitesten Sinn) für die Förderung der sprachlichen Kultur in Deutschland tätig sind. Das Projekt wird von der Robert-Bosch-Stiftung finanziert und in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für deutsche Sprache durchgeführt (Verantwortlich im IDS: Annette Trabold).

Die „Dokumentation zur Germanistischen Sprachwissenschaft: Sprachwissenschaftliche Forschungsvorhaben“ ist als abfragbare Datenbank im WWW veröffentlicht (<http://www.ids-mannheim.de/oea/forsch/>). Aktualisiert wird diese Datenbank regelmäßig. Rund 700 Projekte sind zum Jahresende verzeichnet.

Das Informationsangebot im Internet über das IDS ist auf 700 Seiten angewachsen. Monatlich können im Durchschnitt ca. 80.000 Zugriffe aus dem In- und Ausland auf IDS-Seiten gezählt werden. Im August 1998 wurden, bedingt durch das Inkrafttreten der Rechtschreibreform, 120.000 Zugriffe registriert. In Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung wird das Informationsangebot des IDS im WWW weiter ausgebaut und stetig aktualisiert. Aktuelle Informationen über das IDS können unter <http://www.ids-mannheim.de> abgerufen werden

In der Bibliothek werden mit dem Katalogisierungssystem BISLOK sämtliche Neuerwerbungen und – soweit möglich – Altbestände erfasst und verschlagwortet.

Die weiterhin zunehmende Zahl von Gastwissenschaftlern und die an-

wachsende Zahl von Nutzern aus den umliegenden Hochschulen erfordern umfangreiche Beratungstätigkeiten durch die Bibliotheksangestellten. Die von der Bibliothek herausgegebenen Neuerwerbungslisten (Erscheinungsweise 3–4 mal jährlich) dienen der in- und ausländischen Hochschulgermanistik als wichtige Informationsquelle. Sie werden auf Anforderung verschickt und sind darüber hinaus monatlich im Internet aktualisiert abrufbar über <http://www.ids-mannheim.de/oea/neueingang.html>.

Mitarbeiter der Arbeitsstelle:

Leiterin:

Dr. Annette Trabold, M. A.

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Franz Josef Berens – Monika Kolvenbach, M. A.

Dokumentarin: Dipl.-Dok. Katrin Freese, M. A.

EDV-Mitarbeiter: Claus Hoffmann

Erstellung von Druckvorlagen: Ursula Blum – Cornelia Kayser – Norbert Volz, M. A.

Bibliothek: Lucia Berst – Birgit Günther – Dipl.-Bibl. Eva Teubert (Leitung)

Sekretärin: Barbara Stolz, M. A.

2.6 Verwaltung und Vorstandssekretariat

Verwaltungsleiter:

Harald Forschner

Verwaltungsangestellte:

Monika Buchmüller (beurlaubt) – Jean Christoph Clade – Gerhard Köck – Hildegard Magis – Gerd Piroth – Hermann Schmitt

Telefonzentrale/Poststelle:

Franz-Albert Werner – Hannelore Wittmann

Hausmeister: Uwe Zipf

Vorstandssekretariat: Cornelia Pfützer-König

3. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler am IDS

3.1 Erste Schritte aus dem Elfenbeinturm –

Sprachwissenschaftler zeigen sich auf der 34. Jahrestagung des IDS offen für neue Impulse

Die Sprachwissenschaftler scheinen in Bewegung geraten zu sein. Mehr Praxisnähe in Ausbildung und Tätigkeit sowie mehr Interesse für die Belange der Öffentlichkeit – dies waren zentrale Forderungen, die auf der 34. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache formuliert wurden. Sie sind untrügliche Anzeichen für eine Diskussion, die zwar noch am Anfang steht, gleichwohl Veränderungen erhoffen lässt. So war der Titel der Ta-

gung „Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit“ gut gewählt, trug er doch einem innerdisziplinären Trend Rechnung.

Der zaghafte Versuch, den Elfenbeinturm zu verlassen, wird nicht von allen befürwortet. Skeptiker wollen die Festschreibung des Status quo. Die Forschung möge für sich sprechen und die Wissenschaftler sollen nicht nach gesellschaftlicher Anerkennung streben, lässt sich ihr Standpunkt umreißen. Ein Vertreter dieser Position: Werner Welzig. Für den Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ist es unhaltbar, „dass wir, statt unsere Arbeit zu tun, uns mit dem Nutzen beschäftigen.“ Sein Vortrag – ein Versuch, die Frage nach dem Nutzen der Geisteswissenschaften mittels des Märchens Rotkäppchen zu beantworten – stieß nicht durchweg auf Zustimmung. Die Aufgaben der Sprachwissenschaft „sind nicht mit Rotkäppchen zu lösen“, so Siegfried Grosse (Bochum).

Eine „Diskothekisierung“ wie Helmut Henne es nannte, also die Hinwendung zu Oberflächlichem, lehnt das Gros der Sprachwissenschaftler ab, dies machten Vorträge und Diskussionsbeiträge deutlich. So stieß der Vorschlag des Verlegers Florian Langenscheidt (München), öffentlichkeitswirksame „Events“ wie Preisverleihungen für Zeitungen oder Redner zu veranstalten, nicht nur auf Begeisterung. Befremdlich mutete manchem seine „Hitliste“ sprachwissenschaftlicher Themen an, die er als verkaufsfähig pries. Jedoch wurde deutlich, dass Erkenntnisse, die im Fach schon lange bekannt sind, den eigenen Kreis bislang kaum verlassen haben. Ein Überdenken gängiger Publikationsgewohnheiten scheint angebracht.

Eine Konzentration auf reine Marketinggedanken zu Lasten von Forschungsinhalten lehnen viele Sprachwissenschaftler ab. So will Ludwig Jäger (Aachen) wohl eine stärkere Stellung der Linguistik in der Öffentlichkeit, verwahrte sich aber gegen den Trend, nur die „Werbung auf dem Markt“ zu verbessern. Zu komplex seien die Gründe für die Krise der Linguistik wie der Wissenschaften überhaupt. Jägers Lösungsideen: Die Linguistik muss sich aus ihrer kultur- und medienwissenschaftlichen Isolation lösen und am interdisziplinären Diskurs über eine „Neubestimmung der Geisteswissenschaften als Kulturwissenschaften“ beteiligen. Die Linguistik muss ferner neue Themen und Praxisfelder besetzen und die Kommunikation mit der Gesellschaft verbessern. Jäger schwebt hierzu eine „Kultur des Wissenschaftsjournalismus“ vor.

Das Verhältnis von Sprache, Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit wurde auf der Tagung aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. Über die Einstellung der Deutschen zur Sprache referierte Gerhard Stickel (IDS) auf der Basis einer Umfrage in Ost und West. Mehr als die Hälfte der 2000 Befragten zeigte „sich sprachlich wenig oder gar nicht interessiert“, 43 Prozent hatten ein starkes bis mittleres Interesse. Das Image der deutschen Sprache ist schlecht. Nur knapp fünf Prozent äußerten sich über ihren Zustand positiv, alle anderen negativ. Dialekt hingegen ist in: Zwei

Drittel der Befragten mögen Sprecher mit regionalem Zungenschlag. Erfreulich und nach Stickel „überraschend“: In Politik und Wirtschaft mag es zwischen Osis und Wesis kriseln, aber sprachlich klappt es prima. Auch die Mehrsprachigkeit im Land ist für viele kein Problem.

Einen historischen Blickwinkel nahm Helmut Henne (Braunschweig) ein. Er stellte die großen Epochen und ihre bekanntesten Vertreter vor: die reflexive Sprachlehre von Adelung, die historische Sprachwissenschaft mit politischen Akzenten von Grimm und den Junggrammatiker Paul. Er zog das Fazit, dass die Sprachwissenschaft ihre eigene Geschichte aufarbeiten müsse, um aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen.

Das aktuelle Verhältnis von Linguistik und Öffentlichkeit beleuchtete Gerd Antos (Halle-Wittenberg) anhand einer Umfrage unter etablierten Wissenschaftlern. Die vielen emotionalen Kommentare der Befragten lassen laut Antos den Schluss zu, dass es sich um ein „neuralgisches“ Thema handelt. Viele beklagen, dass sprachwissenschaftliche Themen öffentlich diskutiert werden, aber die Sprachwissenschaftler nicht gehört werden. Diese Klage wurde auch auf der Tagung mehrfach geäußert, u. a. von Rudolf Hoberg (Darmstadt) während der Podiumsdiskussion. Ein erklärtes Ziel der begonnenen Diskussion ist deshalb: Die Gesellschaft soll Interesse an den Sprachwissenschaftlern und ihrem Wissen über die Sprache gewinnen.

Peter Eisenberg (Potsdam) zeigte u. a. am Beispiel sprachkritischer Äußerungen des Journalisten Dieter E. Zimmer, wie grammatikalische Kenntnisse für den öffentlichen Diskurs über Sprache nutzbar gemacht werden können. Er verdeutlichte, dass Kritik an sprachlichen Entwicklungen oft auf fehlenden Kenntnissen von Grammatikregeln beruht.

Die in den Medien geführte Diskussion über die Rechtschreibreform zeichnete Werner Eroms (Passau) nach. Seine Analyse von über 2000 Berichten, Interviews, Kommentaren und Leserbriefen machte deutlich, dass die Journalisten sich viel neutraler über die Reform geäußert haben als die Leserbriefschreiber. Dort standen nicht Sachthemen, sondern Glaubensbekenntnisse im Vordergrund: die eigene Sprachauffassung und die Verdammung der Andersdenkenden. Die Analyse veranlasste Eroms, Kritik an der eigenen Zunft zu äußern: Die Linguisten hätten zu sehr politisch statt sprachwissenschaftlich argumentiert, und die öffentliche Auseinandersetzung habe dem Image des Faches geschadet. Dies unterstrich auch Fritz Kuhn (MdL) in seiner Wissenschaftlerschelte während der Podiumsdiskussion.

Ein gelungenes Beispiel für den Einfluss der Sprachwissenschaft auf die Gesellschaft stellte Gisela Schoenthal (Freiburg) vor. Die feministische Sprachkritik hat „einen Sprachwandel von unten ausgelöst“ und zu Veränderungen in vielen Bereichen geführt. Institutionalisiert wurden weibliche Bezeichnungen in Vorgaben für die Verwaltungs- und Gesetzes-

sprache. Die feministische Sprachkritik inspirierte Autoren literarischer Werke – als Beispiel sei Günter Grass' Rättin genannt – und beeinflusste den allgemeinen Sprachgebrauch. Je nach Textsorte und Kontext finden sich heute movierte Formen (v. a. bei Berufsbezeichnungen), das Binnen-I (*StudentInnen*), Paarformen (*Teilnehmerinnen und Teilnehmer*) oder neu-tralisierende Bezeichnungen (*Studierende*).

Die Öffentlichkeit wurde nicht nur thematisiert, sondern kam auf der Tagung auch selbst zu Wort; zwar nicht der Mann oder die Frau von der Straße, wohl aber Vertreter verschiedener Berufe. Sie äußerten vor allem ihre Wünsche an die Sprachwissenschaft.

Für die Berufsgruppe der Journalisten sprach Rudolf Gerhardt (Mainz). Der promovierte Jurist und frühere FAZ-Mitarbeiter, der in der Journalistenausbildung tätig ist, forderte die Sprachwissenschaftler auf, den Journalisten kritisch auf die Finger zu schauen. Am Beispiel von Euphemismen, falschen Sprachbildern und manipulativen Wortschöpfungen, die man in Zeitung, Rundfunk und Fernsehen täglich antrifft und über die Medien Einfluss in den Sprachgebrauch finden, machte er diese Notwendigkeit deutlich.

Cathrine Fabricius-Hansen (Oslo) formulierte die Anliegen der Auslandsgermanisten, deren Tätigkeit vor allem durch die Vermittlung sprachlicher Kenntnisse an Nicht-Muttersprachler geprägt ist. Ihre Wünsche: einfache Einführungen in Grundkenntnisse des Faches, Monographien zu sprachwissenschaftlichen Schwerpunkten, Beschreibungen des Sprachgebrauchs und eine Übersicht über die Dialekte inklusive „Kostproben“ auf CD. Ferner wünschte sie sich ein stärkeres Interesse an didaktischen Fragen. Mit diesem Wunsch schien sie bei vielen offene Türen einzulaufen. Eva Neuland (Wuppertal) unterstrich mehrfach, dass Linguistik und Didaktik stärker verbunden werden sollten. Für sie sind Schüler Multiplikatoren sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse, eine Überzeugung, die sie mit anderen teilte, z. B. mit Gerhard Voigt-Schneekloth (Berlin).

Er beklagte in seinem Vortrag die fehlende sprachwissenschaftliche Kompetenz seiner Kolleginnen und Kollegen im Schuldienst. Sein Lösungsvorschlag, um die Linguistik mehr in die Schulen zu bringen: Germanistikstudierende müssten stärker für die Sprachwissenschaft gewonnen werden. Nicht ganz so schwarz wie vom Referenten gezeichnet, sahen viele Diskussionsteilnehmer die Situation. Sie unterstrichen, dass die Lehrer jüngeren Datums weit mehr Interesse am Fach zeigten als ihre Vorgänger.

Beispiele für anwendungsbezogene Tätigkeiten gibt es bereits: Gisela Brünner (Dortmund) und Michael Becker-Mrotzek (Münster) arbeiten seit Jahren im Bereich der Angewandten Gesprächsforschung. Als Kommunikationstrainer sind sie für Wirtschaft, Verwaltung, Schulen und andere Institutionen tätig. Keine reinen Analysen, sondern wissenschaftlich fundierte Evaluation der Gespräche wünschen die Praktiker; ein Anspruch,

der nach Überzeugung der Referenten der Sprachwissenschaft neue Impulse gibt.

Matthias Jung und Martin Wengeler (Düsseldorf) berücksichtigen gesellschaftliche Themen in ihrer Forschung. Ihr Ansatz ermöglicht es, „diskursbegleitend“ öffentliche Diskussionen sprachwissenschaftlich zu analysieren. Dabei untersuchen sie nicht isolierte Wörter, sondern Lexeme, Metaphern und Argumentationsmuster, die in einem Diskurs – etwa über Ausländer – zentral sind, unter Berücksichtigung des Kontextes und ihrer Funktionen. Trotz aller Probleme der Disziplin, über die eigenen Grenzen hinaus zu wirken, sehen sie die Entwicklung der Sprachwissenschaft positiv: „Und sie bewegt sich doch“, lautet ihre Situationsbeschreibung.

Beispiele für erste Veränderungen nannten auch Josef Klein (Koblenz), der eine Studie über die Rezeption von wirtschaftlichen Fachbegriffen jüngst beendet hat, sowie Theo Bungarten (Hamburg), der mit dem dortigen Arbeitskreis „Unternehmenskommunikation“ schon vielfach für die Wirtschaft tätig war. Gute Chancen misst Achim Struchholz, PR-Mann aus Düsseldorf, einer Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Linguistik bei.

Das eine machen und das andere nicht lassen. Dies scheint der gemeinsame Nenner zu sein, auf den sich die meisten Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer einigen zu können scheinen. Will heißen: Mehr Öffnung nach außen, mehr verständliche Texte für Laien, aber nicht auf Kosten der Inhalte oder grundlegender genuin sprachwissenschaftlicher Forschung. In Zeiten leerer Kassen und eines härteren Verteilungskampfes zwischen den Wissenschaften scheint eine Außenprofilierung unerlässlich. In diese Richtung wies der Redebeitrag von Annette Trabold. Die Pressesprecherin des IDS unterstrich ferner, dass eine politische Lobby geschaffen werden müsse, „damit Grundlagenforschung weiterhin möglich ist“.

Dass das Institut für deutsche Sprache auch weiterhin Diskussionen anregen will, die aus dem Zentrum der eigenen Disziplin hinausreichen, macht das Thema der kommenden Jahrestagung deutlich. Über „Sprache und (neue) Medien“ sollen 1999 Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler in Mannheim diskutieren.

3.2 Symposium „Computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern“

Am 23.9. – 25.9.1998 fanden sich an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften über 100 Interessierte aus Wissenschaft, Verlagen und Industrie zum Symposium „Computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern“ zusammen. Diskutiert wurden die Perspektiven, die sich durch Neue Medien für die Lexikographie eröffnen; in den Foren „Werkzeuge“ und „Projekte“ trafen sich Softwareanbieter mit Anwendern aus lexikographischen Projekten. Das Symposium wurde gemeinsam ver-

anstaltet von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, dem IDS und dem Arbeitskreis „Hypermedia“ der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung GLDV; organisiert und geleitet wurde die Veranstaltung von Ingrid Lemberg, Bernhard Schröder und Angelika Storrer.

3.4 Vorträge externer Wissenschaftler im IDS 1998

- 17.2.1998 Prof. Dr. Hans-Jürgen Bucher (Universität Trier), „Vom Text-design zum Hypertext. Probleme der Wissensvermittlung in Print- und Online-Medien“
- 14.9.1998 Prof. Yutaka Wakisaka (Tenri-Universität Nara/Japan), „Metaphern und Idiome. Überlegungen zu kommunikativen und rhetorischen Funktionen“
- 5.10.1998 PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr/PD Dr. Claudia Fraas (beide IDS) und Dr. Rolf Assfalg (Universität Konstanz), „Infos und Vorführung über das neue Projekt der Abteilung Lexik“
- 4.12.1998 Prof. Kussid Ahmad (Universität Surrey), „Corpus Linguistics and the ‘End of Text’“

4. Lehraufträge und Vorträge von IDS-Mitarbeitern außerhalb des Instituts

4.1 Lehraufträge

Prof. Dr. Joachim Ballweg

SS 1998, Einführung in die Sprachwissenschaft, Proseminar, Universität Karlsruhe

SS 1998, Semantik, Hauptseminar, Universität Karlsruhe

Dr. Birgit Barden

WS 1998/99, Sprache und Identität, Proseminar, Universität Mainz/Germersheim

Dr. Eva Breindl

WS 1997/98 (zusammen mit Dr. Renate Pasch) Deutsche Konnektoren, Hauptseminar, Universität Heidelberg

SS 1998, Deutsch als Fremdsprache und neue Medien, Seminar, Universität Mainz

Dr. Elke Donalies

WS 1998/99, Die Wortbildung im Deutschen, Seminar, Universität Heidelberg

Prof. Dr. Reinhard Fiehler

SS 1998, Sprache und Kommunikation im Alter, Blockseminar, Universität Bielefeld

WS 1998/99, Verständigungsprobleme in betrieblicher Kommunikation, Blockseminar, Universität Wien/Österreich

PD Dr. Claudia Fraas

SS 1998, Kognition und Kommunikation – Oder: Die Archäologie des Wissens, Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1998, Sprachliche Kommunikation – Kultur, Strategien, Konflikte, Hauptseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Gisela Harras

SS 1998, Wieviel Grammatik braucht der Mensch/die Frau/der/die Germanist/in? Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1998/99, Wahl(ver)sprechen – Zum Sprachverhalten im Bundestagswahlkampf 1998, Hauptseminar, Universität Mannheim

PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr

SS 1998, Klassische Texte zur Semantik, Proseminar, Universität Heidelberg

WS 1998/99, Sprache und Nation. Zur Geschichte zweier Leitideen in der deutschen Sprach-, Wissenschafts- und Gesellschaftsgeschichte, Vorlesung, Universität Mannheim

Prof. Dr. Werner Kallmeyer

SS 1998 (zusammen mit Prof. Dr. Christine Bierbach) Pragmatik und Soziolinguistik, wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim

SS 1998, Formulierungsverfahren in mündlicher Kommunikation, Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1998/99, Formulierungsverfahren und rhetorische Strategien, Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1998/99 (zusammen mit Prof. Dr. Christine Bierbach) Pragmatik und Soziolinguistik, wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim

PD Dr. Inken Keim

SS 1998/WS 1998/99, Pidgin und Kreolsprachen, Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1998/99, Perspektivierung in Gesprächen, Hauptseminar, Universität Saarbrücken

PD Dr. Katharina Meng

SS 1998, Migration und Zweisprachigkeit, Seminar, PH Heidelberg

Prof. Dr. Wolfgang Motsch

SS 1998, Überblick über die deutsche Wortbildung, Vorlesung, Jozsef-Attila-Universität Szeged/Ungarn

SS 1998, Übungen zur deutschen Wortbildung, Seminar, Jozsef-Attila-Universität Szeged/Ungarn

SS 1998, Die sprachliche Form von Sprechakten, Seminar, Jozsef-Attila-Universität Szeged/Ungarn

Pantelis Nikitopoulos

SS 1998, Interkulturelle Erziehung und Binnendifferenzierung im Unterricht der Regelklasse, Seminar, PH Heidelberg

Dr. Renate Pasch

WS 1997/98 (zusammen mit Dr. Eva Breindl) Deutsche Konnektoren, Hauptseminar, Universität Heidelberg

Dr. Rudolf Schmidt

WS 1998/99, Digitale Sprach- und Bildverarbeitung, Vorlesung, Berufsakademie Mannheim

PD Dr. Thomas Spranz-Fogasy

SS 1998, Sprache und Situation, Hauptseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Gerhard Stickel

WS 1998/99, Sprachkritik, Sprachplanung und Sprachpflege in Deutschland, Hauptseminar, Universität Mannheim

Dr. Angelika Storrer

SS 1998, Textbegriff und Neue Medien, Hauptseminar, Universität des Saarlandes

WS 1998/99 (zusammen mit Prof. Dr. Dr. h. c. Herbert Ernst Wiegand), Lexikographie und Neue Medien, Forschungsseminar, Universität Heidelberg

Prof. Dr. Bruno Strecker

WS 1998/99, Syntax und Semantik nicht-propositionaler Ausdruckseinheiten im Deutschen, Hauptseminar, Universität Augsburg

Dr. Peter Wagener

SS 1998, Einführung in die Allgemeine Linguistik, Proseminar, Universität Mannheim

9.-23.5.1998, Dialektologie des Deutschen, Vorlesung und Hauptseminar (Kompaktveranstaltungen, TEMPUS-Programm, EU), Universität Sarajevo

Prof. Dr. Gisela Zifonun

WS 1998/99, Syntax, Vorlesung, Universität Mannheim

4.2 Kurse und Kurzseminare

Prof. Dr. Joachim Ballweg

26.11.1998, Semantik der deutschen Determinative, Workshop, IDS, Mannheim

Cyril Belica

10.3.1998, Workshop „COSMAS I im World Wide Web“, Vortrag und Vorführung, 34. Jahrestagung des IDS, Mannheim

11.3.1998, Workshop „Morphosyntaktische Annotationen in COSMAS I“, Vortrag und Vorführung, 34. Jahrestagung des IDS, Mannheim

Dr. Ursula Brauße

23.10.1998, Co-presentation: Adversative connectors on distinct levels (Ewald Lang), Workshop „Cognitive and Discourse Perspectives on Cause, Condition, Concession and Contrast“, Universität Konstanz

Dr. Eva Breindl

15.7.1998, Deutsch lernen und lehren mit neuen Medien, Lehrerfortbildungsseminar für ausländische Deutschlehrer, Goethe-Institut München

3.8.1998, Workshop „Das Internet als Referenzquelle zur deutschen Sprache: Übersicht, Evaluation, Bedarf“, Fortbildungsseminar für DAAD-Lektorinnen „Neue Medien und DaF“, DAAD, Bonn

Prof. Dr. Gisela Harras

5.5.1998, Lokalisierungsanweisungen, Sonderforschungsbereich „Situerte künstliche Kommunikatoren“, Universität Bielefeld

PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr

26.8.1998, Sprachbildung gestern und heute. Zum Daniel-Sanders-Sprachpreis für Schülerinnen und Schüler, Fortbildungsveranstaltung für Lehrer des Landkreises Mecklenburg-Strelitz, Alt-Strelitz

Dr. Klaus Heller

9.11.1998, Verschiedene Aspekte von Norm und Variabilität in der Schreibung und insbesondere zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung und zu deren Hintergründen, Seminar, Fraunhofer-Gesellschaft, München

Prof. Dr. Werner Kallmeyer

16.10.–17.10.1998, Analyse des politischen Diskurses zur Europapolitik, Arbeitstreffen, Institut für Angewandte Sprachwissenschaft, Wien

4.12.1998, Sprachbiographien – Erhebungen und Analysen, Universität Basel/Schweiz

Dr. Heidrun Kämper

26./27.10.1998, Erstes Arbeitsgespräch der Projektgruppe „Haltungen zu Europa – Attitudes towards Europe“, University of Durham/England

Pantelis Nikitopoulos

26.–28.2.1998, Erhöhung der kommunikativen Kompetenz. Möglichkeiten, Inhalte und Techniken der Unterrichtsgestaltung, Workshop, Drei-Länder-Projekt der EU zur Erhöhung der Resozialisierungschancen von Strafgefangenen, Mannheim

PD Dr. Thomas Spranz-Fogasy

31.1.1998, Ärztliche Fragetechniken, Workshop, Universität Bielefeld

Prof. Dr. Gerhard Stickel

11./12.12.1998, Aktuelle Tendenzen der deutschen Sprache, Goethe-Institut Amsterdam/Niederlande

Dr. Angelika Storrer

5.–9.10.1998, Elektronische Wörterbücher, Blockseminar, Universität Heidelberg

Dr. Peter Wagener

3.6.1998, Zur Rolle der Phonetik im Deutschen Spracharchiv, Kolloquium, IDS, Mannheim

11.9.1998, Zur Gliederung deutscher Dialekte, Kolloquium, Seminar für Sprachmethodik, Burbach

Dr. Edeltraud Winkler

15.5.–16.5.1998 (zusammen mit Prof. Dr. Gisela Harras organisiert), Valenzen, Argumente und Szenen, Workshop, IDS, Mannheim

Dr. Ricarda Wolf

12.–14.2.1998, Gattungsnormen im Bewerbungsgespräch (Koreferat zum Beitrag von Karin Birkner), Workshop: „Fremde im Gespräch“, Universität Hildesheim

4.3 Vorträge

Prof. Dr. Joachim Ballweg

9.7.1998, Determinative, Pluralnomina und Substanznomina, Universität Frankfurt

19.9.1998, Iznogud – Kalauer in Comics und das Problem ihrer Übersetzung, Université Paris X (Nanterre)/Frankreich

27.11.1998, Welche Kategorie hat solch-?, Zentrum für allgemeine Sprachwissenschaft, Berlin

Dr. Birgit Barden

3.3.1998, Macht der Ton den Operator? Prosodische Eigenschaften der Operator-Skopus-Struktur, 2. Arbeitstreffen „Linguistische Pragmatik“, Halle

1.4.1998, Operator-Skopus-Strukturen und deren prosodische Realisierungen, Neuere Entwicklungen in der Gesprächsforschung, Pragmatisches Kolloquium Freiburg

17.4.1998, Attitudes and social networks and their influence in long term linguistic accommodation, DIS-UNIFICATION, Competing Con-

structions of Contemporary Germany, University of Southampton/Großbritannien

27.11.1998, Sprachliche Akkommodation und soziale Integration, Workshop des Fachbereichs Germanistik, FU Berlin

Dr. Karl-Heinz Bausch

19.10.1998, Dialektologie und interaktionale Soziolinguistik (am Beispiel des Sprachwandels im Pfälzischen), Internationale Dialektologentagung „Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen“, Göttingen

Franck Bodmer

6.2.1998 (zusammen mit Dr. Wilfried Schütte), SERGES: Acquisition and Maintenance of Spoken Language, Workshop: Constructing and Accessing Multi-Media Corpora, Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen/Niederlande

18.2.1998, An overview of COSMAS II, Institut für Wirtschaftsinformatik, Universität Kolding/Dänemark

7.–8.5.1998, Cosmas II Progress Report, Meeting of the Academic Development Group of COSMAS II, Norwegian Center for the Computing in the Humanities, Universität Bergen/Norwegen

Dr. Eva Breindl

10.2.1998, Das Handbuch der deutschen Konnektoren als Hypertext, HU Berlin

2.7.1998, „Mehrwert Internet“ oder doch nur „Des Kaisers neue Kleider“?, GoDaF-Kolloquium (Goethe-Institut und Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität München), Goethe-Institut München
 3.8.1998, Deutsch als Fremdsprache übers Internet: Mehrwert oder Rückschritt?, Einleitungsvortrag zu einem DAAD-Lektoren-Fortbildungsseminar „DaF und Neue Medien“, DAAD, Bonn

Prof. Dr. Reinhard Fiehler

6.2.1998, Interaktive Darstellung von Alter im Gespräch, Universität Bonn

3.3.1998, Operator-Skopos-Strukturen in gesprochener Sprache, 2. Arbeitstreffen „Linguistische Pragmatik“, Halle

28.4.1998, Sprachliche Varianz im Alter, Wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim

28.9.1998, Kommunikationsberatung und -training auf gesprächsanalytischer Basis, IHK-Kolloquium „Sprache – Erfolgsfaktor in der Wirtschaft“, IDS, Mannheim

15.12.1998, Kommunikation im Alter, Wiener Sprachgesellschaft, Wien/Österreich

PD Dr. Claudia Fraas

27.5.1998, Karrieren geschichtlicher Grundbegriffe – FREIHEIT, GLEICHHEIT, BRÜDERLICHKEIT, Ringvorlesung, Universität Mannheim

5.10.1998 (zusammen mit PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr und Dr. Rolf Assfalg) Infos und Vorführung zum Projekt LEKSIS, Kolloquium, IDS, Mannheim

Prof. Dr. Gisela Harras

4.5.1998, Tendenzen der Lexikalisierung kommunikativer Konzepte, Universität Bielefeld

25.6.1998, Lokalisierungsverben, Lexikographisches Kolloquium, Universität Heidelberg

21.9.1998, Sprache als Lebenswelt, „Mathematik und Lebenswelt“, TU Darmstadt

29.10.1998, Lexikologie und Lexikographie – kein Verhältnis? Linguistisches Kolloquium, Universität Jena

PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr

29.1.1998, Spiegelungen der Rechtssprache in der Lexikografie, Internationale Fachtagung „Recht und Sprache in der deutschen Aufklärung“, Heidelberg

26.8.1998, Daniel Sanders und seine Auseinandersetzung mit den Brüdern Grimm, Hans-Fallada-Klub Neustrelitz

24.9.1998, Projekt: LEKSIS – Wissen über Wörter, Symposium „Computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern“, Heidelberg

25.9.1998, Zukunft der Wörterbücher – Wörterbücher der Zukunft, Statement, Podiumsdiskussion, Symposium „Computerunterstützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern“, Akademie der Wissenschaften, Heidelberg

5.10.1998 (zusammen mit PD Dr. Claudia Fraas und Dr. Rolf Assfalg) Infos und Vorführung zum Projekt LEKSIS, Kolloquium, IDS, Mannheim

Dr. Klaus Heller

Unter verschiedenen Aspekten wurden Vorträge zu Norm und Variabilität in der Schreibung und insbesondere zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung und zu deren Hintergründen gehalten:

20.1.1998, IDS, Mannheim

16.2.1998, IDS, Mannheim

4.5.1998, Gesellschaft für deutsche Sprache, Halle

5.5.1998, Institut für deutsche Sprache und Kultur, Universität Halle-Wittenberg, Wittenberg-Kolleg/Leucorea, Wittenberg

14.10.1998, Lutzenbergschule Mannheim

3.11.1998, Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft, Köln

7.11.1998, Förderkreis der Schriftsteller in Sachsen-Anhalt, Großjena

9.11.1998, Fraunhofer-Gesellschaft, München

28.11.1998, Høgskolen i Agder, Nordisk Språknormeringskonferanse, Kristiansand/Norwegen

Dr. Manfred Hellmann

24.6.1998, Sprache und Kommunikation in Deutschland nach der Wende und ihre Untersuchung im IDS, IDS, Mannheim

26.6.1998, Sprache und Kommunikation in Deutschland seit der Wende, IDS, Mannheim

Prof. Dr. Dieter Herberg

26.10.1998, Schlüsselwörter. Sprache und Politik zur Zeit der deutschen Wiedervereinigung, Projekt „Haltungen zu Europa – Attitudes Towards Europe“, University of Durham/England

Prof. Dr. Werner Kallmeyer

3.2.1998 (zusammen mit Prof. Dr. Christine Bierbach/PD Dr. Inken Keim), Kommunikativer sozialer Stil von jugendlichen Migrantengruppen in Mannheim, Wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim

3.4.1998, Sprachliche Verfahren der sozialen Integration und Ausgrenzung, Universität Dortmund

14.5.1998, Advances in Sociolinguistics, Jahreskongress des finnischen Linguistenverbandes, Universität Tampere/Finnland

14.6.1998 (zusammen mit Prof. Dr. Christine Bierbach/PD Dr. Inken Keim), Sprachvariation in Jugendgruppen der zweiten Migrantengeneration, Wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim

1.7.1998, Kommunikation vor Gericht, Deutsche Richterakademie, Tagung „Recht und Sprache“, Trier

23.7.1998, Others' inserts in an ongoing turn. Some sequential, grammatical and rhetorical observations, 6. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Pragmatik, Reims/Frankreich

24.7.1998 (zusammen mit PD Dr. Inken Keim), Linguistic variation and the construction of social identity in a German Turkish setting, IPRA, Reims/Frankreich

23.11.1998, Sprachvariation und soziale Stilistik, Kolloquium „Vom Umgang mit Variation: Wissenschaftsgeschichte, Dialektologie, Soziolinguistik“, Kolloquium zum 60. Geburtstag von Heinrich Löffler, Universität Basel

15.12.1998, Perspektivität und Perspektivierung im Diskurs, Universität Essen

Dr. Heidrun Kämper

3.4.1998, Schlagwörter der Revolution von 1848 bei Hoffmann von Fallersleben, Hoffmann von Fallersleben-Symposium, Hoffmann von Fallersleben-Gesellschaft/Seminar für deutsche Sprache und Literatur der TU Braunschweig, Wolfsburg-Fallersleben

3.7.1998, Er war immer hilfsbereit – Entlastungsargumente und Sprachgeschichte der frühen Nachkriegszeit, TU Braunschweig

PD Dr. Inken Keim

3.2.1998 (zusammen mit Prof. Dr. Christine Bierbach/Prof. Dr. Werner Kallmeyer), Kommunikativer sozialer Stil von jugendlichen Migrantengruppen in Mannheim, Wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim

5.3.1998, Soziale und kulturelle Selbstdefinition in einer Jugendgruppe ausländischer Herkunft: Die interaktive Konstitution der Kategorie „Migrant/Migrantin“, 20. Jahrestagung der DGfS, Universität Halle

14.6.1998 (zusammen mit Prof. Dr. Christine Bierbach/Prof. Dr. Werner Kallmeyer), Sprachvariation in Jugendgruppen der zweiten Migrantengeneration, Wissenschaftliches Kolloquium, Universität Mannheim
24.7.1998 (zusammen mit Prof. Dr. Werner Kallmeyer), Linguistic variation and the construction of social identity in a German Turkish setting, IPRA, Reims/Frankreich

Jacqueline Kubczak

16.5.1998, Nachdenken über „verletzen“ und die Folgen, Workshop: Valenzen, Argumente und Szenen, IDS, Mannheim

Dr. Ann Lawson

3.4.1998 (zusammen mit Eric Windisch), Corpus-based Dictionaries of Collocation – Comparing English and German Words in Use, EURALEX 3rd International Symposium on Phraseology, Stuttgart

8.5.1998, Capturing Collocation: word combinations in dictionaries, „Methodological Questions in Corpus Linguistics“, Perpignan/Frankreich

28.5.1998, East meets West: Producing Multilingual Resources in a European Context (Session Natural Language Corpus), LREC First International Conference on Language Resources and Evaluation, Granada/Spanien

5.6.1998, Compiling a Parallel Corpus: Issues from Personal Experience, Universidad Europea de Madrid, Departamento de Traducción e Interpretación, Madrid/Spanien

19.6.1998, The Bridge Dictionary Multilingual Database, PAROLE/Tuscan Word Centre Workshop on Multilingual Lexical Semantics, Pescara/Italien

PD Dr. Katharina Meng

15.1.1998, Biographisches Erzählen, 6. Workshop „Sprachforschung, Sprachlehre“, Universität Hamburg

27.1.1998, Code-Switching deutsch-russisch, Soziolinguistisches Kolloquium, Universität Mannheim

5.3.1998, Deutsch-russisch gemischtsprachige Äußerungen und ihre Wahrnehmung durch russlanddeutsche Sprecher, 20. Jahrestagung der DGfS, Arbeitsgruppe „Sprachliche Kreationen in der Migrationsgesellschaft“, Universität Halle

1.12.1998, Bedingungen und Verläufe der sprachlichen Integration von Russlanddeutschen, Universität Dortmund

Dr. Wolfgang Mentrup

12.5.1998, Gibt es in der deutschen Sprachgemeinschaft eine „allgemein anerkannte“ Rechtschreibung? Mündliche Verhandlung zur Verfassungsbeschwerde gegenüber der Einführung der sogenannten Rechtschreibreform, Bundesverfassungsgericht Karlsruhe

28.11.1998, Über Einheit und Variation in der Sprachnorm – Historische Rückblicke, ausgehend von der neuen deutschen Rechtschreibung, Nordisk språknormeringskonferanse: Der Sprachbenutzer und die Wahlfreiheit, Homogene oder heterogene Norm? Institutt for nordisk og mediefag, Kristiansand/Norwegen

Prof. Dr. Wolfgang Motsch

28.04.1998, Wie regelmäßig sind Wortbildungsregeln? Sprachwissenschaftliche Sektion der Filiale der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Szeged/Ungarn

08.05.1998, Theoretische Grundlagen der Wortbildung, Institut für Sprachwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest/Ungarn

Dr. Renate Pasch

23.10.98, German *wo* – both causal and concessive? Workshop on „Cognitive and Discourse Perspectives on Cause, Condition, Concession and Contrast“, Universität Konstanz

Prof. Dr. Hartmut Schmidt

5.6.1998, Zur Einführung elektronischer Datenbanken in eine korpusbasierte Wortschatzforschung, Kommission für Literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien

Dr. Reinhold Schmitt

19.05.1998, Schnupperkurs „Gesprächsanalyse“, SAP-Walldorf

28.09.1998, Sprache – Erfolgsfaktor in der Wirtschaft, IHK-Kolloquium „Sprache – Erfolgsfaktor in der Wirtschaft“, IDS, Mannheim

Dr. Wilfried Schütte

6.2.1998 (mit Franck Bodmer), SERGES – Acquisition and Maintenance of Spoken Language, Workshop: Constructing and Accessing Multi-Media Corpora, Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen/Niederlande

16.7.1998, Text-Ton-Alignment von Korpora gesprochener Sprache, Kolloquium, IDS, Mannheim

17.10.1998, Formen der Kommunikationsregulierung in Fernsehgesprächen: Die autoreflexive Talkshow, Arbeitstreffen, Zentrum für internationale und interdisziplinäre Studien, Wien/Österreich

PD Dr. Thomas Spranz-Fogasy

30.1.1998, Die Rolle des Gesprächs im Zusammenhang mit medizinischer Diagnostik und Therapie, Podiumsdiskussion, Universität Bielefeld

1.5.1998, David und Goliath – Kommunikative Strategien von Bürgern in umweltpolitischen Auseinandersetzungen mit Behörden und Verwaltung, Energiewirtschaftliches Gespräch der Energieversorgung Weser-Ems AG, Juist

18.6.1998, Interactional Resources of Argumentation. 4th International Conference on Argumentation. International Society for the Study of Argumentation, Amsterdam/Niederlande

28.9.1998, Interkulturelles Verhandeln, IHK-Kolloquium „Sprache – Erfolgsfaktor in der Wirtschaft“, IDS, Mannheim

Dr. Kathrin Steyer

28.4.1998, The corpus-based electronic dictionary of German-French Collocations – aims, methods, tools and questions. Report on a new collocation dictionary project of the Institute for the German Language (IDS) Mannheim, InterLex98, University of Exeter/Großbritannien

7.6.1998 (zusammen mit Prof. Josef Klein), Von der Fraktionssitzung zum Pressekommentar – Parlamentarischer Diskurs in der Mediengesellschaft, „Sprache des deutschen Parlamentarismus“, Arbeitstagung der AG „Sprache in der Politik“ e. V., Magdeburg

Prof. Dr. Gerhard Stickel

10.3.1998, Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage, 34. Jahrestagung des IDS, Mannheim

1.4.1998, Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache, Goethe-Institut Tokio/Japan

(auch am 9.4.1998 an der Universität Kagoshima/Japan, am 11.4.1998 an der Kyushu-Universität, Fukuoka/Japan)

6.4.1998, Der Streit um die Reform der deutschen Rechtschreibung, Goethe-Institut Osaka/Japan

14.7.1998, Was halten die Deutschen von ihrer Sprache?, Universität Göttingen

18.11.1998, Leibniz und die deutsche Sprache, Jahrestagung der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz, Berlin

3.12.1998, Hochdeutsch als normativer Begriff, Institut für Deutsch als Fremdsprache, Universität München

Dr. Angelika Storrer

5.5.1998, Hypertext: Kohärenzbildung und Navigationsmittel, Universität Zürich

15.5.1998, Valenz und Empirie, Mannheim

24.9.1998, Hypermedia in der Lexikographie, Symposium „Computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern“, Akademie der Wissenschaften, Heidelberg

25.9.1998, Sprachtechnologie für die Lexikographie, Symposium „Computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern“, Akademie der Wissenschaften, Heidelberg

10.11.1998, Schriftverkehr auf der Datenautobahn: Besonderheiten der schriftlichen Kommunikation im Internet, Ringvorlesung „Sprache – Schrift – Schreiben“, Universität Göttingen

21.11.1998, Textgestaltung fürs World Wide Web, Die Zeitung im Spannungsfeld von Druck und Digitalisierung, Universität Trier

Prof. Dr. Bruno Strecker

19.1.1998, Die methodische und sachliche Ausrichtung der „Grammatik der deutschen Sprache“, Universität Gießen

14.9.1998, Die „Grammatik der deutschen Sprache“. Eine kurze Präsentation, Germanistentreffen Deutschland-Spanien-Portugal des DAAD, Leipzig

15.9.1998, Grammatik aus funktionaler Sicht im DaF-Unterricht, Germanistentreffen Deutschland-Spanien-Portugal des DAAD, Leipzig

Dr. Wolfgang Teubert

1.5.1998, Property, Work, Natural Law and Human Rights. A Case Study in Historical Semantics, Sydney Linguistics Circle, Sydney/Australien

8.5.1998 (1) New Directions in Corpus Linguistics, (2) Corpus Linguistics at the Institut für deutsche Sprache, (3) Ontologies, Concepts and Translation, Kolloquium „Corpus Linguistics“, Department of English and Linguistics, Macquarie University, Sydney/Australien

21.5.1998, Die Entpluralisierung des Diskurses. Zur Entwicklung der deutschen Sprachkultur nach der Wiedervereinigung, German Studies, Macquarie University, Sydney/Australien

19.06.1998, Translation and the Dictionary, Tuscan Word Center, Vellano/Italien

25.8.1998, Tools for Terminology Mining. Integration of Translation Tools in Terminography, ProCom '98, Wien/Österreich

6.10.1998, Language Resources, TELRI, and Multilingual Lexical Semantics, Conference „Language Technologies for the Slovene Language“, Ljubljana/Slovenien

27.10.1998, Multilingual Lexical Semantics and the Corpus, Projekt „Haltungen zu Europa – Attitudes Towards Europe“, University of Durham/Großbritannien

30.11.1998, Translation: Ontologies for Multilingual Applications? Jubiläumskongress Modelle der Übersetzung – Grundlagen für Methodik, Bewertung, Computermodellierung, Universität des Saarlandes, Saarbrücken

5.12.1998, Concepts, Ontologies and Translation, Österreichische Linguistentagung, Workshop „Constructive Linguistics“, Salzburg/Österreich

Dr. Annette Trabold

13.3.1998, Was nun? Wie kann man das Verhältnis Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit verbessern? Podiumsdiskussion, 34. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim

Klaus Vorderwülbecke

4.6.1998, Jedem das Seine – Medien und Landeskunde, Jahrestagung Deutsch als Fremdsprache, Jena

9.9.1998, Aktive und aktivierende Landeskunde, Universität Kutaisi/Georgien

10.9.1998, „Einblicke“ – ein neuer Fernschrachkurs, Universität Kutaisi/Georgien

Dr. Peter Wagener

31.3.1998, Digitale Archive in der empirischen Linguistik, Frühjahrstagung der Medienarchivare im Verband deutscher Archivare, Würzburg

2.6.1998, Niederdeutsch im Wandel – eine Panelstudie in realer Zeit, Jahrestagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Göttingen

10.9.1998, Varianten des Deutschen, Seminar für Sprachmethodik, Burbach

17.11.1998, The Digital Sound Archives of Spoken German (PC-Präsentation), Annual Conference of the International Association of Sound Archives, Paris/Frankreich

Prof. Dr. Gisela Zifonun

15.5.1998, Theoretische Grundlagen der Valenz, Workshop „Valenzen, Argumente und Szenen“, IDS, Mannheim

5. Im Berichtsjahr erschienene Publikationen von IDS-Mitarbeitern

Prof. Dr. Joachim Ballweg

Ballweg, Joachim (1998): Eine einheitliche Interpretation des attributiven Genitivs. In: Vuillaume, Marcel (Hg.): Der Kasus im Deutschen. Form und Inhalt. Tübingen. S. 153–168. (Eurogermanistik 13).

Ballweg, Joachim (1998): Zeit, Temporalität und Sprache. In: Hess-Lütich, Ernest W./Schlieben-Lange, Brigitte (Hg.): Signs & Time/Zeit & Zeichen. An International Conference on the Semiotics of Time in Tübingen. Tübingen. S. 41–57.

Ballweg, Joachim (1997): Zusammengesetzte Tempora und dynamische Tempusinterpretation. In: Quintin, Herve/Najar, Margarete/Genz, Stephanie (Hg.): Temporale Bedeutungen – Temporale Relationen. Tübingen. S. 59–68. (Eurogermanistik 11).

Dr. Birgit Barden

Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1998): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. Tübingen. 526 S. (Phonai 43).

Auer, Peter/Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1998): Subjective and objective parameters determining „salience“ in long-term dialect accommodation. In: Journal of Sociolinguistics 2/2, S. 163–188.

Selting, Margret/Auer, Peter/Barden, Birgit/Bergmann, Jörg/Couper-Kuhlen, Elizabeth/Günthner, Susanne/Meier, Christoph/Quasthoff, Uta/Schlobinski, Peter/Uhmann, Susanne (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, S. 91–122.

Dr. Karl-Heinz Bausch

Bausch, Karl-Heinz (1998): „Sie hat Udo geküsst“ oder: Klatsch-Variationen. Verbale Strategien und Sprachvarianz unter Jugendlichen. In: Henn-Memmesheimer, Beate (Hg.): Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl. Tübingen. S. 135–155. (Reihe Germanistische Linguistik 198).

Cyril Belica

Belica, Cyril (1998): Statistische Analyse von Zeitstrukturen in Korpora. In: Teubert, Wolfgang (Hg.): Neologie und Korpus. Tübingen. S. 31–42. (Studien zur deutschen Sprache 11).

Dr. Ursula Brauße

Brauße, Ursula (1998): Was ist Adversativität? *Aber* oder *und*? In: Deutsche Sprache 26/2, S. 183–159.

Dr. Eva Breindl

Breindl, Eva (1998): DaF goes Internet! Neue Entwicklungen in Deutsch als Fremdsprache. In: Deutsche Sprache 25/4, S. 288–342.

Breindl, Eva (1998): Konzeption und Konversion: zur simultanen Produktion von Printtext und Hypertext am Beispiel Grammatik. In: Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.): Hypermedia für Lexikon und Grammatik. Tübingen. S. 75–98. (Studien zur deutschen Sprache 12).

Bahlmann, Clemens/Breindl, Eva/Dräxler, Hans-Dieter/Ende, Karin/Storch, Günter (1998): Unterwegs. Lehrwerk für die Mittelstufe Deutsch als Fremdsprache. Berlin u. a. (darin: S. 129–164: Übersicht über Grammatik und Redemittel).

Dr. Elke Donalies

Donalies, Elke (1998): Der Basler-Nachlaß. In: Deutsche Sprache 25/4, S. 383–384.

Prof. Dr. Reinhard Fiehler

Fiehler, Reinhard (1998): Bewertungen und Normen als Problem bei der Förderung von Gesprächsfähigkeiten. In: Der Deutschunterricht 50/1, S. 53–64.

Fiehler, Reinhard (1998): Kommunikation im Alter. Drei Zugänge zur Analyse altersspezifischen Kommunikationsverhaltens. In: Reiher, Ruth/Kramer, Undine (Hg.): Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung. Frankfurt/M. S. 299–317.

Fiehler, Reinhard (1998): Modelle zur Beschreibung und Erklärung altersspezifischer Sprache und Kommunikation. In: Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (Hg.): Sprache und Kommunikation im Alter. Opladen/Wiesbaden. S. 38–56.

Brünner, Gisela/Fiehler, Reinhard (1998): Linguistische Untersuchungen zur Wirtschaftskommunikation. In: Sprachreport 3, S. 13–16.

Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (1998): Das Alter als Gegenstand linguistischer Forschung – eine Einführung in die Thematik. In: Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (Hg.): Sprache und Kommunikation im Alter. Opladen/Wiesbaden. S. 7–16.

Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (Hg.) (1998): Sprache und Kommunikation im Alter. Opladen/Wiesbaden. 314 S.

PD Dr. Claudia Fraas

Fraas, Claudia (1998): Interpretations- und Gebrauchsmuster abstrakter Nomina – ein korpusbasierter Beschreibungsansatz. In: Deutsche Sprache 26/3, S. 256–272.

Fraas, Claudia (1998): Karrieren geschichtlicher Grundbegriffe – FREIHEIT, GLEICHHEIT, BRÜDERLICHKEIT. In: Sprachreport 4, S. 2–10.

Fraas, Claudia (1998): Lexikalisch-semantische Eigenschaften von Fachsprachen. In: Hoffmann, Lothar/Kalverkämper, Hartwig/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen – Languages for Special Purposes – Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York. S. 428–438. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 14.1).

Haß-Zumkehr, Ulrike/Fraas, Claudia (1998): LEKSIS wissen über wörter. Zu einem neuen lexikografischen Vorhaben des Instituts für deutsche Sprache. <http://www.ids-mannheim.de/leksis/>

Prof. Dr. Gisela Harras

Harras, Gisela (1998): Intertextualität von linguistischen Fachtexten: ein Analysebeispiel. In: Hoffmann, Lothar/Kalverkämper, Hartwig/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen – Languages for Special Purposes – Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York. S. 602–610. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 14.1).

Harras, Gisela (1998): Jenseits von semantischen Konventionen – zum Beispiel: tautologische Äußerungen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, S. 308–319.

Harras, Gisela/Grabowski, Joachim (1998): Zur Polysemie lokaler Präpositionen: Die Fragwürdigkeit von kategorialen Akzeptanzurteilen als Grundlage für bedeutungsbeschreibende Prototypenstrukturen. In: Manggasser-Wahl, Martina (Hg.): Prototypentheorie und Linguistik. Tübingen. S. 58–84.

Harras, Gisela/Großkopf, Anja (1998): Möglichkeiten der semantischen Erkundung von Sprechaktverben. In: Stumme, Gerd/Wille, Rudolf (Hg.): Begriffliche Wissensverarbeitung. Frankfurt/M. S. 127–151.

PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr

Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): Einheit aus der Geschichte. Zur Erforschung der Geschichte der germanistischen Sprachwissenschaft. In: Mitteilungen. Marbacher Arbeitskreis für Geschichte der Germanistik 13/14, S. 11–23.

Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): Die Fachsprache der Ökologie im 20. Jahrhundert. In: Hoffmann, Lothar/Kalverkämper, Hartwig/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen – Languages for Special Purposes – Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York. S. 1363–1369. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 14.1).

Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): Für den Wechsel im Wandel. Zukunft als nachhaltige Verantwortungsphase. Eine Blütenlese der Parteiprogramme zur Bundestagswahl 1998. In: Sprachreport 3, S. 2–7.

- Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): Die gesellschaftlichen Interessen an der Sprachgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch. 2. vollständig neu bearb. Aufl., 1. Teilbd. Berlin/New York. S. 349–358. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1).
- Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): Die Weimarer Reichsverfassung – Tradition, Funktion, Rezeption. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 225–249. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).
- Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): „Wie glaubwürdige Nachrichten versichert haben“. Formulierungstraditionen in Zeitungsnachrichten des 17. bis 20. Jahrhunderts. Tübingen. 240 S. (Studien zur deutschen Sprache 13).
- Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): Zur sprachlichen Gestaltung von Mahnmalen und Gedenkstätten. In: Haase, Norbert/Pampel, Bert (Hg.): Doppelte Last – doppelte Herausforderung. Gedenkstättenarbeit und Diktaturenvergleich an Orten mit doppelter Vergangenheit. Frankfurt/M. S. 147–151.
- Haß-Zumkehr, Ulrike/Fraas, Claudia (1998): LEKSIS wissen über wörter. Zu einem neuen lexikografischen Vorhaben des Instituts für deutsche Sprache. <http://www.ids-mannheim.de/leksis/>

Dr. Klaus Heller

- Heller, Klaus (1998): Schiffahrt Starnberger See. Sprachglosse. In: Sprachreport 3, S. 25.
- Heller, Klaus (1997/1998): Zum Stand der Orthographie-Reform. Deutschland. In: Mitteilungsheft 1997/98 der Internationalen Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft (IVG), S. 7–10.
- Heller, Klaus (1998): Rechtschreibreform: Turbulenzen. Und wie weiter? In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4, S. 122–124.
- Heller, Klaus (1998): Keine „Reform der Reform“. Die Vorschläge der zwischenstaatlichen Rechtschreibkommission. In: SchulVerwaltung Zeitschrift für SchulLeitung, SchulAufsicht und SchulKultur. Ausgabe Nordrhein-Westfalen, 3, März 1998, S. 67–68.
- (Nachdrucke in:
- SchulVerwaltung. Ausgabe Rheinland-Pfalz und Saarland 3, März 1998, S. 43–44,
- „aktuelles“ (Oslo) 23, April 1998, S. 10–12,
- FHTW-Informationsblatt der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, 2. Ausg., April 1998, S. 23.)
- Heller, Klaus (1998): Mehr Freiheit für den Bindestrich. In: Lingua. Zeitschrift des schwedischen Fremdsprachenlehrerverbandes (LMS), 1, S. 43 (Nachdruck aus: DAAD Letter. Hochschule und Ausland 4/1997).

(Nachdruck in:

FHTW-Informationsblatt der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, 3. Ausg., Juni 1998, S. 25).

Heller, Klaus (1998): Klein und groß für Groß und Klein. In: FHTW-Informationsblatt der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, 1. Ausg., Januar 1998, S. 19 (= Nachdruck aus: DAAD Letter 3/97).

Heller, Klaus (1998): Rezension zu: Livia Mádl-Pálffy und Beáta Tujner-Markó: Kaspertheater rund ums Jahr. Stuttgart 1996. In: Deutsch als Fremdsprache 2/2. Quartal 1998, S. 117–118.

Heller, Klaus (1998): Pro & Kontra: Rechtschreibreform. Pro. In: Allgemeine LehrerZeitung (ALZ), Mai 1998, S. 2.

Heller, Klaus (1998): Bürgerkrieg ums Komma. In: Lingua. Zeitschrift des schwedischen Fremdsprachenlehrerverbandes (LMS) 3, S. 40–42.

Heller, Klaus (1998): „Erleichternd und zukunftsweisend“. In: Der Tagespiegel, 31. Juli 1998, S. 7.

Heller, Klaus (1998): Die Neuerungen auf einen Blick. In: Verwaltung in Fahrt (ViF), Zeitschrift für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Landesverwaltung Niedersachsen, 3, September/Okttober 1998, Sonderbeilage zur Rechtschreibreform, S. 2–4 (= Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Juli 1996).

Heller, Klaus (1998): Rechtschreibreform. Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Sprachreport-Extraausgabe, Oktober 1998. Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache, Mannheim. (Aktualisierter Nachdruck der Ausgabe vom Juli 1996. Inhaltliche Fragen der Neuregelung sind nicht berührt.)

(Nachdrucke u. a.:

als Merkblatt der Senatsverwaltung für Inneres, Berlin,

als Kunstkalender „Rechtschreibreform“ für die Jahre 1999 und 2000. Verkaufsförderung Borm. Hildesheim 1998,

als Sonderdruck „Neue deutsche Rechtschreibung“ für die Verwaltung der Stadt Duisburg,

als Teil eines Sonderdruckes des Enzyklopädischen Verlages Dr. phil. Egon Müller GmbH, Salzburg „Die neue Rechtschreibung“, Salzburg 1998, S. 4–22,

als Broschüre „Die wichtigsten Regeln der neuen Rechtschreibung“, Dussmann – das KulturKaufhaus, Berlin,

als Informationsbroschüre der Deutschen Bundesbahn,

als Sonderdruck des Bundesverwaltungsamtes).

Dr. Manfred Hellmann

Hellmann, Manfred W. (1998): Allgemeinwortschatz der DDR-Bürger. Rezension. In: Sprachreport 2, S. 14–16.

Prof. Dr. Dieter Herberg

Herberg, Dieter (1998): Auf dem Weg zum deutschen Neologismenwörterbuch. In: Zettersten, Arne/Pedersen, Viggo Hjørnager/Mogenssen, Jens Erik (Hg.): Symposium on Lexicography VIII. S. 191–196. (Lexicographica Series Maior 90).

Herberg, Dieter (1998): Die Außentexte in Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen. Untersuchungen anhand von „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“. Tübingen. S. 331–341. (Lexicographica. Series Maior 86).

Herberg, Dieter (1998): Neues im Wortgebrauch der Wendezeit. Zur Arbeit mit dem IDS-Wendekorpus. In: Teubert, Wolfgang (Hg.): Neologie und Korpus. Tübingen. S. 43–62. (Studien zur deutschen Sprache 11).

Herberg, Dieter (1998): Schlüsselwörter – Schlüssel zur Wendezeit. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 330–344. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Herberg, Dieter/Kinne, Michael (1998): Neologismen. Heidelberg. 48 S. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 23).

Claus Hoffmann

Hoffmann, Claus (1998): Das „Inferno“ im Wohnzimmer. Sprachglosse. In: Sprachreport 2, S. 17.

Gabriele Hoppe

Hoppe, Gabriele (1998): Herausbildung und Integration des Submusters ETHNIKA + -(o)phone/-(o)phonie im Französischen und Stellung des analogen Musters im Lehnwortbildungssystem des Deutschen. 90 S. (amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 0).

Dr. Heidrun Kämper

Kämper, Heidrun (1998): Entnazifizierung – Sprachliche Existenzformen eines ethischen Konzepts. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 304–329. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Kämper, Heidrun (1998): Das Korpus des Deutschen Fremdwörterbuchs. In: Bergmann, Rolf (Hg.) im Auftrag der Kommission für das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm: Probleme der Textauswahl für einen elektronischen Thesaurus. Beiträge zum ersten Göttinger Arbeitsgespräch zur historischen deutschen Wortforschung, 1. und 2. November 1996. S. 57–68.

Kämper, Heidrun (1998): Politische Leitvokabeln. (Rezension von: Karin

Böke/Frank Liedtke/Martin Wengeler: Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära. Mit einem Beitrag von Dorothee Dengel. Berlin/New York 1996). In: Sprachreport 3, S. 16–19.

Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (1998): Vorwort. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 1–4. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.) (1998): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. 446 S. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

PD Dr. Inken Keim

Keim, Inken (1998): Herstellen von Dominanz im Gespräch durch Dominantsetzen von Perspektiven. In: Fohrmann, Jürgen/Kasten, Ingrid/Neuland, Eva (Hg.): Autorität und Sprache. Im Druck.

Keim, Inken (1998): Werbeverhalten und sozialer Stil. In: Schoenthal, Gisela (Hg.): Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung. S. 221–252. (Germanistische Linguistik 139–140).

Dr. Michael Kinne

Kinne, Michael (1998): Der lange Weg zum deutschen Neologismenwörterbuch. Neologismus und Neologismenlexikographie im Deutschen: Zur Forschungsgeschichte und zur Terminologie, über Vorbilder und Aufgaben. In: Teubert, Wolfgang (Hg.): Neologie und Korpus. Tübingen. S. 63–110. (Studien zur deutschen Sprache 11).

Herberg, Dieter/Kinne, Michael (1998): Neologismen. Heidelberg. 48 S. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 23).

Jacqueline Kubczak

Kubczak, Jacqueline (1998): Valenz in zweisprachigen Wörterbüchern Deutsch-Französisch/Französisch-Deutsch. In: Bresson, Daniel (Hg.): Lexikologie und Lexikographie Deutsch-Französisch. Aix-en-Provence. S. 65–78. (Cahiers d'Etudes germaniques 35).

Kubczak, Jacqueline (1998): Vorwort der Herausgeber. In: Bresson, Daniel/Kubczak, Jacqueline (Hg.): Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. Tübingen. S. 7–10. (Studien zur deutschen Sprache 10).

Bresson, Daniel/Kubczak, Jacqueline (Hg.) (1998): Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. Tübingen. 300 S. (Studien zur deutschen Sprache 10).

Kubczak, Jacqueline/Costantino, Sylvie (1998): Exemplarische Untersuchungen für ein syntagmatisches Wörterbuch Deutsch-Französisch/Französisch-Deutsch. In: Bresson, Daniel/Kubczak, Jacqueline (Hg.):

Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. Tübingen. S. 11–120. (Studien zur deutschen Sprache 10).

Kubczak, Jacqueline/Costantino, Sylvie (1998): Frage (Frage / Frage- / -frage). Über ein französisch-deutsches Kooperationsprojekt: Syntagmatisches Wörterbuch (Lexique-Grammaire) Deutsch-Französisch, Französisch-Deutsch. In: Bassola, Peter (Hg.): Beiträge zur Nominalphrasensyntax. Szeged. S. 63–128. (Acta Germanica 6).

Kubczak, Jacqueline/Schumacher, Helmut (1998): Verbvalenz – Nominalvalenz. In: Bresson, Daniel/Kubczak, Jacqueline (Hg.): Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. Tübingen. S. 273–286. (Studien zur deutschen Sprache 10).

Dr. Ann Lawson

Lawson, Ann (1998): The Bridge Dictionary Multilingual Database. <http://solaris3.ids-mannheim.de/workshop/lawson.html>

Lawson, Ann (1998): English Words in Use: Compiling a Dictionary of Collocation. In: PALC '97. Practical Applications of Language Corpora. Lodz. S. 225–235.

Erjavec, Tomaz/Lawson, Ann/Romary, Laurent (Hg.) (1998): East meets West – A Compendium of Multilingual Resources. CD-ROM.

Pantelis Nikitopoulos

Nikitopoulos, Pantelis (1998): Griechisch als Fremdsprache in der deutschen Gesellschaft. Studie über mögliche Benutzer der griechischen Sprache (Gebiete – Institutionen) und Strategien zur Förderung von Griechisch als Fremdsprache. (Untersuchung im Rahmen des EU-Projekts „Griechischsprachige Erziehung in Deutschland“ – Sokrates-Programm), Pädagogisches Institut Mittelhessen/Fachberatungszentrum Frankfurt/M. (griech.).

Nikitopoulos, Pantelis et al. (1998): Sprechen statt schlagen. Erwachsenenbildung im Strafvollzug. Erhöhung der Resozialisierungschancen durch Erweiterung der sprachlichen und kommunikativen Kompetenz. Ein methodischer Leitfaden. (Transnationales Pilotprojekt im Rahmen des Sokrates-Förderprogramms der EU). Mannheim/Blackpool/Palermo.

Wolfgang Mentrup

Mentrup, Wolfgang (1998): Neuregelung der Rechtschreibung. Zur Anhörung des Bundesverfassungsgerichtes (Karlsruhe 12. Mai 1998) Impressionen – Argumentationen. 10 S. <http://www.ids-mannheim.de/reform/bvg5-98.doc>.

Dr. Renate Pasch

Kempcke, Günter/Pasch, Renate (1998): Die Konjunktionen in Langen-

scheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen. Untersuchungen anhand von „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“. Tübingen. S. 233–243. (Lexicographica. Series Maior 86).

Prof. Dr. Joachim Schildt

Schildt, Joachim (1998): Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte von Institutionen. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sondererger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 1, 2. Aufl. Berlin/New York. S. 55–62. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1).

Schildt, Joachim (1998): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hg. von Ulrich Goebel/Oskar Reichmann in Verbindung mit dem Institut für deutsche Sprache. Berlin/New York. Bd. 4, Lfg. 2 (plagenbrechen).

Schildt, Joachim (1998): Modalwörter in Luther-Schriften. In: Kommunikationspraxis und ihre Reflexion in frühneuhochdeutscher und neuhochdeutscher Zeit. Festschrift für Monika Rössing-Hager zum 65. Geburtstag. S. 67–73. (Germanistische Linguistik. Monographien 2).

Prof. Dr. Hartmut Schmidt

Schmidt, Hartmut (1998): „An mein Volk“. Sprachliche Mittel monarchischer Appelle. In: Cherubim, Dieter/Grosse, Siegfried/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin/New York. S. 167–196.

Schmidt, Hartmut (1998): Rezension über: G. Fritz & E. Straßner (1996): Die Sprache der ersten deutschen Wochenzeitungen im 17. Jahrhundert. Tübingen. In: *Leuvense Bijdragen* 87, S. 248–250.

Schmidt, Hartmut (1998): Rezension über: U. Goebel, I. Lemberg & O. Reichmann (1995): Versteckte lexikographische Information. Möglichkeiten ihrer Erschließung dargestellt am Beispiel des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs. Tübingen. In: *Leuvense Bijdragen* 87, S. 245–247.

Schmidt, Hartmut (1998): Traditionen des Formulierens: Apposition, Triade, Alliteration, Variation. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 86–117. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (1998): Vorwort. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 1–4. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.) (1998): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. 446 S. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Dr. Reinhold Schmitt

Schmitt, Reinhold (1998): The Making of „Körperwelten“: Arbeit und Kommunikation im Hintergrund einer Ausstellung. In: Sprachreport 3, S. 8–13.

Schmitt, Reinhold (1998): Unterstützen im Gespräch. Zur Analyse manifesten Kooperationsverfahren. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 16/1–2, S. 52–82.

Liebert, Wolf-Andreas/Schmitt, Reinhold (1998): Texten als Dienstleistung. Sprachwissenschaftler schreiben die besseren Gebrauchsanweisungen. In: Sprachreport 1, S. 1–5.

Dr. Rosemarie Schnerrer

Schnerrer, Rosemarie (1998): „jetzt schlägt's dreizehn“. Woher kommt dieser Ausdruck und was bedeutet er? In: Sprachreport 2, S. 6.

Schnerrer, Rosemarie (1998): Nachgefragt: „Globalisierung“. Woher kommt der Ausdruck und was bedeutet er? In: Sprachreport 3, S. 23–25.

Helmut Schumacher

Schumacher, Helmut (1998): Über den Nutzen von Grundwortschätzen. In: Jung, Udo O.H. (Hg.): Praktische Handreichung für Fremdsprachenlehrer. 2., verbesserte und erweiterte Auflage unter Mitarbeit von Heidrun Jung. Frankfurt/M. S. 161–168. (Bayreuther Beiträge zur Glottodidaktik 2).

Schumacher, Helmut (1998): Valenz – peijia. Zur Valenzforschung im Deutschen und Chinesischen. Dokumentation. In: Deutsche Sprache 26/2, S. 190.

Kubczak, Jacqueline/Schumacher, Helmut (1998): Verbvalenz – Nominalvalenz. In: Bresson, Daniel/Kubczak, Jacqueline (Hg.): Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. Tübingen. S. 273–286. (Studien zur deutschen Sprache 10).

PD Dr. Thomas Spranz-Fogasy

Spranz-Fogasy, Thomas/Deppermann, Arnulf (1998): Kommunikationsstörungen durch den Gesprächsprozess. Zur Entstehung von Interaktionsdilemmata durch zeitliche Komplexierung. In: Fiehler, Reinhard (Hg.): Verständigungsprobleme und gestörte Kommunikation. Opladen. S. 44–62.

Dr. Kathrin Steyer

Steyer, Kathrin (1998): Kollokationen als zentrales Übersetzungsproblem – Vorschläge für eine Kollokationsdatenbank Deutsch-Französisch/Französisch-Deutsch auf der Basis paralleler und vergleichbarer Korpora. In: Bresson, Daniel (Hg.): Lexikologie und Lexikographie Deutsch-Französisch. Aix-en-Provence. S. 95–113. (Cahiers d'Études Germaniques 35).

Steyer, Kathrin (1998): Sprachstrategien und Dialogblockaden. In: Sprachreport 1, S. 15–16.

Steyer, Kathrin/Teubert, Wolfgang (1998): Deutsch-Französische Übersetzungsplattform. Ansätze, Methoden, empirische Möglichkeiten. In: Deutsche Sprache 25/4, S. 343–359.

Prof. Dr. Gerhard Stickel

Stickel, Gerhard (1998): Eröffnung der Jahrestagung 1997. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 5–8. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Stickel, Gerhard (1998): Der Sprachfeminismus geht in die falsche Richtung. In: Brunner, Margot/Frank-Cyrus, Karin M. (Hg.): Die Frau in der Sprache. Wiesbaden. S. 64–76.

Stickel, Gerhard (1998): Zum Streit um die Reform der deutschen Rechtschreibung. In: Leksika i leksikografika 9. (Rossija Akademija Nauk, Institut Jazikoznanija). S. 150–167.

Dr. Angelika Storrer

Storrer, Angelika (1998): Hypermedia als Kommunikations- und Publikationsmedium in den Geisteswissenschaften. In: Sprache und Datenverarbeitung, 2/1, S. 5–9.

Storrer, Angelika (1998): Hypermedia und Grammatikographie. In: Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.): Hypermedia für Lexikon und Grammatik. Tübingen. S. 29–56. (Studien zur deutschen Sprache 12).

Storrer, Angelika (1998): Hypermedia-Wörterbücher: Perspektiven für eine neue Generation elektronischer Wörterbücher. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Wörterbücher in der Diskussion III. Tübingen. S. 106–131. (Lexicographica Series Maior).

Harriehausen, Bettina/Storrer, Angelika (1998): Einführung. In: Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.): Hypermedia für Lexikon und Grammatik. Tübingen. S. 9–19. (Studien zur deutschen Sprache 12).

Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.) (1998): Hypermedia für Lexikon und Grammatik. 275 S. (Studien zur deutschen Sprache 12).

Storrer, Angelika/Schwall, Ulrike (1998): Computersystem und Verfahren zur automatischen Analyse eines Textes. Patentschrift DE 43 11 211 C2. Deutsches Patentamt. Patentinhaber: IBM.

Storrer, Angelika/Waldenberger, Sandra (1998): Zwischen Grice und Knigge: Die Netiketten im Internet. In: Hielscher, Martina/Sichelschmidt, Lorenz/Strohner, Hans (Hg.): *Medium Sprache*. Frankfurt/M. S. 63–77. <http://www.ids-mannheim.de/grammis/netiketten/>

Prof. Dr. Bruno Strecker

Strecker, Bruno (1998): Hypertext: Chance und Herausforderung für die Grammatikschreibung. In: Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.): *Hypermedia für Lexikon und Grammatik*. S. 21–28. (Studien zur deutschen Sprache 12).

Strecker, Bruno (1998): Sprache in der Wissenschaft. In: *WGL-Journal* 4, S. 8–12.

Dr. Wolfgang Teubert

Teubert, Wolfgang (1998): *Eigentum, Arbeit, Naturrecht*. Schlüsselwörter der Soziallehre im Wandel. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 188–224. (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache).

Teubert, Wolfgang (1998): Europäische Herausforderungen. In: *Sprachreport* 4, S. 11–13.

Teubert, Wolfgang (1998): Korpus und Neologie. In: Teubert, Wolfgang (Hg.): *Neologie und Korpus*. Tübingen. S. 129–170. (Studien zur deutschen Sprache 11).

Teubert, Wolfgang (1998): Korpus und Terminologiearbeit. *DIN NAT* 5 Nr. 21–98. S. 1–3.

Teubert, Wolfgang (1998): Language Resources, TELRI, and Multilingual Lexical Semantics. In: Erjavec, Tomaz/Gros, Jerneja (Hg.): *Jezikovne Teknologije Slovenski Jezik/Language Technologies for the Slovene Language*. Proceedings. Ljubljana. S. 1–8.

Teubert, Wolfgang (Hg.) (1998): *Neologie und Korpus*. Tübingen. 170 S. (Studien zur deutschen Sprache 11).

Teubert, Wolfgang (1998): Translation and the Dictionary. In: *Papers of the Workshop Multilingual Lexical Semantics*. Vellano. <http://solaris3.ids-mannheim.de/workshop/teubert.html>

Teubert, Wolfgang (1998): Übersetzung und Korpus. In: *Cahiers d'Etudes germaniques* 35, S. 127–141.

Teubert, Wolfgang (1998): Vorwort. In: Teubert, Wolfgang (Hg.): *Neologie und Korpus*. Tübingen. S. 7–9. (Studien zur deutschen Sprache 11).

Teubert, Wolfgang (1998): Zum Verlust von Pluralität im politisch-gesellschaftlichen Diskurs: Das Beispiel Besitzstände. In: Kreft, Ursula u. a. (Hg.): *Kassensturz. Politische Hypotheken der Berliner Republik*. Duisburg. S. 29–48.

Teubert, Wolfgang/Bonelli, Elena Tognini/Volz, Norbert (Hg.) (1998):

- „Translation Equivalence“. TELRI. Proceedings of the Third European Seminar. Montecatini Terme, Italy (October 16–18, 1997). 276 S.
- Teubert, Wolfgang/Kirsten Plöger (Hg.) (1998): TELRI (Trans-European Language Resources Infrastructure) Final Report. Mannheim/Birmingham [mit CD-ROM].
- Steyer, Kathrin/Teubert, Wolfgang (1998): Deutsch-Französische Übersetzungsplattform. Ansätze, Methoden, empirische Möglichkeiten. In: Deutsche Sprache 25/4, S. 343–359.
- Klaus Vorderwülbecke
- Vorderwülbecke, Klaus (1998): Einblicke in „Einblicke“ – ein Fernsehsprachkurs mit einer Multimedia-Komponente. In: Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.): Hypermedia für Lexikon und Grammatik. Tübingen. S. 131–144. (Studien zur deutschen Sprache 12).
- Dr. Peter Wagerer
- Wagerer, Peter (1998): Dialektologische Fachtagung Bredevoort und Doetinchem (14.-17.9.1996). In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik LXV/1, S. 56–61.
- Wagerer, Peter (1998): Das Deutsche Spracharchiv. Forschungs- und Dokumentationszentrum für gesprochenes Deutsch. In: Verzeichnis der Dialektinstitute in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. vom Internationalen Mundartarchiv L. Soumagne. Neuß. S. 9–11.
- Dr. Ricarda Wolf
- Wolf, Ricarda (1998): Wo findet das Interkulturelle statt? Konversationsanalytische Überlegungen am Beispiel einer polnisch-deutschen Titelsuche. In: Apfelbaum, Birgit/Müller, Herrmann (Hg.): Fremde im Gespräch. Gesprächsanalytische Untersuchungen zu Dolmetschinteraktion, interkultureller Kommunikation und institutionalisierten Interaktionsformen. Frankfurt a.M. S. 111–143.
- Prof. Dr. Gisela Zifonun
- Zifonun, Gisela (1998): Zur Grammatik von Subsumtion und Identität. *Herr Schulze als erfahrener Lehrer*. In: Deutsche Sprache 26/1, S. 1–17.

6. Kontakte des IDS zu anderen Institutionen, Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS, Praktika, Besuchergruppen

6.1 Kontakte zu anderen Institutionen

Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Bonn

Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremdspracheninstitute

Arbeitskreis für siebenbürgische Landeskunde, Gundelsheim

Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Berlin
 Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen
 Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“, Tübingen
 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin
 DANTE. Deutschsprachige Anwendervereinigung TEX e. V., Heidelberg
 Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn
 Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS)
 Deutsche Gesellschaft für Dokumentation (DGD), Frankfurt a. M.
 Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Bonn
 Deutscher Germanistenverband
 Deutscher Sprachatlas, Marburg
 DIN-Normenausschuß Terminologie, Berlin
 Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
 EURALEX, European Association for Lexicography, Exeter
 Fachverband Deutsch als Fremdsprache
 Fachverband Moderne Fremdsprachen
 Forschungszentrum für die Landessprachen Finnlands, Helsinki
 Fremdsprachenhochschule Tianjin, VR China
 Fritz-Thyssen-Stiftung, Köln
 GLDV, Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung, Frankfurt
 Geisteswissenschaftliche Zentren, Berlin
 Gesellschaft für angewandte Linguistik e. V. (GAL)
 Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), Wiesbaden
 Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung mbH, Bonn
 Goethe-Institut, München
 Hugo-Moser-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft,
 Essen
 Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
 Inter Nationes, Bonn
 International Association of Sound Archives (IASA)
 Institut für niederdeutsche Sprache (INS), Bremen
 Laboratoire d'Automatique Documentaire et Linguistique (LADL), Paris
 Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen
 Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien
 Polnische Akademie der Wissenschaften, Warschau
 Robert-Bosch-Stiftung, Stuttgart
 Russische Akademie der Wissenschaften, Institut für russische Sprache,
 Moskau
 Universitäten Mannheim und Heidelberg sowie zahlreiche germanistische
 Institute an weiteren Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland
 Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien, Berlin
 Volkswagen-Stiftung, Hannover
 Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL)

6.2 Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS

Anne Arold, Universität Tartu, Lehrstuhl für deutsche Philologie, Tartu, Estland, 1.4.–31.5.1998

Dr. habil. Peter Bassola, Jozsef-Attila-Universität, Szeged, Ungarn, 27.4.–30.5.1998 und 20.7.–20.8.1998

Federica Benacchio, Universität Udine, Udine, Italien, 23.10.–3.11.1998

Prof. Dr. Indu Bhawe, Dept. of German Studies, Banaras Hindu Universität, Varanasi-5, Indien, 1.6.–6.8.1998

Dr. M. Teresa Bianco, Istituto Universitario Orientale, Napoli, Italien, 3.–28.8.1998

Johanna Bottesch, Lucian-Blaga-Universität, Sibiu, Rumänien, 15.–28.6.1998

Dr. Jun-Ku Cho, Sung Kyun Kwan University, German Department, Seoul, Korea, März 1998–März 1999

Dr. Leslaw Cirko, Universität Breslau, Institut für Germanistik, Breslau, Polen, 20.–27.7.1998

Ana Cletiu, Universität „1 Decembrie 1918“ Alba Iulia, Rumänien, 1.–14.7.1998

Philippa Cook, University of Manchester, German Dept., Manchester, England, 18.11.–4.12.1998

Prof. Dr. Winifred Davies, University of Wales, Aberystwyth, Wales, England, 1.–22.4.1998

Dr. Boris Djubo, Russische Akademie der Wissenschaften, St. Petersburg, Rußland, 1.8.–31.10.1998

Yutaka Eguchi, Hokkaido Universität, Kita-Ku, Sapporo, Japan, 2.7.–1.10.1998

Prof. Dr. Sinaida Fomina, Universität Woronesh, Lehrstuhl für Deutsche Philologie, Woronesh, Rußland, 21.9.–21.11.1998

Dr. Joanna Golonka, Pädagogische Hochschule Rzeszow, Polen, 1.–31.1.1998

Dr. Emo Gotsbachner, Universität Wien, Institut für Politikwissenschaften, Wien, Österreich, 22.–26.6.1998

Piklu Gautam Gupta, University of Manchester, England, 5.–24.8.1998

Gulnara Ischtuganowa, Baschkirische Staatliche Universität Ufa, Rußland, 1.10.1998–1.8.1999

Uta Itakura, M. A., Keio-Universität, Tokio, Japan, März 1998–März 1999

Makoto Itoh, University of Tsukuba, Institut für moderne Sprachen und Kulturen, Ibaraki, Japan, 1.4.1997–31.3.1998

Prof. Dr. Marja Järventausta, Universität Joensuu, Institut für interkulturelle Kommunikation, Savonlinna, Finnland, 5.–9.3.1998

Jörg Johannessohn, Mannheim, 4.5.–31.8.1998

- Dr. Sally Johnson, Lancaster University, Dept. of Linguistics, Bowland College, Lancaster, England, 24.4.–24.7.1998
- Dr. Ljubina Jordanova, Institut für bulgarische Sprache der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, Sofia, Bulgarien, 9.–7.6.1998
- Milla Kajanne, M.A., Wirtschaftsuniversität Helsinki, Institut für Sprachen, Helsinki, Finnland, 7.1.–4.1998
- Valerie Kervio-Berthou, Universität Nantes, Nantes, Frankreich, 1.2.–31.3.1998
- Dr. Olga Koleckova, Institut für Translatologie, Prag, Tschechien, 2.–16.10.1998
- Uwe Kreisel, M.A., Universität Mannheim, 27.1.–31.12.1998
- Prof. Dr. Sigmund Kvam, Gesamthochschule Østfold, Halden, Norwegen, 16.–3.6.1998
- Dr. phil. Elzbieta Kucharska, M.A. Uniwersytet Wroclawski, Instytut Filologii Germanskiej, Wrocław, Polen, 23.2.–2.3.1998
- Cato Lambine, Germanistisches Institut, Universität Oslo, Norwegen, 2.–6.2.1998
- Univ. Doz. Dongliang Li, Foreign Languages and Literature Dept., Hubei University, Wuhan, China, 9.6.–9.7.1998
- Ingo Liebe, Institut für Germanistik, Universität Leipzig, 15.–17.6.1998
- Meliha Mesanovic, Universität Tuzla, Jugoslawien, 28.1.–5.2.1998
- Anna Molnar, Institut für Germanistik der Lajos-Kossuth-Universität, Debrecen, Ungarn, 5.10.–11.1998
- Prof. Dr. Pirkko Nuolijärvi, Forschungszentrum für die Landessprachen Finnlands, Helsinki, Finnland, 2.–7.11.1998
- Aicha Ouaret, Universität Algier, Algier, Algerien, 27.6.–27.8.1998
- Eliza Pieciul, Lehrstuhl für Glottodidaktik, Poznan, Polen, 5.5.–5.7.1998
- Jewgenij Plissow, Linguistische Hochschule Nishnij Novgorod, Nishnij Novgorod, Russland, 1.9.–31.10.1998
- Prof. Dr. Ekaterina Protassova, Pädagogische Universität Moskau, Moskau, Russland, 12.1.–12.3.1998
- Lucile Salenson, Universität Aix-en-Provence, Institut für Germanistik, Aix-en-Provence, Frankreich, 16.–26.11.1998
- Maria Smirnova, Moskauer Staatliche Lomonossow Universität, Moskau, Russland, 12.10.–31.12.1998
- Prof. Dr. Pawan Surana, Universität Rajasthan, Jaipur, Indien, 12.5.–15.7.1998
- Prof. Dr. Speranta Stanescu, Universität Bukarest, Fakultät für Fremdsprachen, Bukarest, Rumänien, 1.5.–1.10.1998
- Matthew Stevens, University of Auckland, Auckland, Neuseeland, 7.4.–7.9.1998
- Prof. Dr. Jürgen Streeck, College of Communication, University of Texas, Austin, USA, 1.–12.6.1998

Prof. Dr. Liisa Tiittula, Universität Tampere, Tampere, Finnland, 2.–30.11.1998

Prof. Dr. Michael Townson, School of Applied Language and Intercultural Studies, Dublin, Irland, 20.7.–5.8.1998

Prof. Dr. Yutaka Wakisaka, Tenri-Universität, Tenri-Shi, Japan, 19.8.–31.10.1998

Lerleen Willis, The Nottingham Crest University, Nottingham, England, 10.–18.8.1998

Prof. Dr. Ruth Wodak, Institut für allgemeine und angewandte Linguistik, Universität Wien, Wien, Österreich, 14.–20.6.1998

Doz. Laila Zamzam, Universität Ain Sham Kairo, Kairo, Ägypten, 24.–31.7.1998

Dr. Erminka Zilic, Philosophische Fakultät der Universität Sarajevo, Bosnien, 16.4.–7.5.1998

6.3 Praktika am IDS

Ungeachtet der Tatsache, dass Praktika am IDS nicht vergütet werden können, ist ein wachsendes Interesse bei Studierenden an Praktika zu verzeichnen. In der Regel dauert ein Praktikum vier Wochen, die Studierenden sollten die Zwischenprüfung in Sprachwissenschaft abgelegt haben. Die Tätigkeitsbereiche werden nach Interesse der Studierenden von der Arbeitsstelle Öffentlichkeitsarbeit zusammengestellt.

1998 waren als Praktikanten am IDS:

Eva Susanne Breßler, 28.9.–16.10.1998; Frank Doerfeldt, 4.–29.5.1998; Markus Dreyer, 25.8.–14.9.1998; Natalia Fedossenko, 10.8.–4.9.1998; Brigitte Hammel, 20.10.–16.11.1998; Monika Hubele, 4.11.–1.12.1998; Carmen Kämmerer, 14.–25.9.1998; Birgit Kirchhoff, 14.5.–10.6.1998; Elisabeth Müller, 9.11.–19.3.1998; Evelin Naudorf, 27.7.–28.8.1998; Katrin Schmidt, 1.–30.9.1998; Gerd Steinmüller, 25.11.1997–1.4.1998

6.4 Besuchergruppen

Im Jahr 1998 waren 12 Besuchergruppen – zusammen rund 230 Personen – Gäste im IDS (die Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler nicht mitgezählt). Darunter waren der betriebswirtschaftliche Ausschuss der Industrie- und Handelskammer Rhein-Neckar, eine französische Studierendengruppe in Zusammenarbeit mit dem DAAD und dem Akademischen Auslandsamt der Universität Mannheim sowie Schülerinnen und Schüler einer gymnasialen Linguistik-Arbeitsgemeinschaft. Darüber hinaus informierten sich in- und ausländische Germanistik-Studierende von deutschen Universitäten im Rahmen ihrer Seminare über die Arbeit des IDS. Die Besuchergruppen erwartet ein möglichst auf ihre Interessen und Forschungsschwerpunkte zugeschnittenes Programm, das von einer allge-

meinen Einführung in die Arbeit des IDS und von einer Bibliotheksführung eingerahmt wird.

7. Gremien des Instituts für deutsche Sprache

7.1 Wissenschaftlicher Beirat

Vorsitzender: Prof. Dr. Heinrich Löffler, Universität Basel

Stellvertreter: Prof. Dr. Ludwig Eichinger, Universität Kiel

Prof. Dr. Konrad Ehlich, Universität München – Prof. Dr. Peter Eisenberg, Universität Potsdam – Prof. Dr. Hans-Werner Eroms, Universität Passau – Prof. Dr. Cathrine Fabricius-Hansen, Universität Oslo – Prof. Dr. Hans Uszkoreit, Universität des Saarlandes – Prof. Dr. Peter Wiesinger, Universität Wien – Prof. Dr. Norbert Richard Wolf, Universität Würzburg

7.2 Stiftungsrat

Vorsitzender: Ltd. Min.Rat Dr. Herberger, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg

Stellvertreter: Reg.Dir. Dr. Pusch, Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie

Dir. Peter Roschy, Vorsitzender des Vereins der Freunde des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim – LR I Lehne, Auswärtiges Amt – Bürgermeister Lothar Mark, Stadt Mannheim – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Universität Basel – Min.Rat Schrader, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg

7.3 Direktor

Prof. Dr. Gerhard Stickel

7.4 Leitungskollegium

Direktor: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Abteilungsleiter: Prof. Dr. Werner Kallmeyer (Pragmatik) – Prof. Dr. Hartmut Schmidt (Lexik) – Prof. Dr. Bruno Strecker (komm. Leiter Grammatik) (bis zum 30.9.1998) – Prof. Dr. Gisela Zifonun (ab 1.10.1998) – Mitarbeiterausschussvorsitzende: PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr

7.5 Mitarbeiterausschuss

Vorsitzende: PD Dr. Ulrike Haß-Zumkehr

Stellvertreter: Dr. Wilfried Schütte

Dr. Renate Pasch, Dipl.-Inf. Eric Seubert, Dr. Doris Steffens, Prof. Dr. Bruno Strecker, Dr. Annette Trabold

7.6 Internationaler Wissenschaftlicher Rat

Prof. Dr. Werner Abraham, Paterswolde, Niederlande – Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen – Prof. Dr. Peter Bassola, Szeged, Ungarn – Prof. Dr. Hen-

ning Bergenholtz, Arhus, Dänemark – Prof. Dr. Anne Betten, Salzburg, Österreich – Prof. Dr. Daniel Bresson, Aix-en-Provence, Frankreich – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich, Schweiz – Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen – Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Australien – Prof. Dr. Martine Dalmas, Metz, Frankreich – Prof. Dr. Martin Durrell, Manchester, Großbritannien – Prof. Dr. Veronika Ehrich, Tübingen – Prof. Dr. Ulla Fix, Leipzig – Prof. Dr. Csaba Földes, Veszprem, Ungarn – Prof. Dr. Gertrud Greciano, Strasbourg, Frankreich – Prof. Dr. Franciszek Grucza, Warschau, Polen – Prof. Dr. Walter Haas, Freiburg, Schweiz – Prof. Dr. John Hawkins, Los Angeles, USA – Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer, Augsburg – Prof. Dr. Regina Hessky, Budapest, Ungarn – Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt – Prof. Dr. Werner Holly, Chemnitz – Prof. Dr. Ludwig Jäger, Aachen – Prof. Dr. Alan Kirkness, Auckland, Neuseeland – Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genève, Schweiz – Prof. Dr. Jarmo Korhonen, Helsinki, Finnland – Prof. Dr. Oddleif Leirbukt, Bergen, Norwegen – Prof. Dr. Karl Lepa, Tartu, Estland – Prof. Dr. Angelika Linke, Zürich, Schweiz – Prof. Dr. Henrik Nikula, Vaasa, Finnland – Professor Dr. Inger Rosengren, Lund, Schweden – Prof. Dr. Carlo Serra Borneto, Roma, Italien – Prof. Dr. Eugeniusz Tomiczek, Wroclaw, Polen – Prof. Dr. Michael Townson, Dublin, Irland Prof. Dr. Vural Ülkü, Mersin, Türkei – Prof. Dr. Sigurd Wichter, Göttingen – Prof. Dr. M. I. Teresa Zurdo, Madrid, Spanien

7.7 Beiräte

Beirat „Deutsches Fremdwörterbuch“

Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Dr. Heino Speer, Heidelberg

Beirat „Erklärende Synonymik“

Prof. Dr. Herbert Ernst Wiegand, Heidelberg – Prof. Dr. Peter Rolf Lutzeier, London – Prof. Dr. Georg Meggle, Leipzig

Beirat „Rhetorik“

Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken (Vorsitzende) – Prof. Dr. Walter Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Carl Friedrich Graumann, Heidelberg – Prof. Dr. Elisabeth Gülich, Bielefeld – Prof. Dr. Werner Holly, Chemnitz-Zwickau

8. Besondere Nachrichten

8.1 Personalia

- Seit Anfang März 1998 ist Herr Prof. Dr. Werner Kallmeyer (Abteilung Pragmatik) stellvertretender Direktor des Instituts. Nach § 8 Abs. 8 der Satzung vertritt der stellvertretende Direktor den Direktor „bei dessen Verhinderung in allen Leitungsgeschäften“.

- Seit 1. Oktober 1998 ist Frau Prof. Dr. Gisela Zifonun (vorher FU Berlin) Leiterin der Abteilung Grammatik. Sie wurde für diese Aufgabe in einem gemeinsamen Berufungsverfahren von IDS und Universität Mannheim gewonnen.
- In ihrer Zeit als Gastwissenschaftlerin am Institut für wissensbasierte Systeme der IBM in Heidelberg erfindet die IDS-Mitarbeiterin Frau Dr. Angelika Storrer gemeinsam mit Frau Dr. Ulrike Schwall ein „Computersystem und Verfahren zur automatischen Analyse eines Textes“. Die IBM hat die Erfindung zum Patent angemeldet, das seit dem 30. April 1998 vom Deutschen Patentamt unter der Kennung DE 43 11 211 C2 geführt wird. IBM belohnt die Leistung der beiden Sprachwissenschaftlerinnen mit dem „Patent Application Invention Achievement Award“.
- Prof. Dr. Dieter Herberg (Abteilung Lexik) wurde am 16. Juni 1998 zum Mitglied der Kommission für die deutsche Rechtschreibung berufen.
- Am 11. Mai 1998 starb der langjährige Mitarbeiter des IDS Dr. Wolfgang Klein im Alter von 57 Jahren.

8.2 Vermischtes

- Treffen mit Vertretern der Industrie- und Handelskammer

Der Betriebswirtschaftliche Ausschuss der Industrie- und Handelskammer Rhein-Neckar war im September Gast des IDS. Das Treffen stand unter dem Rahmenthema „Sprache – Erfolgsfaktor in der Wirtschaft“. Nach der Begrüßung und Einführung in die Arbeit des IDS durch Prof. Dr. Werner Kallmeyer, folgte eine Präsentation von Mitarbeitern der Abteilung Pragmatik, die die Bedeutung von Sprache/Kommunikation in der Wirtschaft und für die Wirtschaft an unterschiedlichen Aspekten verdeutlichten.

Die kleine Präsentationsreihe wurde eröffnet von Dr. Reinhold Schmitt. Dieser zeigte den speziellen Beitrag, den die Sprachwissenschaft bei der Erstellung verständlicher Gebrauchsanweisungen leisten kann. Prof. Dr. Reinhard Fiehler stellte ein Konzept von Kommunikationstraining vor, das auf der Grundlage authentischer Gespräche basiert, die im konkreten Arbeitskontext derjenigen aufgezeichnet werden, die geschult werden sollen. Dr. Thomas Spranz-Fogasy schloss mit einem Vortrag zu Tücken und Schwierigkeiten, die berücksichtigt werden müssen, wenn sich ein Manager in interkultureller Kommunikation fortbilden will. Aufgrund des fruchtbaren Gedankenaustauschs kam man überein, den Austausch zwischen Wirtschaft und Sprachwissenschaft auch künftig fortzusetzen.

- Britisch-deutsches Forschungsprojekt

In einem auf eine Laufzeit von drei Jahren angelegten britisch-deutschen Forschungsprojekt sollen vergleichend Einstellungen zum Prozess der europäischen Vereinigung untersucht und dargestellt werden. Das Projekt hat

den Titel 'Haltungen zu Europa – Attitudes towards Europe'. Der deutschen Arbeitsgruppe gehören an Prof. Dr. Dieter Herberg, Dr. phil. habil. Fritz Hermanns, Dr. Heidrun Kämper und Dr. Wolfgang Teubert vom IDS. In England ist das Projekt am German Department der University of Durham etabliert und wird dort geleitet von Prof. Dr. Collin Good und Dr. phil. habil. Andreas Musolff. Das Projekt wird gefördert vom Deutschen Akademischen Austauschdienst und dem British Council. Ein erstes Arbeitsgespräch fand am 26. und 27. Oktober 1998 in der University of Durham statt.

Grundlage des Projekts sind Presstexte, offizielle Dokumente, Interviews, Reden, Parteiprogramme, Protokolle von Parlamentsdebatten u. ä., um die wichtigsten Positionen der Europa-Diskussion in beiden Ländern herauszuarbeiten, wie sie sich in Metaphern, in Slogans und in Schlüsselwörtern ausdrücken.

– Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung

Die Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung legte Ende 1997 ihren ersten Bericht vor in der Absicht, die Diskussion zu versachlichen und die Akzeptanz gegenüber der Neuregelung zu erhöhen. Der Bericht wurde etwa 30 gesellschaftlich relevanten Verbänden und Institutionen in Deutschland, Liechtenstein, Österreich und der Schweiz mit der Bitte um Stellungnahme zugesandt. Die Kommission lud darüber hinaus die Verbände am 23. Januar 1998 nach Mannheim ein, wertete die mündlichen und schriftlichen Stellungnahmen aus und übergab den überarbeiteten Bericht den Kultusbehörden. Die Entscheidung der politisch Verantwortlichen, jetzt keine Änderungen an der Neuregelung vorzunehmen, veranlasste Prof. Dr. Peter Eisenberg, aus der Kommission auszutreten. Die Sprachdidakterin Prof. Dr. Mechthild Dehn (Hamburg) und der Orthographieforscher Prof. Dr. Dieter Herberg (Mannheim) wurden neu in die Kommission berufen. Die Arbeitssitzungen dienten der systematischen Klärung von Zweifelsfragen, in mehreren Beratungen mit Vertretern von Wörterbuchverlagen wurden Interpretations- und Darstellungsprobleme gelöst. Mit dem am 14. Juli 1998 verkündeten einstimmigen Urteil sorgte das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe für Rechtssicherheit

9. Personalstärke, Anschrift, finanzielle Angaben

9.1 Personalstärke (Stand: 1.11.1998)

Mitarbeiter (einschl. Teilzeit- und Projektmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte:	63
(davon beurlaubt: 1)	
Verwaltungs-/technische Angestellte:	35
Projekt-Mitarbeiter:	3
Insgesamt:	101
Studentische Hilfskräfte	40

9.2 Anschrift

Institut für deutsche Sprache

R5, 6–13

D-68 161 Mannheim

Postanschrift:

Postfach 101 621

D-68 016 Mannheim

Telefon (0621) 1581–0

Telefax (0621) 1581–200

E-Mail: vorstand@ids-mannheim.de

internet: <http://www.ids-mannheim.de>

9.3 Haushalt des Instituts im Berichtsjahr

Einnahmen:

Ministerium für Wissenschaft, Forschung und

Kunst Baden-Württemberg

DM 6.684.000,–

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft,

Forschung und Technologie

DM 6.684.000,–

Stadt Mannheim

DM 17.000,–

eigene Einnahmen

DM 127.000,–

DM 13.512.000,–

Ausgaben:

Personalausgaben

DM 10.896.000,–

Sachausgaben

DM 2.538.000,–

Zuweisungen, Zuschüsse

DM 14.000,–

Investitionen

DM 64.000,–

DM 13.512.000,–

Projektmittel:

Bund:

SERGES

Sachmittel

DM 6.305,–

DM 6.305,–

Land Baden-Württemberg:

ALIGNMENT

Personalmittel

DM 27.300,–

DM 27.300,–

VW-Stiftung:

Deutsch-chinesisches Verbvalenz-Wörterbuch

Personalmittel

DM 14.550,–

Sachmittel

DM 8.100,–

DM 22.650,–

Datenbank gesprochenes Deutsch

Personalmittel	DM	12.090,-
Sachmittel	<u>DM</u>	<u>138.078,-</u>
	DM	150.168,-

Kommission der EU:**PAROLE II**

Personalmittel	DM	27.540,-
Sachmittel	<u>DM</u>	<u>98.630,-</u>
	DM	126.170,-

ELAN

Personalmittel	DM	18.150,-
Sachmittel	<u>DM</u>	<u>102.597,-</u>
	DM	120.747,-

SIMPLE

Personalmittel	DM	51.277,-
Sachmittel	<u>DM</u>	<u>18.853,-</u>
	DM	70.130,-

Sonstige:

Kommunikation in Meetings/SAP		
Sachmittel	<u>DM</u>	<u>48.150,-</u>
	DM	48.150,-

**Neuaufgabe „Handbuch für Sprach-Kultur/
Robert-Bosch-Stiftung“**

Sachmittel	<u>DM</u>	<u>22.500,-</u>
	DM	22.500,-

ARC-Projekt/DAAD

Sachmittel	<u>DM</u>	<u>5.300,-</u>
	DM	5.300,-

Summe der Projektmittel

DM 599.420,-

Institutioneller HaushaltDM 13.512.000,-

DM 14.111.420,-

10. Veröffentlichungen im Jahre 1998**JAHRBÜCHER DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE**

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Redaktion: Franz Josef Berens

Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. 446 S.

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN SPRACHE

Forschungen des Instituts für deutsche Sprache

Hg. von Hartmut Günther, Reinhard Fiehler und Bruno Strecker

ab Band 13: Bruno Strecker, Reinhard Fiehler und Hartmut Schmidt

Gunter Narr Verlag, Tübingen

Band 10: Bresson, Daniel/Kubczak, Jacqueline (Hg.): Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. 300 S.

Band 11: Teubert, Wolfgang (Hg.): Neologie und Korpus. 170 S.

Band 12: Storrer, Angelika/Harriehausen, Bettina (Hg.): Hypermedia für Lexikon und Grammatik. 275 S.

Band 13: Haß-Zumkehr, Ulrike: „Wie glaubwürdige Nachrichten versichert haben“. Formulierungstraditionen in Zeitungsnachrichten des 17. bis 20. Jahrhunderts. 240 S.

Band 14: Berend, Nina: Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen. 253 S.

STUDIENBIBLIOGRAPHIEN SPRACHWISSENSCHAFT

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache hg. von Manfred W. Hellmann.

Julius Groos Verlag Heidelberg

Band 23: Herberg, Dieter/Kinne, Michael: Neologismen. 48 S. Diskette.

Band 24: Honnef-Becker, Irmgard/Kühn, Peter: Deutsch als Fremdsprache (Sonderband) 150 S. Diskette.

Band 25: Hoffmann, Ludger: Grammatik der gesprochenen Sprache. 56 S. Diskette.

Band 26: Fluck, Hans R.: Fachsprachen und Fachkommunikation. 50 S. Diskette.

PHONAI – Texte und Untersuchungen zum gesprochenen Deutsch

Hg. vom Deutschen Spracharchiv im Institut für deutsche Sprache

Max Niemeyer Verlag, Tübingen

Band 43: Barden, Birgit/Großkopf, Beate: Sprachliche Akkomodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. XI/404 S.

DEUTSCHE SPRACHE

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache

Hg. von Siegfried Grosse (Geschäftsführung), Hans-Werner Eroms, Gisela Harras und Gerhard Stickel

Redaktion: Franz Josef Berens

Erich Schmidt Verlag, Berlin

Jahrgang 1998: 4 Hefte

SPRACHREPORT

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Hg. vom Institut für deutsche Sprache

Jahrgang 1998: 4 Hefte

VERÖFFENTLICHUNGEN IM EIGENVERLAG

amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache

Hg. vom Institut für deutsche Sprache

Band 0: Hoppe, Gabriele: Herausbildung und Integration des Submusters
ETHNIKA + -(o)phone/-(o)phonie im Französischen und Stellung
des analogen Musters im Lehnwortbildungssystem des Deutschen. 92 S. Diskette.

Teubert, Wolfgang/Tognini-Bonelli, Elena/Volz, Norbert (Hg.): Proceedings of the Third European Seminar „Translation Equivalence“, Montecatini Terme, Italy, October 16–18, 1997. Birmingham/Mannheim: The Tuscan Word Centre/TELRI Association e. V./Institut für deutsche Sprache. 276 S.

Teubert, Wolfgang/Plöger, Kirsten (Hg.): TELRI Final Report. Compiled and edited by Wolfgang Teubert and Kirsten Plöger. Birmingham/Mannheim: The Tuscan Word Centre/TELRI Association e. V./Institut für deutsche Sprache. 124 S. + CD-ROM.

Erjavec, Tomaz/Lawson, Ann/Romary, Laurent (Hg.): East meets West – A Compendium of Multilingual Resources. Mannheim: TELRI Association e. V./Institut für deutsche Sprache. 2 CD-ROMs + Beiheft [8 S.].